Kamerad, reich mir die Hände

Kamerad, reich mir die Hände

Freikorps und Grenzschutz
Baltikum und Heimat

Von

Friedrich Wilhelm von Oertzen



Mit Zeichnungen von Wilhelm Petersen

Im Verlag Ullstein · Berlin

Vorwort



Als im Laufe dieses Sommers der Verlag mit dem Gedanken an mich herantrat, dieses Buch zu schreiben, habe ich, ohne einen Augenblick zu zögern, diese Anregung dankbar aufgegriffen. Dabei ging es mir nicht in allererster Linie darum, die farbigen, heiteren oder trüben Erlebnisse aus jenen ersten Jahren nach dem Kriege aufzuzeichnen; es ging mir auch nicht ausschließlich darum, ein historisches Bild der einzelnen Ereignisse noch einmal niederzulegen. Das Wesentliche schien mir die Ausnutzung der Möglichkeit zu sein, der breiten Öffentlichkeit einmal ein Bild vom Handeln, Denken und Fühlen der Offiziere und Soldaten in den verschiedenen von mir dargestellten historischen Abschnitten geben zu können. Auch das haben andere schon vor mir getan. Aber die Zeit, in der die meisten dieser darstellenden Erinnerungsbücher geschrieben wurden, brachte es mit sich, daß in ihnen eine gewisse Kampfstellung eingenommen wird.

In der vergangenen Zeit ist vieles über und gegen die „reaktionären" Freikorpsoffiziere gesagt und geschrieben worden. So viel, daß fast alle Äußerungen der alten Offiziere selbst zu einer Art von Abwehr dieser Angriffe werden mußten. Aus Angriff und Abwehr hat sich nun in den Köpfen vieler Deutscher

im Laufe der Zeit ein Bild von den damaligen Ereignissen und von ihren Trägern herausgearbeitet, das in krasser Schwarz-weiß-Zeichnung die menschlichen ebenso wie die allzumenschlichen Farbtöne unterschlägt.

Die Offiziere der damaligen Freikorps waren, das kann ich aus eigenster Anschauung und eigenstem Erleben heraus sagen, weder Engel, die keinen anderen Gedanken gehabt haben, als ihr Leben für die höchsten Ideale zu opfern, noch waren sie Teufel, die nach Arbeiterblut lechzten und nur der Reaktion zu dienen als ihr einziges Ziel ansahen. Es waren Männer, von denen die Mehrzahl den ganzen Krieg oder zum mindesten seine schwersten Jahre an der Front mitgemacht hatten und die aus diesem Fronterleben heraus eine tüchtige Portion von ablehnender Verachtung für alles das mit nach Hause brachten, was sie als Etappen- und Heimatkrieger ansehen zu müssen glaubten. Sie stießen bei der ersten Begegnung mit der alten Heimat zum großen Teil auf eine so offenkundig zur Schau getragene feindliche Einstellung gegen all das, was ihnen selbst in ihren schwersten Tagen an der Front innerlich das Durchhalten möglich gemacht hatte, daß sich schon daraus eine natürliche Ablehnung vieler Vorgänge in der Heimat erklären läßt Sie sahen vieles, was sie von ihrem Standpunkte aus als Unfähigkeit, mit den Wirren der Zeit fertigzuwerden, betrachten mußten, und sie waren nicht gewohnt, untätig zuzusehen, wenn Politiker redeten und verhandelten, statt zu handeln.

Um all das, was damals sich zutrug, wirklich verstehen zu können, erschien es mir notwendig, die ganze Atmosphäre dieser wirren und an dramatischen Momenten überreichen Zeit nach Möglichkeit wieder lebendig zu machen. Die Maßstäbe bürgerlicher Wertung, die man später immer wieder an die Ereignisse dieser Zeit zu legen versucht hat, geben meiner Ansicht nach ein gänzlich schiefes Bild.

So ist denn diese Arbeit der Versuch, die Grundlage für eine von allzu bürgerlichen Hemmungen freie Einordnung des Denkens und Handelns der Nachkriegsfreikorps zu geben. Heute

besteht die Möglichkeit, einen solchen Versuch durchzuführen, ohne auf die Schwierigkeiten und inneren Hemmungen zu stoßen, die in den vergangenen Jahren Versuche dieser Art stets belastet und in ihrer Wirkung beeinträchtigt haben. Jenes Denken, das auch für die verwirrtesten Zeiten immer nur die Maßstäbe der kleinen Bürgerlichkeit gelten lassen wollte, ist heute so weitgehend zurückgedrängt, daß ein Versuch, wie ich ihn hier unternommen habe, sich mit der Abwehr dieses Denkens nicht mehr zu belasten braucht. Es ist heute zum erstenmal seit dem Abschluß jener ganzen Periode möglich, Menschen und Vorgänge so zu zeichnen, wie sie wirklich waren, mit all dem Licht, aber auch mit den schweren Schatten, die natürlicherweise auf ihnen liegen mußten. Nur in diesem Sinne will meine Arbeit Anspruch auf den Wert eines Beitrages zur Geschichte des deutschen Soldaten in den ersten Nachkriegsjahren erheben. Wenn der Versuch, den ich hier unternommen habe, in diesem Sinne zu klarerer Erkenntnis auch in den Kreisen des deutschen Volkes führt, die bisher aus den verschiedensten Gründen zu dieser Erkenntnis nicht vorzustoßen vermochten, dann hat er seinen Zweck erfüllt.

Berlin, im Herbst 1933

Der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

*



Eden-Hotel 1919

Grau und naßkalt senkt sich der Abend über das Baracken-lager des Truppenübungsplatzes Alten-Grabow. Es liegt kein Schnee in diesen letzten Dezembertagen des Jahres 1918. Ein dünner, langsam alles durchdringender Regen fisselt vom Himmel. In den Lagerstraßen glänzen im Scheine der spärlichen Laternen bösartig-trübe Pfützen.

Langsam schlendert der Leutnant Werner Martens dem Offizierskasino zu. Dieses Alten-Grabow, in das er seit drei Wochen verschlagen ist, beginnt allmählich ihm auf die Nerven zu gehen. Ein Winter an der Somme, ein anderer bei Baranowitschi waren gewiß nicht schön. Sie waren kalt, sie waren unbequem, und mit einem leisen Schauder erinnert sich der Leutnant Martens noch an den Speisezettel des Winters 1916/17 in Péronne, wo die Abwechslung darin bestand, daß man an zwei Tagen erfrorene Kohlrüben, einmal länglich und einmal in Würfelform geschnitten, zu einer mäßigen Suppe kochte und am dritten Tage als Abwechslung Dörrgemüse serviert bekam. Auch

die Kommißbrote waren damals alles andere als ein Genußmittel. Die Leute bei den Bäckereikolonnen schienen ihre Vorräte etwas gründlich zusammenzukehren, sonst hätte man wohl nicht so oft Fetzen von alten Säcken und gelegentlich sogar einen — es läßt sich nicht verheimlichen — Pferdeappel im Brot gefunden.

Aber alles das war im Krieg.

Heute ist kein Krieg mehr. Aber dieser Zwischenzustand zwischen Krieg und Frieden, dieser Zwischenzustand ist nicht auszuhalten. Gewiß ist ein Bett in einer ziemlich wasserdichten Baracke eine Annehmlichkeit. Aber alles andere ist fürchterlich. Der Leutnant Martens sitzt hier als sogenannter Demobilmachungsoffizier. Jeden Tag treffen neue Formationen ein, die demobil gemacht werden müssen. Abgabe von Waffen und Gerät, Ausstellung der Entlassungspapiere, Ausgabe dieser herrlichen Entlassungsanzüge, die aus Papier und Brennesselfasern gemacht sind und von denen man immer das Gefühl hat, daß sie im ersten Regen sich in ihre wenig angenehmen Bestandteile auflösen werden. Dazu als erfreuliche Zugabe das Regime des Soldatenrats.

Verdammt, jetzt ist der Leutnant Martens doch in eine Riesenpfütze getreten. Aber ein königlich preußischer Leutnant soll noch aufpassen, wenn er daran denken muß, unter was für Umständen er in diesen Zeiten seinen Dienst tun darf? Gelegentlich kommen ja auch beinahe heitere Szenen vor. Da erschienen vor ein paar Tagen die Herrschaften vom Soldatenrat und teilten mit, daß spätestens ab sofort der Demobilmachungsoffizier kein Schriftstück mehr alleine unterzeichnen dürfe. Kein Befehl sei mehr gültig, wenn er nicht die Gegenzeichnung des Soldatenrats trüge.

Im ersten Augenblick hatte der Leutnant Martens das bekommen, was man unter Brüdern als eine anständige Stinkwut bezeichnet. Aber dann hatte er sich zusammengenommen und den Herren sehr freundlich gesagt, sie möchten die Güte haben, unter diesen Umständen auch die notwendigen Befehle und Anordnungen selber zu entwerfen. Er fühle sich überhaupt schon elend und gedenke, sich nunmehr erst einige Tage richtig auszuschlafen.

Nach noch nicht vierundzwanzig Stunden waren die Herren bei ihm in der Baracke erschienen und hatten ihm mitgeteilt, daß sie ihn bäten, seine Dienstfunktionen wieder zu übernehmen, und daß er natürlich auch die laufenden Angelegenheiten selbständig und ohne vorherige Vorlegung beim Soldatenrat erledigen könne.

Aber schließlich: sind das Zustände? Der Herr Schreibstubenunteroffizier erlaubt gütigst, daß man ordnungsmäßig seinen Dienst machen darf.

Im Kasino ist die Stimmung nicht besser als an allen anderen Abenden. Beinahe ohne zu sprechen, essen die Offiziere ihr Abendbrot. Was soll man auch reden? Man weiß ja von keiner Ordonnanz, ob sie nicht jedes Wort, das sie aufschnappt, sofort zum Soldatenrat weiterträgt, und dann gibt es Scherereien und langwierige Verhandlungen, und alles ist so widerlich, noch widerlicher als dieses ganze Leben überhaupt.

Dazu hat man nun also jahrelang draußen den Kopf hingehalten. Dazu hat man sich die Knochen zerschießen lassen, damit hier zu Hause jetzt Schreibstubenbullen, Etappenkraftfahrer und grüne Rekruten, die überhaupt nicht draußen gewesen sind, schnoddrige Redensarten führen, sich überall herumlümmeln und tun, als ob sie die Herren wären. Aber vielleicht sind sie es wirklich. Nach all dem, was man aus Berlin hört, sieht es da ja noch viel schlimmer aus. Dort haben die Herren Revolutionäre ja die Gewalt so ziemlich vollständig in ihren Händen. Bewaffnete Horden, geführt von irgendwelchen Leuten in Marineuniform, von Leuten, die wahrscheinlich niemals die Decksplanken eines kaiserlichen Kriegsschiffes unter den Füßen gehabt haben, geben in Berlin groß an. Was man da so hört, von dem sogenannten Regiment Reichstag oder von der Volksmarine-Division oder vom Herrn Polizeipräsidenten Eichhorn — dagegen ist das, was man hier täglich erlebt, wahrscheinlich noch eine Spielerei.

Aber das Fürchterliche ist eben, daß man hier weit vom Schuß, daß man so völlig untätig sitzen muß. Jeden Tag immer

wieder dasselbe! In der Nacht ist in irgendeinen Lagerschuppen eingebrochen worden. Material und Gerät sind gestohlen. Die Posten haben nichts gesehen. Wahrscheinlich sind sie selber eingebrochen. Bestrafen kann man die Burschen nicht, denn das Recht dazu hat sich der hohe Soldatenrat vorbehalten. Es ist alles sinnlos. Es ist alles so trist und so hoffnungslos wie dieses verfluchte Wetter, das dem Leutnant Martens den in Ehren an der Somme geholten Rheumatismus in sämtliche Knochen treibt. Wenn man nur irgendwie hier weg könnte. Und wenn es nach Berlin ist, zu den Kameraden beim eigenen Ersatzbataillon.

Trübe brennt im Lesezimmer des Kasinos eine einzige Birne. Der Leutnant Martens setzt sich an den Tisch und schreibt einen Brief. In Berlin beim Ersatzbataillon ist jetzt ein alter Kamerad der Adjutant. An ihn schreibt er, das Bataillon soll ihn anfordern. Mögen sich dann hier die Herren vom Soldatenrat gegenseitig die Klamotten vom Leibe stehlen. Das wird dem Leutnant Martens so gleichgültig sein wie nur irgend etwas in dieser Welt.

Nach ein paar Tagen ist die ersehnte Antwort da. Die Anforderung ist unterwegs. Der Dienstweg ist zwar eine etwas holperige Straße, auf der man mit unerwarteten Pannen rechnen muß, aber schließlich erreicht auch die offizielle Verfügung ihr Ziel.

Der Leutnant Martens steht in Hemdsärmeln in seiner Barackenbude und packt seine Sachen. Viel ist da eigentlich nicht einzupacken. Das bißchen Wäsche, ein paar Uniformen, ein Band Galgenlieder vom guten Christian Morgenstern, das ist so ziemlich alles. Den Fotografenapparat haben sie ihm schon auf dem Rückmarsch gestohlen, weil es wohl der einzige Wertgegenstand war, den die Herrschaften im Leutnantskoffer gefunden hatten. Nun, man hat schon mehr in seinem Leben verloren als einen Fotografenapparat. Und so heiter ist diese Zeit auch nicht, daß sie den Leutnant Martens reizen würde, Bilddokumente von ihr anzufertigen.

So, nun nach alter bewährter Methode mit kurzem Schwung

auf den Koffer gesprungen; ein anständiger Militärkoffer geht nach dreieinhalb Jahren Feldlaufbahn anders überhaupt nicht mehr zu. Und dann noch als Letztes der Abschied vom Burschen. Eigentlich gibt's ja hier in Alten-Grabow keine Offiziersburschen mehr. Abgeschafft vom Soldatenrat. Aber dem alten Landsturmmann Kornatzki aus dem Kreise Kosel, der während des letzten bitteren Jahres den Leutnant Martens betreut hatte und der noch immer, wenn überhaupt nichts mehr zu essen da war, aus seinem alten Brotbeutel irgendein Stück heimatlichen Speck für sich und Pan Leitnam hervorgezaubert hatte, dem alten Kornatzki waren derartige Verfügungen eines revolutionären Soldatenrates vollständig gleichgültig. Er war hingegangen zu den Herren und hatte erklärt, er sei ein alter Mann, und Dienst machen wolle er nicht. Für diese Argumentation hatte natürlich der Soldatenrat weitgehendes Verständnis gezeigt. Und so war denn der Landsturmmann Kornatzki dienstfrei gewesen und hatte seinen Leutnant genau so versorgt wie früher.

Überhaupt der Kornatzki. Schon gleich hinter der Grenze auf dem Rückmarsch war die Verfügung gekommen, daß alle Leute über fünfundvierzig Jahre sofort zu entlassen seien. Siebenundvierzig war der Kornatzki alt. Ein kleiner Hofbesitzer und Vater von sechs Kindern. Also selbstverständlich zu entlassen. Aber dagegen hatte er sich gewehrt.



„Kann mich Pan Leitnam nicht mehr gebrauchen? Mecht ich bei Pan Leitnam bleiben, so lange wie get."

Und Kornatzki war geblieben bis jetzt. Aber nun mußte auch das mal zu Ende sein. Nach Berlin hätte der gute Alte auch wirklich kaum gepaßt.

Seit vierundzwanzig Stunden weiß er das, und er nimmt es mit der gleichen selbstverständlichen Gelassenheit, mit der er auch das dickste Schlamassel draußen in Frankreich hat über sich ergehen lassen. Nur jetzt, als der Leutnant ihm zum letztenmal die rostbraune Pfote schüttelt, da laufen ihm ganz langsam ein paar Tränen über die Backen, und, verdammt nochmal, dem Leutnant Martens ist in diesem Augenblick das Heulen auch viel näher als das Lachen. Da geht nun wieder ein anständiges Stück von der alten Front weg. Wahrscheinlich wird man sich in diesem Leben nicht mehr wiedersehen. Der Landsturmmann Kornatzki wird irgendwo im Kreise Kosel in seiner Kate sitzen. Er wird seinen Kohl und seine Kartoffeln bauen, und vielleicht wird er noch ein paar Kinder in die Welt setzen. Aber der Landsturmmann Kornatzki weiß wenigstens ziemlich genau, wo er hingehört. Da ist ein Stück Erde, für das ist er verantwortlich. Da ist seine Frau und da sind seine Kinder, für die wird er schuften. Das alles hat seine Ordnung. Das alles hat seinen Sinn.

Aber der Leutnant Werner Martens, was hat der für einen Sinn? Von der Prima weg in den Krieg. Nicht einmal Zeit zum Not-Abiturium gelassen. Dreieinhalb Jahre Orlog mit allem, was dazugehört. Und nun hier Dreck und Schlamm. Nicht derselbe saubere Dreck von der Somme. Nein, alles ist undurchsichtig, alles ist trübe und modrig.

Jetzt fährt man also nach Berlin, eigentlich aus keinem andern Grunde, als weil man aus diesem fürchterlichen Alten-Grabow weg wollte. Was wird Berlin bringen? Was wird die Zukunft überhaupt sein? Gibt es denn eine Zukunft?

Der Leutnant Martens gibt sich innerlich einen Ruck in die Schnauze. Was sind das für alberne Überlegungen für einen Menschen von Einundzwanzig? Im Kriege hat man ja auch nicht nach der Zukunft fragen können. Man hat gelebt, so lange man Gelegenheit dazu hatte. Und vielleicht ist das gar nicht einmal die schlechteste Art zu leben. Nicht allzuviel denken. Geradeaus gehen. Befehle ausführen und im übrigen den lieben

Gott einen guten Mann sein lassen. Soweit der Leutnant Martens nach seiner persönlichen Erfahrung urteilen kann, muß er sagen: der liebe Gott hat einen königlich preußischen Leutnant noch nie ganz verlassen!

*

In Berlin beim Ersatzbataillon gibt es zunächst eine große Enttäuschung. Die Zustände sind eigentlich nicht viel anders als in Alten-Grabow. Der Kommandeur ist nervös und gehetzt, der Adjutant freundlich, aber ebenfalls halb eilig, halb ratlos. Zu machen ist gar nichts.

„Was willst du hier rumlaufen? Du hast dich hier gemeldet. Wir wissen, daß du da bist. Mehr ist tatsächlich augenblicklich nicht zu tun. Mach, was du willst. Man kann nicht wissen, wie die Dinge kommen; vorläufig genügt es, wenn ich weiß, wo ich dich erreichen kann."

Das ist ja nun tatsächlich nicht sehr viel. Irgendwo im Westen, in einer dieser Straßen, die alle so verteufelt gleichartig aussehen, mietet der Leutnant Martens sich ein Zimmer. Das ist ja nun schon wesentlich besser als in Alten-Grabow. Aber was soll man jetzt machen? Wenn man achtundvierzig Stunden lang richtig ausgeschlafen hat, bleibt einem gar nichts anderes übrig, als langsam einmal mit dem Nachdenken zu beginnen. Und das ist für den Leutnant Martens eine unerquickliche Angelegenheit. Es sieht nicht so aus, als ob hier viel werden würde. Und in dem Augenblick, in dem dem königlich preußischen Leutnant Werner Martens nicht mehr befohlen wird, was er tun soll, in dem Augenblick, in dem er so ziemlich auf sich selbst gestellt ist, beginnt er zu überlegen, was nun wohl aus ihm werden solle.

Und dabei kommt er zu recht häßlichen Vorstellungen. Er weiß, wie man sich im Bewegungskriege benimmt. Er hat eine gewisse Fertigkeit darin, auch ganz frische Hühner in knapp einer Stunde zu einer durchaus erklecklichen Suppe zu verarbeiten. Er kann mit Gasmaske, Handgranate und Maschinengewehr umgehen. Er kann eine Kompagnie führen. Er kennt aus seiner

Praxis als Führer des Regiments-Nachrichtenzuges die modernen Nachrichtenmittel, und sogar mit einer Funkstation kann er zur Not umgehen. Aber was nützen alle diese Fähigkeiten dem zukünftigen Zivilisten Werner Martens, der nicht einmal das Abiturientenexamen gemacht hat, der es nur gerade bis zur Oberprimareife eines humanistischen Gymnasiums gebracht hat? Wenn man irgend etwas machen will, wird also zunächst das Abiturium nachzuholen sein.

Das ist keine sehr reizvolle Vorstellung. Nur dunkel erinnert sich der Leutnant Martens noch an gewisse Kenntnisse aus seiner Schulzeit. Es ist ein wenig viel passiert in den dreieinhalb Jahren, seitdem er aus der Unterprima raus ist. Er kann sich nicht recht vorstellen, daß er nun wieder Mathematikaufgaben lösen oder deutsche Aufsätze über das schöne Thema schreiben soll: Weshalb „Minna von Barnhelm" ein Lustspiel und keine Tragödie sei. Aber es wird wohl nichts helfen. Wenn man einmal zu der Erkenntnis gekommen ist, daß irgend etwas gemacht werden muß, dann soll man sich nicht lange zieren. Dann soll man rangehen und die Sache auf die Hörner nehmen.

Vierundzwanzig Stunden später hat deshalb der Leutnant Martens bereits mit einem Privatlehrer ein Abkommen getroffen, wonach er in etwa drei bis vier Monaten so weit sein soll, daß er dann das Abiturium nachmachen kann. Es gibt ja auch besondere Kriegsteilnehmerkurse, aber dazu kann sich der Leutnant Martens denn doch nicht entschließen. Sich in eine Schulbank hineinzuklemmen und in der Pause auf einem Schulhof spazierenzugehen, das würde ihm ausgesprochen deplaciert vorkommen. So kann man wenigstens mit einem vernünftigen Menschen alleine reden. Man kann zu Hause auf seiner Bude den notwendigen Formelkram büffeln, und dann wird die Sache schon irgendwie geradekommen.

Am 2. Januar 1919 soll der Leutnant Martens zur ersten Unterrichtsstunde antreten. Er hat sich die notwendigen Bücher beschafft. Er kommt sich etwas komisch vor. Aber es wird schon gehen. Er sitzt noch beim Kaffee oder dem, was seine Wirtin mit

diesem zwar schmeichelhaften, aber wohl nicht ganz passenden Namen belegt, und stellt sich dabei möglichst plastisch vor, einen wie ungewöhnlich komischen Eindruck er aller Voraussicht nach in dieser ersten Stunde machen wird. Sehr wohl ist ihm nicht. Ein königlich preußischer Leutnant pflegt nicht sehr schüchtern zu sein. Aber er unternimmt ungern Dinge, von denen er das unbedingt sichere Gefühl hat, daß er sich bei ihnen heftig blamieren muß.

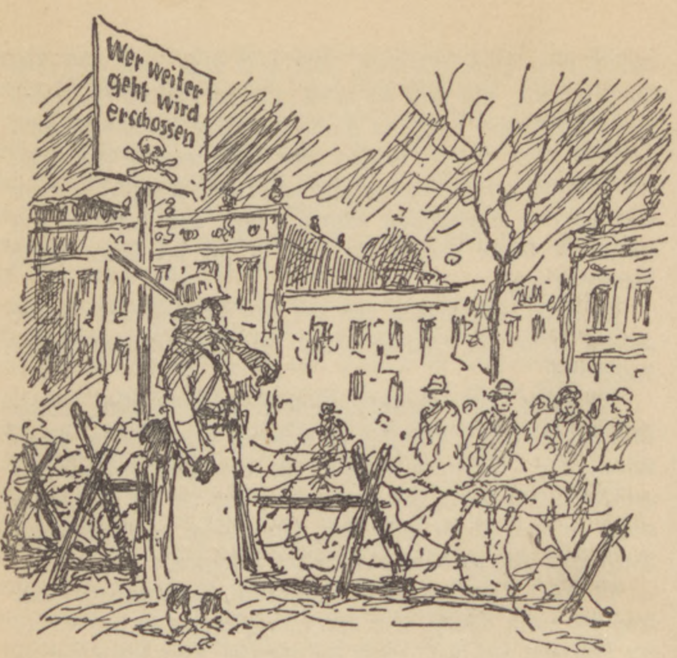
Es klopft. Die Wirtin ruft ihn ans Telefon, und an der andern Seite der Strippe hängt der Adjutant des Ersatzbataillons.

„Martens, die Gardekavallerie-Schützen-Division, Divisionsstabsquartier Luisenstift in Dahlem, hat einen im Nachrichtendienst erfahrenen Offizier für den Divisionsstab angefordert. Wir haben hier niemanden, und du hast ja sowieso nichts zu tun. Melde dich, bitte, sofort beim Ia, Hauptmann Pabst. Der wird dir dann das Weitere mitteilen.“

Es knackt. Der Apparat ist aufgehängt. Der Leutnant Martens hat einen Befehl. Der Leutnant Martens ist jetzt wieder der Leutnant und nicht mehr der Schüler. Das Leben hat an irgendeiner Stelle wieder einen Sinn.

*

Es ist schon immer so gewesen in der Welt: wat dem eenen sin Uhl is, is dem annern sin Nachtigall. Die Zöglinge des Luisenstifts in Berlin-Dahlem haben von der sogenannten Deutschen Revolution zunächst einmal verlängerte Weihnachtsferien. Im Gebäude des Luisenstifts in der Podbielski-Allee herrscht Hochbetrieb. Die Klassenzimmer sind zu Büros geworden, und auf den Bänken, auf denen sonst junge Mädchen über die Werte deutscher Klassiker belehrt werden, sitzen alte Krieger. In den geheiligten Räumen riecht es beachtlich nach Knaster. Auf den Korridoren knallen schwere Militärstiefel. Die Mädels würden ihre Freude haben, wenn sie das miterleben könnten.



Was hier vor sich geht, ist etwas Merkwürdiges. In diesem Gebäude liegt der Stab des Gruppenkommandos Lüttwitz, der Stab der Gardekavallerie-Schützen-Division, und in diesem Gebäude hat auch der Herr Oberkommandierende in den Marken Gustav Noske seine Büros. Die Stäbe verfügen im Augenblick noch nicht über eine sehr große Zahl von Formationen. Das alles muß mehr oder weniger aus der Erde gestampft werden. Hier vor den Toren Berlins werden Abteilungen, Regimenter, Divisionen zusammengestellt, mit deren Hilfe die Reichshauptstadt von der Bedrohung durch den spartakistischen Terror freigemacht werden soll. Das ist nicht so einfach, wie man vielleicht glauben könnte. Es ist nicht so, daß von außerhalb geschlossene Formationen herangezogen werden können, die dem Kommando der Stäbe unterstellt werden und

die dann einfach in Aktion treten. Die meisten greifbaren Formationen sind so verseucht, daß man sie zur Durchführung der zu lösenden Aufgaben nicht ohne weiteres gebrauchen kann. Überall bei den Ersatztruppenteilen führen die Soldatenräte das große Wort. Überall herrscht Unordnung und Demoralisierung. Die Depots mit Waffen, Munition, Gerät sind großenteils nicht greifbar. Man könnte sie natürlich mit den vorhandenen Truppen einfach wegnehmen, aber das würde unter Umständen hart auf hart gehen. Das würde Blut kosten, und die Herren Volksbeauftragten in Berlin möchten das gerne vermeiden. Sie paktieren, sie verhandeln, sie halten Sitzungen ab, und in der Zwischenzeit organisieren die Spartakisten, die sich um die Früchte der Revolution betrogen glauben, in aller Ruhe die zweite Revolution. Das sollen Lüttwitz und die Gardekavallerie-Schützen-Division verhindern. Aber wie sie das machen, ist ihre Sache. Die Herren Volksbeauftragten wollen davon möglichst wenig wissen. Und das Groteske dabei ist, daß sie in ihrem schlechten Gewissen einerseits das Militär brauchen und auf der andern Seite Angst vor ihm haben.

Also müssen die Generale von Lüttwitz und von Hofmann hier ihre Formationen zusammenstellen, aber man soll es eigentlich doch wohl nicht so merken. Sie haben Offiziere und Mannschaften genug. Aber es fehlt an Ausrüstung, an Waffen. Nichts ist vollständig, und nichts ist vielleicht so schwierig, wie aus der allgemeinen Demoralisation heraus wieder eine vernünftige, zuverlässige und schlagkräftige Truppe auf die Beine zu stellen.

Das alles erfährt der Leutnant Martens, als er sich befehlsgemäß beim Ia der Gardekavallerie-Schützen-Division, dem Hauptmann Pabst, meldet. Der Leutnant Martens wird zunächst einmal dem Divisions-Nachrichten-Kommandeur, Hauptmann Petri, zugeteilt, als sein Adjutant. Nun, weshalb soll man nicht auch einmal Adjutant spielen. Aus dem Zimmer des Ia klettert der Leutnant hinunter in eins der Klassenzimmer, das dem Hauptmann Petri und seinen Schreibern als Büro dient.

Er hat gerade seine Meldung gemacht und die Zigarette angesteckt, die der Hauptmann ihm gegeben hat, als die Tür aufgerissen wird und ein baumlanger Mensch den Raum betritt. Die Erscheinung dieses Mannes ist bemerkenswert. Nur wenig überlebensgroß, in einem völlig verschmierten Monteurkittel, mit Fäusten, von denen auch das Benzin die Ölkruste nicht ganz hat entfernen können, auf dem linken Ohr eine blaue Arbeitermütze. Aber unter dieser Mütze ein merkwürdig kantiger blonder Schädel mit harten blauen Augen unter scharf hervorspringenden buschigen Augenbrauen.

Hauptmann Petri sieht das Erstaunen seines neuen Adjutanten über diese Erscheinung. „Ach, da kann ich Sie gleich bekanntmachen, Herr Martens. Sie werden viel mit dem Grafen Bismarck zu tun haben. Meine Herren", mit einer Bewegung des Vorstellens: „Leutnant Martens, mein neuer Adjutant, Leutnant Graf Bismarck-Warzin von den Gardes du Corps, zur Zeit Kommandeur der Divisions-Fernsprechabteilung."

„Abteilung ist gut", grinst Bismarck. „Man muß sich die ganze Kohorte erst zusammenholen, und dann das Material und die Fahrzeuge. Nischt ist da. Die Depots hinten in Treptow, wo die Roten am dicksten sitzen. Na, eben habe ich ihnen eine ganz anständige Fuhre von Zeug unter dem Hintern weggeklaut. Und da ich gerade unterwegs war, bin ich noch in Moabit vorbeigefahren und habe gleich noch ein paar hundert Gewehre mitgebracht. Die Idioten haben gar nicht gemerkt, daß es nicht für ihre eigenen Leute gewesen ist."

Noch während des Sprechens hat Bismarck sich eine kurze Pfeife gestopft und stößt jetzt giftig stinkende Qualmwolken von sich. Er ist sichtlich mit sich und der Welt ganz außerordentlich zufrieden.

Der Hauptmann wird hinausgerufen, und die beiden Leutnants beginnen eine Unterhaltung. Werner Martens möchte eine ganze Menge von Dingen wissen, und auf alles weiß der lange Bismarck in seiner trockenen und derben Art Auskunft

zu geben. Es geht ganz gut vorwärts mit dem Arbeiten. Freiwillige, alles altgediente Soldaten, gibt es genug. Allmählich kommen auch geschlossene Formationen. Da draußen die Leute mit dem merkwürdigen silbernen Eichenkranz am Kragen, das sind die Leute des Generals Märker vom Landesschützen-Korps. Ordentliche Kerls, gut geschlossen und ziemlich komplett ausgerüstet. Aber sonst ist nicht sehr viel los. Die Regimenter der Gardekavallerie-Schützen-Division müssen erst langsam aufgefüllt werden. Aber mit der Zeit wird es schon. Allmählich wird um ganz Berlin ein Ring gelegt, und dann wird man die Strippe zuziehen, und den Spartakisten wird langsam die Lust am Putschen vergehen. Inzwischen muß man natürlich aufpassen.

Der lange Bismarck hat sich dazu einen besonderen Sport ausgedacht. Mit ein paar zuverlässigen Kerls von seiner Abteilung, die nebenbei mit Abhörgeräten gut umgehen können, pflegt er des Abends in seiner Monteurkluft in die dicksten Spartakistenlokale zu ziehen, um zunächst einmal herauszubekommen, wo und wann Zusammenkünfte der etwas Prominenteren der Herren Spartakisten stattfinden. Dazu gibt's dann natürlich keinen Zutritt. Aber wozu hat man seine Mikrophone und sein Kabel in der Tasche. Dann wird ein wenig Räuber und Gendarm gespielt, man bohrt eine Wand oder eine Türfüllung an, setzt vorsichtig von außen ein Mikrophon gegen die Öffnung, zieht ein paar Meter Strippe und hockt sich draußen im Hofe in eine dunkle Ecke mit dem Kopfhörer um. Da kann man allerlei ganz nette kleine Angelegenheiten zu hören bekommen. Nicht ganz ungefährlich das Ganze.

„Aber sehen Sie mal, Herr Martens", und dabei freut sich Bismarck wie ein großer Schuljunge, „mit meiner Taschenfüllung kommt man schließlich auch aus einem ziemlich dicken Schlamassel wieder raus!"

Aus jeder der unergründlichen Taschen des Monteuranzuges kommen bei diesen Worten drei oder vier Eierhandgranaten zutage.

„Eigentlich mag ich ja die Dinger nicht. Aber erstens ist es



mit den Stielhandgranaten hier ziemlich knapp, und zweitens kann man diese netten kleinen Eier auch unauffälliger transportieren."

Der Leutnant Graf Bismarck vom Regiment der Gardes du Corps findet sichtlich die Vorstellung ungemein erheiternd, daß die Spartakisten ihn bei einer solchen Gelegenheit einmal zu fassen kriegen könnten. Dabei liegen derartige Möglichkeiten durchaus nicht ganz außerhalb der Wahrscheinlichkeit. Eigentlich jeden Tag kommt es vor, daß einzelne Angehörige der Division wie die tollen Hunde irgendwo totgeschlagen werden. In ein paar Fällen haben sich die Herren auch diese Mühe erspart, sie haben den Unglücklichen nur einfach die Arme und Beine zusammengebunden und sie dann wie die jungen Katzen in irgendeinem Kanal ersäuft. Das alles weiß der lange Bismarck selbstverständlich genau. Aber das sind nicht Dinge, die ihn irgendwie stören oder irritieren könnten. Er betrachtet das Ganze hier als nicht absolut ernst zu nehmen. Mit den Spartakisten muß man doch fertig werden können. Aber solange die hohen Herren von den Stäben noch andere Dinge zu tun haben, wird er hier seinen kleinen Privatkrieg führen, so wie es ihm Freude macht, mit viel persönlicher Gefahr dabei, aber auch mit handgreiflichem Erfolg. Er braust los mit ein paar Lastwagen und fischt bei den Spartakisten Gewehre, Munition, Handgranaten und Gerät aller Art. Er überwacht auf seine etwas primitiven Methoden die spartakistischen Führer. Aber er hat seinen Spaß davon, und die Division und das Gruppenkommando haben durchaus ihren Vorteil.

Noch ein paar Jahre später, als einmal in einer Reichswehr-Debatte besonders giftige Angriffe gegen die alten Offiziere laut wurden, stand Gustav Noske, der damals schon längst nicht mehr Minister war, auf und erklärte mit starker Betonung, daß

er ohne die Hilfe der alten Offiziere im Jahre 1919 mit den Spartakisten kaum fertig geworden wäre. Und dabei erwähnte er ganz besonders auch den Grafen Bismarck, von dem er sagte, er habe damals in der allerkritischsten Zeit den Regierungstruppen mit eigener Lebensgefahr die Gewehre und die Munition zur Niederschlagung der Spartakisten zusammengestohlen. Er habe sie den Spartakisten sozusagen unter dem Hintern weggeholt.

Die ersten paar Tage braucht der Leutnant Martens, um sich mit den ungewohnten Verhältnissen und der neuen Umgebung vertraut zu machen. Dieses ganze Leben ist etwas anderes als das Leben in einem Divisionsstab an der Front. Die Äußerlichkeiten sind zwar dieselben, aber unendlich vieles ist doch wieder ganz anders. Da ist zum Beispiel der Herr Gustav Noske, der mit seinem großen Schlapphut hier als Nachfolger des alten Generaloberſten von Kessel als Oberkommandierender in den Marken fungiert. Der Leutnant Martens weiß nicht ganz genau, was man von diesem Herrn Gustav Noske halten soll. Er ist ein Sozialdemokrat. Man sagt von ihm, er habe die Revolution in Kiel mitgemacht, und nun sitzt er hier draußen im Luisenstift in Dahlem in einem großen Zimmer mit drei Telefonen auf dem Tisch, mit einem persönlichen Adjutanten und zwei Generalstabsoffizieren, einen hinten, einen vorne, und was tut er eigentlich? Beaufsichtigt er General von Lüttwitz und General von Hofmann? Dirigiert er die Aufstellung und Zusammenziehung der Formationen? Es ist etwas Merkwürdiges um diesen Herrn Noske. Man weiß zunächst nicht, was man mit ihm anfangen soll. Aber bald merkt auch der Leutnant Martens, daß die Generalstabsoffiziere sehr wohl wissen, wie man den Herrn Oberkommandierenden behandeln muß. Nicht als ob man ihn so leicht dumm machen könnte. Aber da ist dieses gewisse Fluidum, diese ganze Generalstabsatmosphäre, der sich selbst ein Mann wie Noske nicht auf die Dauer zu entziehen vermag. Die ruhige Bestimmtheit, mit der Forderungen sachlich begründet werden, das Nichtzurückweichen vor not-

wendigen Entscheidungen, die klare Höflichkeit, die doch gar nichts Kriecherisches hat — das alles verfehlt seine Wirkung auf Noske nicht. Es ist vielleicht ganz gut, das merkt auch der Leutnant Martens sehr bald, den Herrn Gustav Noske hier draußen zu haben. Würde er immer nur drinnen in Berlin in der Wilhelmstraße sitzen, dann wäre er so vielen schädlichen Einflüssen ausgesetzt, dann würde er so viele Hemmungen haben, daß man überhaupt nicht weiterkommen könnte. So geht das alles ganz gut. Man hat einen Vertreter der Regierung da, der die getroffenen Entscheidungen politisch zu verantworten hat. Man spart sich viel Scherereien, und der Sache wird genützt.

Eines Tages wird der Leutnant Martens zum Oberkommandierenden befohlen. Etwas merkwürdig ist ihm doch zumute, als er vor dem Herrn Gustav Noske in strammer Haltung steht und dabei den Generalstabsmajor beobachtet, der mit dem vierschrötigen großen Mann so umgeht, wie er wahrscheinlich vor ein paar Monaten mit dem Armeeoberkommandeur General von Sowieso umgegangen ist.

Als Martens sich gemeldet hat, steht Noske von dem Tisch auf, an dem er, mitten im Zimmer, geschrieben hat. Der Generalstabsmajor flüstert ihm ein paar Worte ins Ohr. Noske nickt bedächtig mit dem schweren Schädel und sagt:

„Ach so, ja. Herr Leutnant, Sie werden jetzt hier von mir einen Ausweis bekommen, der Sie berechtigt, auf dem Fernsprechamt in Steglitz eine dauernde Überwachung des Privatanschlusses von Karl Liebknecht einzurichten. Das ist ein wichtiger Auftrag. Führen Sie ihn ohne Lärm durch. Hier haben Sie den Ausweis."

Der Generalstabsmajor tritt an den Tisch.

„Verzeihung, Herr Oberkommandierender, es fehlt noch die Unterschrift."

Bedächtig und mit schweren Strichen malt Gustav Noske seinen Namen unter das Schriftstück. Bedächtig löscht er ab und reicht das Stück Papier dem Leutnant Martens hinüber. Der

nimmt es, klappt noch einmal mit den Hacken, macht eine kurze Verbeugung und ist draußen.

Merkwürdig sind alle diese Aktionen des Januar 1919 in Berlin. Da ist eine Stadt mit ein paar Millionen Einwohnern, und in dieser Stadt sind die verschiedensten militärischen oder bewaffneten Gruppen, die miteinander im Krieg liegen. Liegen sie denn eigentlich miteinander im Krieg? Es ist ein Krieg des Unterirdischen. Man beobachtet sich gegenseitig. Man traut sich nicht. Man unternimmt kleine Aktionen. Aber es geschieht nichts Entscheidendes. Gegen wen denn eigentlich auch? Der eigentliche Feind, der Spartakismus, verfügt gar nicht über größere geschlossene Truppenkörper. Er ist mehr ein gefährlicher Begriff, eine unterirdische Bewegung, die heute oder morgen wie die Flamme eines Moorbrandes unter der Oberfläche hervorbrechen kann und von der man nie genau weiß, an welcher Stelle und in welcher Stärke dieser Ausbruch erfolgen wird.

Da sind an den verschiedensten Stellen dieser Riesenstadt bewaffnete Haufen, von denen man nicht genau weiß, für was oder gegen was sie vielleicht schon morgen die Gewehre erheben werden. Da sind die Fabriken mit ihren Hunderttausenden von Arbeitern, und auch diese Massen bilden einen Faktor der ständigen Unsicherheit. Was bedeutet es, wenn Sozialdemokraten der verschiedensten Färbung in den wichtigsten Regierungsämtern sitzen? Haben sie denn ihre Leute in der Hand? Gelten sie denn nicht heute schon als Verräter ihrer eigenen Sache?

Diese ganze Atmosphäre der ungewissen Gespanntheit, der Furcht vor irgend etwas Unbestimmtem liegt auf einem Untergrund, der irgendwie von all-dem gar nicht berührt wird. Die Millionen in dieser Stadt haben Jahre des mehr oder weniger offenen Hungers hinter sich. Sie wollen ihre Ruhe, ihre friedliche Arbeit, und sie betrachten alle diese einzelnen Gruppen, alle diese miteinander im Kampf liegenden Kräfte als etwas Fremdes, als etwas Störendes, als etwas Gefährliches.

Dabei eine schon beinahe groteske Gewöhnung an ungewöhn-

liche Ereignisse. In einer Straße gehen die Menschen friedlich ihres Weges. Die Geschäfte sind offen. Die Hausfrauen machen ihre Einkäufe. Fahrzeuge und Geschäftsboten liefern Waren aus. Und alles scheint so selbstverständlich, so ruhig wie eben in einer betriebsamen und ruhigen Stadt. Da klingen irgendwo plötzlich mit scharfem, peitschendem Knall ein paar Gewehrschüsse auf. Und mit der schnellen Reaktion, die nur die Erfahrung mit sich bringt, tun alle diese friedlichen Bürger, diese Hausfrauen, diese Geschäftsleute, das, was der Feuergewöhnte in einem solchen Falle zu tun pflegt: in wenigen Sekunden ist die Straße leer. In den Geschäften klappern die Rolläden herunter, die Fenster sind geschlossen.

Vielleicht rennen ein paar Gestalten eilig über die Straße. Vielleicht ertönen noch ein paar Schüsse; eine Patrouille der Regierungstruppen fegt um die Ecke, an ihrer Spitze ein Offizier mit entsichertem Revolver. Aber das alles ist irgendwie unwirklich und spukhaft. Das alles wirkt wie eine Wolke, die nur für Augenblicke die Sonne zu verdunkeln vermag. Nach wenigen Minuten ist alles wie zuvor. Die Menschen gehen wieder auf der Straße. Die Geschäfte sind wieder offen. Die Fuhrleute beschäftigen sich an ihren Wagen. Und wer jetzt in diese Straße einbiegt, kommt gar nicht auf den Gedanken, daß noch vor ein paar Minuten hier geschossen worden ist. Nur der Zufall lenkt vielleicht den Blick auf ein paar Stellen an irgendeiner Hauswand, wo der Putz abgesprungen ist. Der zufällige Passant blickt näher hin, und er erkennt die Einschläge von Gewehrkugeln. Frisch, so frisch wie nur möglich.

*

Eine halbe Stunde nachdem der Leutnant Martens das Zimmer des Oberkommandierenden Gustav Noske verlassen hat, steht er in dem Arbeitsraum des Direktors des Fernsprechamtes Steglitz. Unten auf dem Hof, so daß sie von der Straße aus nicht gesehen werden können, stehen sechs Mann mit Gewehren und Handgranaten, außerdem zwei Maschinenpistolen.



Der Postdirektor ist ein würdiger, ergrauter Beamter. Er empfängt den Leutnant höflich und mit ein wenig erstaunter Zurückhaltung. Hier bei ihm ist alles ruhig. Was sollen die Soldaten hier? Sie erregen höchstens die Aufmerksamkeit und Neugier seiner Beamten, und daraus können dann leicht Unannehmlichkeiten entstehen. Man kann heute nie wissen, was in ein paar Stunden sein wird. Besser ist es, man hat mit keiner der Parteien irgend etwas zu tun. Man tut seine Pflicht als Beamter. Das ist die Hauptsache.

„Herr Postdirektor, ich habe den Befehl, den Telefonanschluß von Karl Liebknecht, der hier auf Ihrem Amt angeschlossen ist, ständig überwachen zu lassen. Ich habe zu diesem Zweck einige Leute der Divisions-Fernsprechabteilung der Gardekavallerie-Schützen-Division mit. Bitte, haben Sie die Güte, mir den Anschluß zeigen zu lassen oder am besten selber zu zeigen, damit die Überwachung einsetzen kann."

Im Gesicht des Postdirektors geht eine plötzliche Veränderung vor. Was vorher noch abwartend-erstaunte Zurückhaltung war, wird jetzt zur offenen Ablehnung. Dieser Mann ist sicherlich alles andere als ein Spartakist. Wenn man ihn von seinem Posten wegnehmen und ihm ein Gewehr in die Hand drücken würde, würde er in irgendeiner Bürgerwehrformation gegen die Spartakisten sicherlich vollauf seine Pflicht tun. Aber dies hier ist etwas anderes. Hier verlangt man von ihm, dem Postdirektor in Steglitz, dem vereidigten höheren Beamten einer Reichsbehörde, eine ganz klare Verletzung seiner Amtspflicht. Es gibt ein Post- und ein Telegrafengeheimnis, und er, der Postdirektor, hat in seinem Amtsbereich für die Einhaltung dieser gesetzlichen Vorschriften zu sorgen. Ob Recht oder Unrecht, ob Spartakist oder Regierungsmann, die Teilnehmer seines Fernsprechamtes scheiden sich nicht in Gerechte und Ungerechte. Sie scheiden sich allerhöchstens in Zahlende und Nichtzahlende.

Der Leutnant sieht die Veränderung im Gesicht des alten Mannes. Er weiß, welche Antwort jetzt kommen wird. Aber er weiß auch, wie die Dinge sich weiter entwickeln werden, und der

alte Postdirektor tut ihm ein wenig leid. Heute abend, wenn er zu Hause bei seiner Frau sein wird, wird er nicht mehr ganz derselbe sein, der er am Morgen war, als er ins Amt ging. Er wird irgendwo innerlich einen Knacks bekommen haben. Er wird die Welt nicht mehr ganz verstehen, eine Welt, die höflich, aber energisch sich über Gesetzesvorschriften hinwegsetzt, eine Welt, die ohne Rücksicht auf Paragraphen und Dienstanweisungen das durchführt, was ihr notwendig erscheint.

Und der Leutnant Martens ist nicht im geringsten verwundert, als der Postdirektor ihm nun mit einem Unterton von eisiger Empörung erklärt, daß er dem Wunsche des Herrn Leutnants nicht nachkommen könne, da seine Dienstvorschriften dem entgegenstünden.

Ein korrekter Beamter kann gar nicht anders handeln, denkt der Leutnant. Aber ich habe meinen Auftrag, der durchgeführt werden muß. Dagegen helfen die schönsten Dienstvorschriften nichts.

„Es tut mir leid, Herr Postdirektor. Mein Befehl lautet, die Überwachung des Liebknechtschen Anschlusses sofort vorzunehmen. Sollten Sie sich weigern, mir die Durchführung meines Befehls zu ermöglichen, so bin ich zu meinem aufrichtigen Bedauern gezwungen, Gewalt anzuwenden."

Vielleicht hat der Postdirektor etwas Derartiges erwartet. Vielleicht hat er sogar im stillen gehofft, daß ein Zwang ihn des Gewissenskonfliktes, in den er kommen mußte, entheben werde. Aber was er nicht erwartet hatte, ist dies: Bei den Worten von der Gewalt hat der Leutnant Martens ganz mechanisch mit dem Griff seiner Pistole gespielt. Er hat sich dabei überhaupt nichts gedacht. Es ist das eine halb unterbewußte Reaktion auf das selbstgesprochene Wort gewesen.

Die Wirkung ist merkwürdig. Noch eisiger wird der Postdirektor. Aber in seinen Augen liegt ein tiefes Erschrecken. Das hat mit persönlicher Angst nicht das mindeste zu tun. Es ist nichts anderes als der Schreck darüber, daß ein Vertreter der staatlichen Gewalt den anderen mit der Waffe bedroht. Und das

in Deutschland, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Das in seinem, des Postdirektors von Steglitz Amtszimmer.

Das ist der Knacks, den der Postdirektor von Steglitz an diesem Abend mit nach Hause nimmt. Das ist der Bruch, der von nun an durch sein Leben geht.

Mit einer kleinen ruckartigen Bewegung reißt sich der Postdirektor zusammen, und in einem Ton, der etwas Blechernes hat, erklärt er, daß er sich selbstverständlich der Gewalt fügen müsse. Der Leutnant Martens dankt und ruft zwei von seinen Leuten herauf. Der eine bringt gleich einen kleinen Feldklappenschrank mit. Die vier Männer gehen durch Korridore, steigen über Treppen, und ein paar Minuten später stehen sie auf dem Kabelboden des Fernsprechamtes in Steglitz.

Sauber in Reih und Glied stehen dort die Klemmenregale, und jede Klemme trägt ihre Nummer, an jeder Klemme endet irgendein Anschluß, und das alles liegt so friedlich da, als ob nicht durch diese Drähte, durch diese kleinen kupfernen Klammern in jeder Sekunde ein Strom des Lebens flutete.

Schweigend nimmt der Postdirektor eine Tabelle zur Hand, die er sich unten in einem Arbeitszimmer von einem Postamtmann hat geben lassen. Schweigend und bedrückt sucht er nach der Tabelle unter Tausenden von Klemmen die eine heraus, die gebraucht wird. Die beiden Telegrafisten haben sich inzwischen auf dem Kabelboden umgesehen; mit dem sicheren Blick und der Erfahrung alter Feldsoldaten haben sie bereits zwei Kisten entdeckt, die sie heranschleifen. Auf der einen Kiste wird der Feldklappenschrank aufgestellt, daneben ist noch gerade so viel Platz, daß der Schreibblock liegen kann. Die andere Kiste dient als Sitzgelegenheit. Alle Vorbereitungen für die Wache sind getroffen.

Die Klemme ist gefunden. Mit ein paar Handgriffen haben die Telegrafisten die Schrauben gelöst, ein Stück Kabel angeschlossen und die Verbindung zum Klappenschrank hergestellt. Wenn jetzt der Weckerruf durch die Leitung des Herrn Karl Liebknecht gehen wird, fällt in der gleichen Sekunde die

angeschlossene Klappe des Schrankes. Der überwachende Telegrafist braucht dann nur den Hörer des Klappenschrankes aufzunehmen, um mitzuhören. Zur Vorsicht wird aus dem Apparat das Sprechmikrophon entfernt. Nun können die beiden Telegrafisten sich unterhalten, sie können Sechsundsechzig oder auch nach Belieben Ecarté spielen. Sie können mit der Faust auf ihre Kiste dreschen. Herr Liebknecht, oder wer sonst seinen Apparat benutzt, wird das nicht hören. Ablösung alle sechs Stunden. Die Telegrafisten sind zufrieden. Sie haben einen angenehmen Dienst. In ihren Feldflaschen ist Kaffee, in ihren Brotbeuteln befinden sich Zwieback und etwas Wurst. Ein paar alte Soldaten haben das, was man einen angenehmen Druckposten nennt.

Noch ein paar Anweisungen gibt der Leutnant Martens. Dann ist alles klar. Nur der Postdirektor scheint sich noch nicht recht trennen zu können. Der Leutnant bemerkt es. Ihm tut der alte Mann leid. Aber womit soll er ihn trösten? Da sitzt nun in dem sauber funktionierenden Amt ein ungesetzlicher Fremdkörper, und der schmerzt den Postdirektor ebenso oder vielleicht noch mehr, als ihn ein dicker Holzsplitter schmerzen würde, den er sich bei einer unvorsichtigen Bewegung unter den Nagel gerannt hätte.

Draußen senkt sich langsam der Abend. Die beiden Soldaten haben es sich bereits bequem gemacht; ohne Rücksicht auf etwaige Dienstvorschriften qualmen sie aus ihren kurzen Pfeifen. Die Gewehre hängen griffbereit an einem Kabelhaken. Die beiden werden zwar einen großen Teil der Nacht hier sitzen, aber sie sitzen trocken und verhältnismäßig warm. Sie haben schon unangenehmere Nächte verbracht.

Noch immer zögert der Postdirektor mit dem Fortgehen. Der Leutnant faßt ihn am Arm. „Kommen Sie, Herr Direktor, Sie haben Ihre Pflicht getan, ich auch. Und meine Leute werden jetzt schon das Weitere machen."

Der alte Herr reißt sich zusammen und geht mit dem Leutnant wieder die vielen Treppen hinunter, wieder durch die langen Korridore, aber er geht wie ein Mann, der eine Last zu

tragen hat. Und dabei kann er in diesem Augenblick wirklich noch nichts davon wissen, daß dieser Anschluß seines Amtes, daß dieses Ereignis an einem dämmerigen Januarnachmittag eine vielleicht sehr große historische Bedeutung bekommen wird. Er kann nicht wissen, daß es mit Hilfe der Überwachung dieses Anschlusses knapp zehn Tage später gelingen wird, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zu verhaften.

Auch der Leutnant Martens weiß das in diesem Augenblick nicht. Und wenn er es wüßte, würde es ihn nicht davon abhalten, jetzt mit ausgezeichnetem Appetit draußen in Dahlem irgendwo zu Abend zu essen. Ein Leutnant, der sich über die historische Bedeutung eines Auftrages, den er auszuführen hat, lange den Kopf zerbricht, hat seinen Beruf verfehlt. Er sollte umsatteln und Geschichte studieren. Aber dann würde er wieder nicht praktisch in den Ablauf der historischen Ereignisse mit eingreifen können.

Es ist eben so in dieser merkwürdigen Welt, daß jeder an seinem Platz seine Pflicht tun soll, ohne viel nach dem Warum zu fragen. Und der Soldat soll das schon gar nicht tun.

*

Der Leutnant Graf Bismarck hat einen neuen Sport erfunden. Bei irgendeiner seiner Streiffahrten fand er draußen auf dem Tempelhofer Feld einen ziemlich verrosteten, nicht mehr ganz betriebsfähigen alten englischen Tank. Weiß der Teufel, wie diese Reminiszenz der Cambrai-Schlacht auf das Tempelhofer Feld in Berlin verschlagen worden war. Vielleicht als Übungstank, vielleicht als Modell, wer will das wissen? Den Leutnant Grafen Bismarck interessierte das jedenfalls nicht im geringsten. Er hatte ein schönes, wenn auch etwas überlebensgroßes Spielzeug.

Zunächst einmal wurde der Haufen von altem Eisen so weit in Schwung gebracht, daß man ihn mit Hilfe eines Lastwagens, der vorgespannt wurde, abschleppen konnte. Dann wurde der Tank in Dahlem auf dem Gutshof aufgestellt, und mehrere

Tage lang war der Nachkomme des großen Kanzlers nur noch minutenweise zu sehen. Er reparierte seinen Tank. Den Abschluß dieser Arbeiten bildete eine große Waschung, nicht des Grafen, sondern des Tanks, mit mehreren Eimern Petroleum, die wenigstens den gröbsten Rost entfernen sollten. Dann requirierte sich Bismarck ein Maschinengewehr, baute es in seinen Tank, und nun wurden die Versuchsfahrten unternommen. Zunächst zum Schrecken aller Bewohner in Dahlem selbst. Es entstanden Verkehrsstörungen. Villenzäune und Toreinfahrten wurden im Vorbeifahren häufig genug mitgenommen. Das Pflaster der Dahlemer Straßen hatte unter dem Sechzehn-Tonnen-Gewicht des Bismarckschen Spielzeugs einiges auszustehen. Das Schlimmste aber war der Lärm, den dieses Monstrum aus Eisen vollführte. Und dieser Lärm war es denn auch, der schließlich den General von Lüttwitz veranlaßte, dem sonst sehr beliebten Bismarck das Herumkutschieren mit seinem Tank in der Nähe des Luisenstiftes zu verbieten. Außerdem funktionierte die Steuerung nicht ganz richtig, und es gibt wenig Generale, die auf der Straße spazierengehen und dabei Wert darauf legen, ihre Hühneraugen in allzu nahe Berührung mit den Raupen eines alten englischen Cambrai-Tanks zu bringen.

Bismarck war tief traurig. Er hatte es sich so wunderschön vorgestellt, die Eroberung Berlins mit seinem Tank durchzuführen. Und nun sollte er nicht einmal mehr in Dahlem damit spazierenfahren dürfen. In den Augen eines königlich preußischen Leutnants ist die Welt manchmal wirklich ungerecht. Der Tank wurde also zunächst wieder auf dem Gutshof untergestellt. Aber Bismarck hoffte noch immer, Gelegenheiten zu irgendwelchen Heldentaten mit seinem Eisenmonstrum zu erhalten. Und richtig, eines Tages war es denn doch so weit.

Aus der Stadt liefen im Luisenstift beunruhigende Meldungen ein. Man rechnete mit Zusammenrottungen und bewaffneten Demonstrationen, bei denen man niemals wissen konnte, ob nicht irgendwelche angeblichen Regierungstruppen sich an ihnen beteiligen würden. Also wurde die Anordnung getroffen,

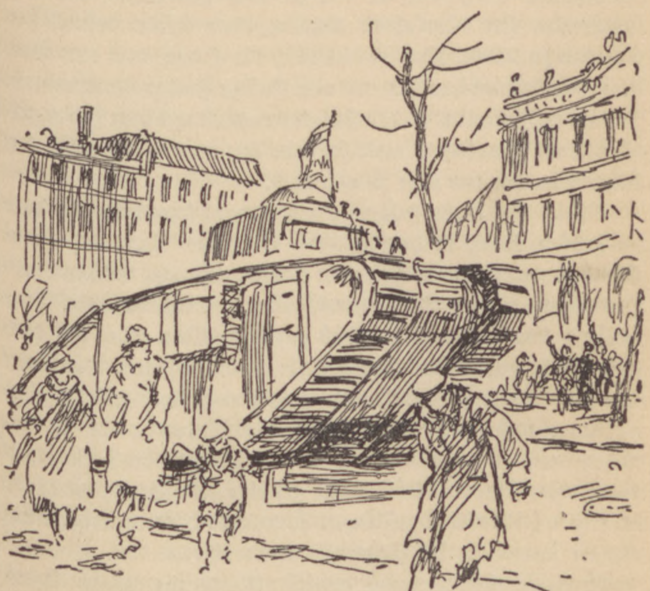
daß eine Freiwilligenkompanie, die in den Spichernsälen in der Nürnberger Straße lag, alarmiert und nach den Gefahrenpunkten in Marsch gesetzt werde.

Aber wie der Zufall es so will: die Kompanie ist telefonisch nicht zu erreichen. Wahrscheinlich war nichts anderes passiert, als daß irgendein braver Freiwilliger, der Bindfaden gebraucht und nicht gehabt hatte, auf der Suche nach diesem für einen Soldaten unentbehrlichen Ausrüstungsgegenstand auf ein Stück Telefonlitze gestoßen war, das er ohne Rücksicht auf die Folgen abgeschnitten und für seine Zwecke verwendet hatte. Beim Stab im Luisenstift entstand eine gewisse Nervosität, weil man die dringend benötigte Kompanie nicht erreichen konnte. Es war ja immerhin möglich, daß die Unruhen sich bereits so weit nach dem Westen vorgeschoben hatten, daß die Kompanie abgeschnitten war. Unter diesen Umständen einen Motorradfahrer mit dem Befehl loszuschicken, schien nicht ratsam.

Jetzt war Bismarcks Augenblick gekommen. Er ließ sich den Befehl geben, sauste mit Riesenschritten zu seinem Tank, verschwand darin und brauste ab.

Die Fahrt von Dahlem bis in die Nürnberger Straße war ein einziger großer Schrecken. Ein Tank ist an sich kein Gegenstand des Straßenverkehrs einer Großstadt. Außerdem aber war der Leutnant Graf Bismarck zwar ein begeisterter Automobilist — in späteren Jahren hat er oft genug Motorradrennen gefahren —, aber er war kein gelernter Tankfahrer. Und so war denn der Weg des Bismarckschen Tanks gekennzeichnet von Autos, die in berechtigtem Schrecken vor dem fauchenden und schnaubenden Ungeheuer auf dem Bürgersteig und an Straßenbäumen Zuflucht gesucht hatten, von umgerissenen Litfaßsäulen und von zermalmten Sandkästen. Es war eine fürchterliche Fahrt. Bismarck hatte höchste Geschwindigkeit aufgedreht. Die Raupen seines Tanks zermanschten in grausiger Weise den Berliner Straßenasphalt. Weichen der elektrischen Bahn waren noch stundenlang später nicht mehr stellfähig. Aber schließlich gelangte der Tank mit seinem Führer doch bis in die Nähe der Spichernsäle.

Aber ein Tank, ein alter Tank, der nur mühsam einigermaßen wieder in Gang gebracht worden ist, hat seine Eigenheiten. Er reagiert nicht so wie eine feinnervige Rennmaschine, und was eigentlich schon überfällig war, trat ein. Als Bismarck mit seinem Tank bis an die Spichernsäle herangekommen war,



konnte er den Koloß unter keinen Umständen mehr zum Stehen bringen. Er hätte vorbeifahren können. Aber dann konnte er ja den Befehl nicht überbringen. Also Entschluß!

Schon in der alten preußischen Felddienstordnung heißt es, daß Fehlgreifen in der Wahl der Mittel nicht so schwer wiege wie der Mangel an Initiative. Niemand vermag zu sagen, ob der Leutnant Graf Bismarck in diesem Augenblick an die schöne, wahre Lehre der alten preußischen Felddienstordnung gedacht hat. Fest steht nur das eine: In dem Augenblick, in dem der

Tank sich in gleicher Höhe mit dem Eingang zu den Spichernsälen befand, riß Bismarck das Steuer herum und setzte seinen Tank mit ungeheurem Schwung gegen die Mauer des Hauses der Spichernsäle.

Ein anständiger schwerer Tank in voller Fahrt hat eine sehr beträchtliche Stoßkraft. Er soll ja auch Hindernisse der verschiedensten Art überfahren können, ohne selber wesentlichen Schaden zu leiden. Nun ist natürlich die Frage, was eine Berliner Hausmauer aushält, nur von Fall zu Fall zu beantworten. In diesem Falle hielt sie den Zusammenprall mit dem Bismarckschen Tank keineswegs aus, sondern tat, was ja eigentlich der Klügere immer tun soll: sie gab nach.

Wenige Sekunden später hatte Bismarck seinen Tank mitten im großen Saal, in dem friedlich die Freiwilligen auf ihrem Stroh lagen, einigermaßen zum Stehen gebracht. Es hatte mit Ausnahme einiger Nervenschocks von tankungewohnten Freiwilligen kein größeres Unglück gegeben. Aber man soll doch auch nichts gegen eine Berliner Hausmauer sagen. Der Tank seinerseits hatte jedenfalls die Berührung irgendwie übelgenommen und war unter keinen Umständen mehr zu bewegen, wieder anzuspringen. Der Leutnant Graf Bismarck überbrachte seinen Befehl, kühlte sich eine dicke Beule, die er sich bei seiner Höllenfahrt geschlagen hatte, und blieb traurig zurück, als die Kompanie befehlsgemäß abmarschierte.

Er hatte seitdem eine gewisse Abneigung gegen Tankpatrouillen in den Straßen Berlins und begann, wie es bei seinem Tätigkeitsdrange nicht anders denkbar war, sich nach anderen Möglichkeiten des Ruhmerwerbens umzusehen.

*

Der Portier des Edenhotels ist ein Mann von Welterfahrung. Er spricht vorschriftsmäßig seine vier Sprachen. Er hat seine Pagen gehörig im Schwung, und sein ganzer Betrieb klappt genau so glänzend wie der seiner Kollegen im Adlon, im Bristol oder im Esplanade. Aber seit einigen Tagen ist der welterfahrene

Portier, der Mann, der nach langjähriger Berufserfahrung geglaubt hat, daß es nichts mehr gäbe, was ihn aus der Ruhe bringen könnte, in heller Verzweiflung.

Nicht anders geht es dem Empfangschef, nicht anders dem Manager, nicht anders dem Chefkoch und allen anderen führenden Angestellten des Edenhotels.

Was soll man auch dazu sagen, wenn von erfahrenen Fachleuten des Hotelbetriebes verlangt wird, daß sie ein Hotel, ein Hotel allererster Klasse, bitte sehr, ordnungsmäßig so in Betrieb halten, wie sie es gewöhnt sind, wenn gleichzeitig ein paar hundert Offiziere und Soldaten, gleichzeitig ein ganzer großer Stab einer mobilen Division in diesem Hotel ihr Quartier aufgeschlagen haben. Draußen vor der Tür ist Januar, draußen vor der Tür regnet es und schneit es abwechselnd. Soldatenstiefel haben die unangenehme Eigenschaft, den Straßenschmutz beinahe magisch anzuziehen. Und Soldatenstiefel treten fest und laut auf. Kein Wunder also, wenn wenige Tage nach dem Einzug des Stabes der Gardekavallerie-Schützen-Division ins Edenhotel die Halle mit ihren wartenden Ordonnanzen, mit den Meldung erstattenden oder Befehle holenden Offizieren, Motorradfahrern, Schreibern und Intendanturleuten in den Augen des Portiers mehr Ähnlichkeit mit einer lärmenden Schweinehalle hat als mit der vornehmen Ruhe einer eleganten Hotelhalle. Der ganze erste und zweite Stock ist vom Divisionsstab belegt. In den Konferenzräumen des ersten Stockes sind die Büros des Generals von Hofmann, des Hauptmanns Pabst und der übrigen Offiziere des Stabes. Im zweiten Stock liegen Wohnräume; aber selbst in den oberen Etagen haben die Hotelgäste nicht mehr ihre Ruhe. Oben auf dem Dach, da wo heute am Nachmittag und Abend elegante Frauen tanzen und mit ihren mehr oder minder legitimen Kavalieren soupieren, ist eine Funkstation aufgebaut. Eine ganz robuste, leichte F.T.-Station mit knatterndem und stinkendem Benzinmotor, und die Funker poltern die Treppen hinauf und hinab, und dabei ist es ihnen höchst gleichgültig, ob der Herr Kommerzienrat X oder

irgendein anderer Hotelgast gerade gerne schlafen will oder nicht ...

Zu ebener Erde in den Räumen des heutigen Eden-Cafés ist die Divisionsstabswache einquartiert, eine Schwadron Jäger zu Pferde, alles altgediente Feldsoldaten, die sich schon lange einmal gewünscht haben, in einem eleganten Hotel in Quartier zu liegen.

Selbst die Telefonzentrale ist nicht verschont geblieben. Neben der diensttuenden Telefonistin des Hotels sitzt ein alter Telegrafist der Divisions-Fernsprechabteilung und stellt die Verbindungen für die abgeteilten Anschlüsse des Divisionsstabes her, und ein zweiter hockt noch in dem engen Raum und kontrolliert die Gespräche der Hotelgäste. Denn es ist immerhin möglich, daß der eine oder der andere von ihnen Dinge gehört oder gesehen hat, die ihn nichts angehen, und daß er von diesen Kenntnissen auch auf telefonischem Wege einen unerwünschten Gebrauch macht.

Das ist das Edenhotel gegenüber dem Zoologischen Garten im Januar 1919.

Durch Jahre hindurch ist dieses Edenhotel vom Januar 1919 ein ganz bestimmter Begriff gewesen. Man sprach davon ähnlich, wie man gelegentlich von den Kellern der russischen Tscheka erzählt. Es war so etwas Unheimliches, etwas Wild-Brutales, etwas Landsknechtshaftes im schlechten Sinne dieses Wortes um diesen Begriff gebildet worden. Eine revolutionsmüde Stadt hatte Märchen um dieses Haus gesponnen, Märchen, die wie eklige Spinnen nicht nur an diesem Hause, sondern auch an dem Ansehen und an der Ehre deutscher Offiziere und Soldaten klebenbleiben sollten und klebengeblieben sind. Immer wieder in den vergangenen Jahren ist der Versuch gemacht worden, diesen Begriff Edenhotel 1919 als die Summe aller feigen, brutalen, konterrevolutionären Offiziersmachenschaften hinzustellen. Man hat aus den Männern des Edenhotels Bestien zu machen versucht, die in einer Art von Blutrausch nichts anderes im Sinn gehabt hätten, als friedliche deutsche

Arbeiter abzuschlachten. Es sind Publikationen erschienen, die diesen Zweck verfolgten. Man hat versucht, Prozesse in Gang zu bringen, die diesem Zwecke dienten. Man hat ein verzerrtes, blutbeschmiertes Bild von dieser Zeit zu zeichnen versucht.

Was war dieses Edenhotel des Jahres 1919? Was waren diese Männer, die dort ihre Pflicht zu tun sich bemühten, in Wirklichkeit? Sie waren Soldaten und Offiziere, die sich rein zufällig in einer Umgebung befanden, die aus keinem andern Grunde als aus dem der militärischen Zweckmäßigkeit gewählt war. Sie hatten die Aufgabe, der republikanischen Regierung ein militärisches Gegengewicht gegen die immer bedrohlicher werdenden spartakistischen Putschabsichten zu geben. Sie haben versucht, das zu tun, und sie haben dabei nicht danach gefragt, ob diese Regierung aus Männern zusammengesetzt war, die ihnen gefielen oder nicht.

Diese Offiziere und Soldaten hatten vier und ein halbes Jahr Krieg hinter sich. Ohne Zweifel waren sie im Auftreten und in ihrem ganzen Gebaren etwas rauher geworden als die Herren, die später den Versuch gemacht haben, sie als reaktionäre Schlächtergesellen hinzustellen.

Wer will sich darüber wundern, daß die Offiziere und Soldaten der damaligen Gardekavallerie-Schützen-Division in ihrer großen Mehrzahl nach vier und einem halben Jahr Krieg ein Menschenleben nicht mehr unbedingt als das Allerwichtigste auf dieser Welt ansehen konnten? Soldaten, die so lange Zeit den Tod in so unendlich vielen grausigen Formen täglich von neuem kennengelernt haben, sehen vieles anders und empfinden manches anders als Herren, deren Leben sich zwischen dem Kaffeehaus und ihren Büchern abspielt. Wären diese Männer damals bewußte und brutale Konterrevolutionäre gewesen, sie hätten, ohne daß irgend jemand ihnen hätte Widerstand leisten können, in ein paar Stunden die Macht in der Hand gehabt. Oder glaubt etwa irgend jemand, daß den kriegsgewohnten Soldaten der Gardekavallerie-Schützen-Division, des Regiments Reinhard, des Freikorps Lützow, und wie die Formationen des

Generals von Lüttwitz sonst noch alle hießen, irgendeine andere Macht in Berlin hätte Widerstand leisten können? Diese Formationen waren zusammengezogen worden auf Wunsch und Befehl der Regierung. Und wenn die Regierung nicht geglaubt hätte, immer wieder mit Reden und Verhandeln ans Ziel kommen zu können, dann wäre der ganze Spartakistenspuk in einer unglaublich kurzen Zeit zerflattert.

Aber die Regierung redete und verhandelte. Die Regierung brauchte diese Männer des Edenhotels, aber sie fürchtete sie gleichzeitig. Die Regierung hatte die Offiziere und Soldaten gerufen, damit sie ihr Schutz gewährten. Aber diese selbe Regierung haßte das, was sie unter Militarismus verstand. Ein Glück für diese Regierung, daß diese Männer Soldaten waren und nichts anderes. Wären sie Politiker gewesen, so wäre es aus gewesen mit der Deutschen Revolution. Ein Druck auf den Knopf oben im ersten Stock des Edenhotels, da, wo der Hauptmann Pabst sein Arbeitszimmer hatte, ein Druck auf den Knopf, und die Herren Volksbeauftragten wären die längste Zeit in der Wilhelmstraße gewesen.

Aber diese Männer waren Soldaten. Sie hatten gewiß die Revolution nicht gemacht. Sie hatten sie auch nicht gewollt. Und sie hätten sie bekämpft, wenn sie dazu den Befehl bekommen hätten.

Aber da war der alte Feldmarschall, der in den fürchterlichen Novembertagen den Befehl gegeben hatte, daß die Offiziere ihre Truppenteile in Ordnung in die Heimat zurückführen sollten. Und die Offiziere hatten diesen Befehl ausgeführt. Diese Männer sahen in dem alten Feldmarschall den einzigen Menschen, der ihnen noch Befehle zu geben hatte. Sie sprachen nicht gerne von dem Mann, der bis zum 9. November ihr oberster Kriegsherr gewesen war. Das war ein Thema, das besser nicht berührt wurde. Ein bitteres Thema. Aber da war der alte Mann, der alte Marschall, der auch in dieser Situation nicht versagte.

Der Sinn seines Befehls war gewesen, nach der Abdankung des Kaisers den Bürgerkrieg zu vermeiden. Die Offiziere hatten

den Sinn dieses Befehls wohl verstanden. Es galt jetzt nicht den Kampf um irgendeine Staatsform. Es galt einfach und klar den Kampf gegen das Chaos.

Die Auswahl, auf wessen Seite man sich stellen solle in diesem Kampfe, war nicht groß. Es wäre eine freundliche Übertreibung, wollte man behaupten, die Männer der damaligen Regierung wären den Offizieren des Edenhotels sympathisch gewesen. Aber immerhin, es war eine Regierung, oder wenigstens eine Art von Ansatz zu einer Regierung. Und es war eine Selbstverständlichkeit für diese Soldaten, daß sie sich zur Verfügung stellten, daß sie als Soldaten zur Stelle waren, als diese Regierung sie brauchte. Brauchte im Kampf gegen das beginnende Chaos.

Diese Offiziere des Edenhotels waren nicht Politiker. Viele von ihnen sind es nie geworden, und die, die es geworden sind, wurden es erst viel später.

*

Zähe und gefährlich langsam kriechen die Tage dahin. Rund um Berlin ist der Ring der Truppen des Generals von Lüttwitz gezogen. Die Formationen sind fertig. Der Schlag gegen die Spartakisten könnte geführt werden. Aber er wird nicht geführt. Die Halbheit regiert in der Wilhelmstraße. Man kann die Truppen nicht entbehren. Aber einsetzen will man sie auch nicht. In den Arbeiterquartieren Berlins haben die Hetzer eine gute Zeit. Sie können mit Recht jeden Tag von neuem darauf hinweisen, daß die Truppen der Regierung Gewehr bei Fuß dastehen, daß sie nichts unternehmen und daß man infolgedessen ganz unbesorgt den großen spartakistischen Putsch vorbereiten könne.

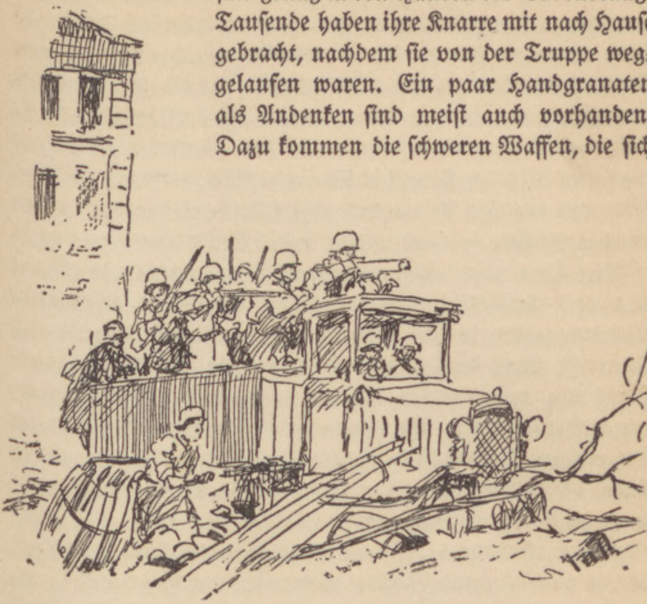
Die Atmosphäre einer dumpfen Spannung wächst eigentlich von Tag zu Tag. Man kennt den Gegner. Aber man tut sich nichts. Nur wenn es dunkel ist, am Abend, an den Kanälen, werden Überfälle auf einzelne Soldaten und kleinere Patrouillen ausgeführt. Es ist eine Zeit der wilden Gerüchte, eine Zeit, die irgendwie zur Explosion drängt.

Allmählich laufen bei der Division im Edenhotel immer neue Meldungen darüber ein, daß die Truppen beginnen, nervös zu werden. Alte Soldaten können viel vertragen. Sie haben im allgemeinen trotz Trommelfeuer, trotz Somme, Verdun und Flandern, oder vielleicht gerade deshalb, ausgezeichnete Nerven. Aber diese Atmosphäre von muffiger Gespanntheit ist ihnen unangenehm. Wenn sie wissen, wo der Gegner steht, wenn sie wissen, daß man nur ein paar Tage aushalten muß, um zuzuschlagen, dann geht es schon. Dann ist alles nicht so schlimm. Aber dies hier, dieses sinnlose Warten auf die Anordnungen einer Regierung, die sich zu nichts entschließen kann — das ist nichts für alte Soldaten. Schließlich sind die meisten von ihnen ja auch nicht Landsknechte von Beruf. Sie sind gekommen, weil man ihnen gesagt hat, daß man sie brauche, um Ruhe und Ordnung zu schaffen. Und nun liegen sie herum und haben nichts zu tun, und an jedem zweiten Tag kommt irgendeiner, der einmal ein paar Stunden auf Urlaub gehen wollte, nicht wieder. Und nach ein paar Tagen findet man irgendwo, in einem Kanal oder hinter einem Busch, seine Leiche. Oder man findet sie auch nicht, und er bleibt verschwunden.

Die Stimmung der Truppen ist nicht gut. Diesen Zustand des tatenlosen Herumliegens halten sie nicht mehr lange aus.

Beim Divisionsstab versucht man zu beruhigen. Man geht dazu über, Übungen anzusetzen, man bereitet immer wieder alles vor. Man versucht die Truppen zu beruhigen. Daneben laufen die Bemühungen, endlich volle Klarheit über die Absichten der Spartakisten zu erlangen. Der Leutnant Martens fährt in Zivil von einem Fernsprechamt der Stadt Berlin zum andern. Überall werden jetzt Überwachungsstellen eingerichtet. Man kontrolliert mit einem Stabe von fast fünfzig Offizieren nun beinahe alle Anschlüsse, die irgendwie von Wichtigkeit sein könnten. Das Material wird gesammelt und gesichtet. Aber man bekommt kein ganz klares Bild. Es läßt sich feststellen, daß die spartakistische Propaganda zusehends stärker wird. Aber mit welchen Mitteln Liebknecht den großen Schlag führen will, ob

mit dem bewaffneten Aufstand oder mit dem Generalstreik, ist schwer zu sagen. Vielleicht soll beides kombiniert werden. Waffen sind genug in den Händen der Bevölkerung. Tausende haben ihre Knarre mit nach Hause gebracht, nachdem sie von der Truppe weggelaufen waren. Ein paar Handgranaten als Andenken sind meist auch vorhanden. Dazu kommen die schweren Waffen, die sich in den Händen der ersten Revolutionsformationen befunden haben. Alle Vorbedingungen für einen bewaffneten Aufstand sind also gegeben. Soll man warten, bis Liebknecht seine Organisation so weit zusammengebracht hat, daß er zu einem ihm genehmen Zeitpunkt losschlagen kann?



Die Generale verhandeln mit Noske und den Volksbeauftragten. Täglich finden Sitzungen und Beratungen statt. Aber es geschieht nichts. Gar nichts geschieht. Es wird weitergeredet, weiterverhandelt, und in der Zwischenzeit kann Liebknecht tun, was er will.

Die Einzelaktionen der Spartakisten häufen sich. Unter dem Einsatz von Minenwerfern muß man sie aus dem „Vorwärts“-

Gebäude in der Lindenstraße verjagen. Das Zeitungsviertel ist tagelang der Schauplatz von teilweise wüsten Schießereien, und es ist ein schwacher Trost, festzustellen, daß die Spartakisten anscheinend den „Vorwärts" als ihren erbittertsten Feind ansehen. Es wird viel geschossen in diesen Tagen, aber nichts Durchgreifendes geschieht. Denn die Regierung hat Angst, die wirklich guten Truppen des Generals von Lüttwitz und der Gardekavallerie-Schützen-Division einzusetzen. Mit den merkwürdigsten Formationen wird der Kampf in Berlin geführt, während die alten Soldaten draußen liegen und zähneknirschend den Unfug mit ansehen müssen, der dort mitten in der Stadt angerichtet wird.

Das kann nicht lange gut gehen. Man braucht nur einmal aus den Arbeitszimmern im ersten Stock des Edenhotels hinunterzugehen in den Aufenthaltsraum der Stabswache im Edencafé. Man braucht nur die Gespräche der Soldaten mit anzuhören, um zu wissen, daß die Herren in der Wilhelmstraße etwas Ähnliches tun, wie es sein würde, wenn man mit einem brennenden Streichholz in ein Benzinfaß hineinleuchtet, um zu sehen, ob es leer ist. Das muß eines Tages explodieren. Und dann kann es unangenehm werden. Denn wenn den alten Soldaten die Wut packt, dann ist es ihm ziemlich gleichgültig, ob ein paar Dutzend Schädel mehr oder weniger dabei in die Brüche gehen.

Jeden Tag von neuem legt der Hauptmann Pabst die Resultate seines Überwachungsdienstes der Regierung vor. Jeden Tag von neuem macht er auf die Stimmung seiner Truppe aufmerksam. Aber es hilft alles nichts. Die Regierung will nicht handeln, oder sie kann nicht handeln. Aufs Große gesehen ist eines so schlimm wie das andere.

Die Gefahr wächst. Wie lange wird es noch möglich sein, die Truppe zusammenzuhalten? Die Wut unter den Leuten ist riesig. Was geschieht, wenn eines Tages erst die eine und dann die andere und dann viele der Formationen einfach auseinanderlaufen? Dann wird Herr Liebknecht gute Tage haben. Mit den merkwürdigen Gestalten der Volksmarinedivision oder des

Regiments Reichstag, von denen fünfzig Prozent gering gerechnet selber mit den Spartakisten sympathisieren, wird Liebknecht wahrscheinlich sehr schnell fertig werden.

Dem Hauptmann Pabst und seinen Offizieren liegt sicherlich nichts daran, den Herren Ebert, Haase und Hoffmann einen Gefallen zu tun. Aber der Hauptmann Pabst weiß, daß diese weichen Herren, im Augenblick wenigstens, das Letzte sind, was Deutschland noch von dem Bolschewismus trennt. Also wird man ihnen helfen müssen. Vielleicht sogar gegen ihren Willen. Immer vorausgesetzt natürlich, daß sie überhaupt einen haben.

Schon ein dutzendmal in den letzten acht Tagen hätte Hauptmann Pabst Liebknecht und die andern Führer der Spartakisten verhaften lassen können. Sein Überwachungsdienst funktioniert jetzt so, daß er mit ziemlicher Sicherheit für jede Stunde des Tages angeben kann, wo die Häupter der Spartakisten sich aufhalten. Immer wieder hat er darauf gedrängt, die Leute festzusetzen. Er ist mit Recht der Meinung, daß Liebknecht und seine Leute in so hohem Maß die geistigen Führer der ganzen Bewegung sind, daß man leicht mit ihr fertig werden könnte, wenn man die Führung aus der Luft hat. Vielleicht aber würde die Verhaftung der Spartakistenführer auch dazu führen, daß wirklich losgeschlagen wird, und das wäre gut. Denn ist einmal der Gegner auf der Straße, kommt er einmal heraus aus seinen Löchern, dann sind die Chancen für ihn nicht sehr gut. Jedenfalls so lange nicht, wie der Hauptmann Pabst noch über geschlossene gute Formationen verfügt.

Aber gerade diese letzte Möglichkeit fürchten die Herren in der Wilhelmstraße. Sie wollen kein Blut. Sie haben eine kindische Angst vor dem, was sie unter Bürgerkrieg verstehen. Sie kennen wahrscheinlich nicht das Wort des ersten Napoleon, der nach dem Bombardement von Toulon der aufgeregten Pariser Regierung ganz kühl erklärte, daß die Hunderte von Toten seiner Aktion dem französischen Volke hunderttausend Todesopfer sparen würden. Aber die Herren in der Wilhelmstraße sind alles andere als Napoleons. Sie sind nicht einmal wirkliche Revolutionäre.

Die Unzufriedenheit frißt weiter. Die Stimmung wird immer schlechter. Von den einzelnen Truppenteilen draußen vor Berlin kommen täglich mehr Meldungen, daß die Leute nicht mehr zu halten sind, daß sie einfach die Gewehre in die Ecke stellen und nach Hause fahren. In dieser Situation entschließt sich Hauptmann Pabst nach langer Aussprache mit dem Divisionskommandeur zum Handeln.

*

In seinem kleinen Arbeitszimmer im Edenhotel sitzt der Leutnant Martens und schreibt Briefe und ordnet und sichtet die an diesem Morgen eingegangenen Nachtmeldungen der Überwachungsstellen. Er hat sich bereits eine ganze Kartothek angelegt, in der die einzelnen Anschlüsse geführt werden, und daneben läuft eine andere Kartothek, in der die Tätigkeit und der Tagesablauf der wichtigsten spartakistischen Führer, soweit sich das aus den Meldungen rekonstruieren läßt, festgelegt wird.

Es ist interessant, zu beobachten, wieviel reger seit einigen Tagen die Tätigkeit dieser Leute ist. Alle halbe Stunde oder Stunde sind sie irgendwoanders, haben sie Konferenzen, halten sie Versammlungen ab. Der Leutnant Graf Bismarck könnte heute mit seinem Abhörverfahren längst nicht mehr der Geschäftigkeit der Revolutionäre folgen. Wenn man das alles graphisch darstellen wollte, würde sich eine sehr interessante Kurve ergeben. Eine Kurve, aus der hervorgehen würde, daß Karl Liebknecht entschieden Morgenluft wittert. Er ist überall und nirgends, und manchmal gibt es sogar ganze halbe Tage, an denen man überhaupt nicht weiß, wo er steckt. Wenn das eintritt, dann ist der Leutnant Martens etwas nervös. Er fühlt sich sozusagen verantwortlich für Herrn Karl Liebknecht. Ihm ist nicht wohl, wenn er nicht zu jeder Stunde des Tages weiß, wo sich dieser Herr aufhält und was er so ungefähr um diese Zeit anfängt.

Die Meldungen werden in die Kartothekkarten eingetragen. Dann werden sie noch einmal zum Bericht für den Ia zusammen-

gearbeitet. Leutnant Martens kennt das schon. Wenn er damit herunterkommt zum Hauptmann Pabst, dann sieht der kaum noch auf. Er wirft einen halben Blick auf den Bericht und schiebt ihn zur Seite. Was soll das auch? Die Regierung läßt die Leute ja doch machen, was sie wollen. Und wenn sie hier unter Beobachtung gehalten werden, so ist das so eine Art Privat-angelegenheit unverantwortlicher Militärs.

Der Leutnant Martens kennt diese halb ungeduldige, halb gottergebene Bewegung des Hauptmanns Pabst schon ganz genau. Er kann sie schon genau vorausberechnen. Er weiß, wie sich das alles an jedem Tag abspielt. Aber es gehört nun einmal mit dazu. Er hat den Befehl, die Überwachung durchführen zu lassen. Er tut das, und er hat sich nicht darum zu kümmern, was seine Vorgesetzten mit den Resultaten seiner Arbeit anfangen.

Heute sieht der Bericht nach der Ansicht des Leutnants Martens keineswegs sehr üppig aus. Man hat nicht feststellen können, wo Liebknecht sich den Tag über aufhalten wird und was er zu unternehmen gedenkt. Nur eine etwas vage Andeutung liegt vor. In einem Telefongespräch, das nicht einmal er selber geführt hat, das aber auf dem Anschluß in seiner Privatwohnung, die er seit Tagen nicht mehr betreten hat, lag, ist davon die Rede gewesen, daß er sich heute abend oder am frühen Nachmittag irgendwo mit Rosa Luxemburg treffen werde. Aber das ist alles ganz unbestimmt. In den vergangenen Tagen hatte man teil-weise weit bessere Nachrichten, und der Leutnant Martens ist nur froh, wenn er daran denkt, daß der Bericht ja doch nur genommen und beiseitegelegt wird. Denn wenn das nicht der Fall wäre, müßte er eventuell damit rechnen, einen Anpfiff zu beziehen, weil der Überwachungsdienst nicht lückenlos funktioniert.

Es soll nicht behauptet werden, daß königlich preußische Leutnants im allgemeinen unter Vorahnungen leiden. Vielleicht ist sogar eher das Gegenteil der Fall. Vielleicht zeichnen sie sich in den meisten Fällen durch ein etwas dickfelliges Gottvertrauen aus, daß schon alles glatt gehen wird. Aber Tatsache ist, daß an diesem Morgen der Leutnant Martens mit einem gewissen

Unbehagen das Zimmer des Hauptmanns Pabst betreten hat. Er hätte nicht sagen können, womit dieses peinliche Gefühl zu begründen sei. Aber er war keinen Augenblick erstaunt, daß gerade an diesem Tage der gewohnte Vorgang der Abnahme des Berichts und des Beiseitelegens ausblieb. Beinahe schien es so, als habe der Hauptmann Pabst auf sein Kommen gewartet. Schon die Tatsache, daß er ihn anredete, deutete auf nichts Gutes.

„Na, Martens, zeigen Sie mal her. Was machen Ihre Pflegebefohlenen?"

In dieser Frage lag etwas, was den Leutnant Martens stutzig machte. Es waren nicht die Worte. Es war der Ton, der zwischen den Worten dieser Frage klang, der den Leutnant Martens aufhorchen ließ. Das war keine rhetorische Frage. Das war ein ausgesprochenes Interesse. Wer den Hauptmann Pabst kannte, der wußte genau, daß er keine unnötigen Phrasen zu machen pflegte.

Mit der Leutnantsroutine mehrjähriger Übung verbirgt der Leutnant Martens sein schlechtes Gewissen unter einer nonchalanten Sicherheit.

„Nicht viel heute, Herr Hauptmann. Die Herren scheinen Ausgang zu haben."

Langsam wendet der Hauptmann sein Gesicht dem jungen Offizier voll zu. In seinen Augen liegt irgend etwas, was der Leutnant Martens im Augenblick nicht ganz zu deuten vermag. Die Stimme des Hauptmanns klingt scharf:

„Schade, Herr Martens. Es tut mir leid, daß Sie mir nichts Besseres bringen können. Na, ich werde mal sehen, was man damit anfangen kann. Danke schön."

Wenn dieser Ton aufklingt, tut man gut, sich nicht unnötig lange in der unmittelbaren Nähe des Hauptmanns Pabst aufzuhalten. Der Leutnant Martens ist froh, daß es noch einmal so abgegangen ist. Er haut die Hacken zusammen, verbeugt sich und ist mit drei großen Schritten wieder auf dem Korridor. Als er oben wieder vor seinem Schreibtisch sitzt, beginnt er zu überlegen. Das hat irgend etwas zu bedeuten. Aber was? Nun, schließlich,

das ist nicht seine Sache. Er macht seinen Dienst, und das übrige wird der Ia schon besorgen. Schließlich muß ja das höhere Gehalt auch irgendwie verdient werden.

Die frühe Dunkelheit des Januarnachmittags liegt schon über Berlin. In seiner Loge lehnt der Portier des Edenhotels. Er hat es schon längst aufgegeben, sich über die Zustände hier aufzuregen. Das einzige, worüber er sich wundert, ist, daß überhaupt noch ein paar Gäste hier aushalten. Viele sind es ja nicht mehr. Der Portier blättert gelangweilt in den Abendzeitungen. Er sieht das Kommen und Gehen der Offiziere und Soldaten in der Halle nur noch mit einem halben Auge. Es ist an diesem Nachmittag alles genau so, wie es in der ganzen letzten Zeit schon gewesen ist. Und der Portier überlegt, ob es wohl überhaupt noch einmal anders werden wird.

Ein dreckbespritzter Motorradfahrer betritt die Halle und sieht sich suchend um. Anscheinend ist es ein Melder von irgendeiner der Formationen außerhalb Berlins, der noch nicht im Edenhotel Bescheid weiß. Die meisten Ordonnanzen gehen durch die Halle, ohne dem großmächtigen Portier auch nur einen Blick zu schenken. Und nur wenn mal ein Neuer kommt, wie dieser da, richtet der zur Orientierung ein paar Fragen über die Lage der Zimmer an den Portier. Aber selbst eine solche Abwechslung ist schon eine Annehmlichkeit, und der Portier legt seine Zeitungen beiseite, um dem Motorradfahrer Auskunft zu geben. Dabei fällt sein Blick ganz unwillkürlich auf die große Drehtür, und er sieht, daß in diesem Augenblick mehrere Offiziere die Halle betreten. Sie gehen sehr schnell und in einer geschlossenen Gruppe, und der Portier kann erkennen, daß zwischen ihnen ein Mann und eine Frau gehen. Die Offiziere blicken nicht nach links und nicht nach rechts, sondern verschwinden mit den beiden Zivilisten sofort nach oben.

Der Portier will sich schon wieder abwenden. Er will gerade die Frage beantworten, die der Motorradfahrer an ihn gerichtet hat. Da sieht er auf der ersten Seite des einen Abendblattes, das gerade vor ihm liegt, eine Fotografie.

Ich fange auch schon an, verrückt zu werden, denkt er. Der Mann, der da eben mit den Offizieren vorbeiging, das ist ja derselbe, dessen Fotografie hier vor mir liegt. Das ist ja, mein Gott, das ist ja wirklich Karl Liebknecht. Und die kleine dunkelhaarige Frau, die neben ihm ging, mein Gott, das kann ja niemand anders sein als Rosa Luxemburg.

Der Portier ist mit einem Male wie elektrisiert. Die beiden Führer der Spartakisten im Edenhotel? Wenn das nicht eine große Sache ist, dann weiß der Portier nicht mehr, was man eine Sensation zu nennen hat. Er packt den Motorradfahrer am Arm. Er zischt ihm seine Entdeckung ins Ohr, und auch mit dem geht eine merkwürdige Veränderung vor.

„Verdammt, diese Schweine", knirscht der Mann. Er hat vergessen, was er den Portier fragen wollte. Er weiß nur noch das eine: Hier in diesem Hause sind die Leute, die die ganze Schweinerei der letzten Wochen angerührt haben, die Leute, die seiner Meinung nach an allem schuld sind. Eine sinnlose Wut packt ihn. Und zugleich irgend etwas wie eine infernalische Freude. Endlich hat man die Schufte!

Wie ein geheimnisvoller elektrischer Funke ist an diesem Nachmittag die Nachricht von der Verhaftung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs im Edenhotel von Raum zu Raum, von Etage zu Etage gesprungen. Niemand vermag heute zu sagen, wer tatsächlich dafür verantwortlich zu machen ist, daß wenige Minuten nach dem Eintreffen der Verhafteten im Hotel jeder Soldat und jeder Mann wußte, daß die beiden bedeutendsten Spartakistenführer oben im Zimmer des Hauptmanns Pabst vernommen werden.



Im Aufenthaltsraum der Divisionsstabswache geht es zu

wie in einem Bienenstock, in den irgendein Junge mit einem Knüppel hineingestoßen hat. Die mißvergnügten, schlecht gelaunten Leute sind nicht wiederzuerkennen. Sie reden durcheinander. Sie diskutieren. Sie besprechen das große Ereignis, und in der ersten Viertelstunde sind sie alle irgendwie erleichtert.



Aber dann senkt es sich auf sie herab wie ein schweres Bleigewicht. Wie oft haben sie alle in den letzten Tagen gehört, daß ihre Offiziere zu ihnen gesagt haben: Kinder, wir können auch nichts machen. Die Regierung will, daß wir Ruhe halten. Es soll kein Blut fließen. Haltet die Schnauzen und tut euren Dienst. Uns wäre es auch lieber, wenn wir zuschlagen dürften. Aber das geht nun mal nicht.

Das alles wissen die Leute. Das alles haben sie bis zum Überdruß gehört. Und in ihre Freude über das Ereignis schlägt die Erinnerung an all diese letzten Tage hier. Da fürchten sie, nein, da glauben sie zu wissen, daß auch jetzt wieder nichts passieren wird. Wenn der General und der Hauptmann Pabst die Meldung von der Verhaftung der Spartakistenführer an die Regierung geben, dann wird angeordnet werden, daß die beiden freigelassen werden sollen, oder wenn das nicht sofort geschieht, wird man sie ein paar Tage irgendwo einstecken, und dann wird man sie wieder laufen lassen. Und dann geht alles genau so weiter wie bisher.

Niemand weiß, wer zuerst das Wort gesprochen hat. Und wenn man heute zehn Prozesse darum führen würde. Aber auf einmal ist es da. Auf einmal steht es in der Luft, dieses Wort.

Auf einmal hat es alle diese Soldaten gepackt, diese eine Vorstellung: Liebknecht und Rosa Luxemburg werden dieses Haus nicht lebend verlassen!

Oben im ersten Stock hat man von den Vorgängen unten noch nichts gemerkt. Die Arbeitsräume des Hauptmanns Pabst sind streng abgesperrt. Hinter verschlossenen Türen vernimmt der Hauptmann die beiden Verhafteten. Da rumort es die Treppe herauf. Ein paar Leute der Divisionsstabswache, denen sich Kraftfahrer und Ordonnanzen angeschlossen haben, wollen den Hauptmann sprechen. Ein Ordonnanzoffizier versucht, sie abzuwehren. Erst freundlich, dann schärfer, und schließlich, als auch das nichts hilft, will er sie nach gut militärischer Sitte zum Teufel jagen.

Da passiert das Unerhörte. Die Leute weigern sich. Sie erklären ganz einfach, daß sie selber sofort die Knarre in die Ecke stellen würden und nach Hause gehen wollten, wenn Liebknecht und die Luxemburg lebend das Hotel verließen. Und nicht nur das. Sie würden dafür sorgen, daß die ganze Gardekavallerie-Schützen-Division auseinanderlaufe. Wenn die Regierung sich auf der Nase herumtanzen lassen wolle, dann brauche sie dazu keine Soldaten. Dann solle man Herrn Liebknecht regieren lassen. Dann wäre die Gardekavallerie-Schützen-Division überflüssig.

Der Ordonnanzoffizier überlegt eine Sekunde. Er kennt die Stimmung der Truppe genau genug, um zu wissen, daß das keine leeren Drohungen sind. Mit diesen Leuten hier kann man schließlich nicht mehr umgehen wie mit Friedenssoldaten. Es hilft nichts. Er muß hinein zum Hauptmann.

Hauptmann Pabst und Generalleutnant von Hofmann hören die Meldung und beginnen fieberhaft zu überlegen. Unter diesen Umständen scheint es unmöglich, die Gefangenen vorläufig einmal im Hause zu behalten, wie man beabsichtigt hatte. Sie müssen aus dem Bereich des Hotels hinaus. Es wird nichts helfen. Man muß sie, so unangenehm das ist, der Polizei übergeben. Oder am besten fährt man sie gleich nach Moabit. Aber wie bringt man die beiden jetzt aus dem Hotel hinaus?

Zunächst einmal geht Hauptmann Pabst selber hinaus zu den Leuten und spricht mit ihnen. Vorläufig werde gar nicht daran gedacht, die Gefangenen der Regierung auszuliefern. Zunächst einmal müssen sie vernommen werden. Das wird längere Zeit dauern. Die Leute sollen Ruhe halten und die Arbeit ihrer Vorgesetzten nicht stören.

Halb beruhigt, halb mißtrauisch geht die Deputation wieder in die unteren Räume. Oben bleiben die Offiziere zurück und überlegen, was zu tun ist. Schließlich, nach länger als einer Stunde, glaubt man den Abtransport riskieren zu können. Natürlich nicht vorne heraus durch das Hauptportal. Man wird einen Wagen vor dem Hinterausgang in der Kurfürstenstraße vorfahren lassen, wird dann die Gefangenen von vier Offizieren in die Mitte nehmen lassen, schnell heraus aus dem Tor ins Auto. Und dann los durch den Tiergarten in Richtung Moabit. So ist der Plan. Die begleitenden Offiziere werden eingeteilt. Unter ihnen der Oberleutnant Vogel und die beiden Brüder von Pflug-Hartung. Ein paar Offiziere sichern die Treppe, und die beiden Gefangenen werden durch ihre Begleiter schnell hinuntergeführt.

Was sich nun abspielt, geht mit gespensterhafter Geschwindigkeit vor sich. Der Hinterausgang ist ebenso wie alle andern Ausgänge des Hotels mit Posten gesichert. Diese Posten konnte man natürlich nicht entfernen, ohne die Leute der Stabswache aufmerksam zu machen. Also standen sie auch an diesem Abend am Hinterausgang des Edenhotels. In dem Augenblick nun, in dem als erster Karl Liebknecht zwischen zwei Offizieren halb im Laufschritt zum Auto gebracht wird, stürzt der eine der Posten ein paar Schritte vorwärts. Eine halbe Sekunde nur stutzen die Offiziere. Und diese halbe Sekunde kostet Karl Liebknecht das Leben. Mit furchtbarem Schwung hat der Posten den Karabiner hochgerissen und schlägt blindlings mit dem Kolben zu. Der mit voller Wucht geführte Schlag trifft Liebknecht auf den Hinterkopf, im Sturz reißt er fast die beiden Offiziere mit sich, die ihn auffangen und den Besinnungslosen, wahrscheinlich schon beinahe Toten ins Auto werfen.

Unmittelbar dahinter folgen die beiden andern Offiziere mit Rosa Luxemburg. Der Posten sieht nur noch rot. Wieder saust der Kolben durch die Luft. Ein zweiter entsetzlicher Schlag zerschmettert den Kopf der Spartakistenführerin. Die Offiziere stolpern vorwärts. Das Auto springt an und verschwindet in rasender Fahrt in der Richtung auf den dunklen Tiergarten.

Langsam wacht der Posten aus seiner Besessenheit auf. Er weiß eigentlich gar nicht, wie das alles vor sich gegangen ist. Ganz mechanisch hebt er den Karabiner und stiert auf den Kolben, als wolle er feststellen, ob er noch fest am übrigen Teil des Karabiners sitzt. Ihm ist nur noch irgendein Knacken im Ohr, und er meint, das müsse doch der brechende Karabinerkolben gewesen sein.

Ein paar Minuten lang ist Hauptmann Pabst außer sich, als man ihm Meldung von dem grausigen Ereignis macht. Er weiß in diesem Augenblick noch nicht, daß zu allem andern einer der Offiziere im Auto mit den beiden Toten die Nerven verloren hat, weil er in dieser furchtbaren Situation nicht wußte, was anzufangen sei. Daß er im fahrenden Wagen den Revolver herauszog und Karl Liebknecht noch eine Kugel in den bereits zerschmetterten Schädel hineinjagte.

Der Hauptmann Pabst weiß in diesem Augenblick nur, daß jetzt selbstverständlich eine wüste Hetze gegen die Mörder aus dem Edenhotel losgehen wird. Vorläufig kann er nichts weiter machen, als die Anordnung treffen, daß niemand in den nächsten Stunden das Hotel verlassen darf, daß kein Telefongespräch von andern als von den Offizieren des Stabes geführt werden darf.

Eine drückende Ruhe liegt in dieser Nacht über dem Edenhotel. Oben in der Telefonzentrale sitzt der Leutnant Martens und bemüht sich, mit Höflichkeit ein paar tobende Hotelgäste telefonisch zu beruhigen. Ein dicker Herr aus Bromberg verspricht dem Leutnant zunächst einen größeren Geldbetrag, und als das nichts hilft, alle Strafen des Himmels und der Hölle, weil er

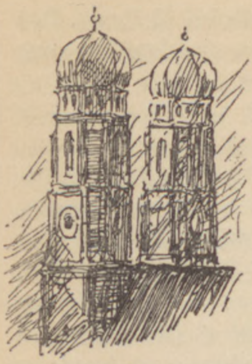
ihn nicht telefonieren lassen will. Aber Befehl ist Befehl. Und die Welt wird weitergehen, auch nach dem grausigen Tode von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

*

Die Welt ist weitergegangen. Durch die bürgerliche Bevölkerung Berlins ging es schon am nächsten Tage wie ein Aufatmen. Und auch die Arbeiter blieben verhältnismäßig ruhig. Ein paar Demonstrationen. Ein paar aufgeregte Zeitungsartikel. Aber die große Empörung blieb aus. Die spartakistische Bewegung hatte ihre Führer verloren. Es war, als ob das Fehlen der Köpfe die Masse der Anhänger gelähmt hätte.

Noch war die Gefahr nicht gänzlich gebannt. Noch kam es gelegentlich zu Zusammenstößen. Aber selbst die Märzkämpfe waren eigentlich nur noch das Abklingen der Spartakistengefahr vom Januar 1919 in Berlin.





Roter Schrecken über München

Es kann auch im Winter schwül sein. Das merken die braven Münchner Bürger in den ersten beiden Monaten des Jahres 1919 zu ihrem aufrichtigen Erstaunen. Ist das noch ihr altes München? Diese Stadt hat sich seit dem 7. November 1918 in einen Hexenkessel verwandelt. Und über diesem Hexenkessel von Demonstrationen und Revolutionen, von Hoch und Nieder, von Geschrei und Wirrwarr, von Kampf der verschiedensten sozialistischen Parteien und Cliquen gegeneinander thront der Ministerpräsident Kurt Eisner. Unheimlich den zahmeren Mehrheitssozialisten, als Demokrat und Parlamentarier den Kommunisten und Anarchisten, sowohl in der Arbeiterschaft wie unter den Schwabinger Intellektuellen innig verhaßt.

Dieser Kampf aller gegen alle muß zu einer Explosion führen. Und diese Explosion erfolgt an dem Tage, an dem der nach unendlich vielem Geschrei gewählte Bayerische Landtag zum ersten Male zusammentritt.

Im Sitzungssaal des Landtages brütet dumpfe Spannung. Die Abgeordneten stehen noch teilweise in erregten Gruppen umher. Sie diskutieren, sie reden. Die Sitzung hat noch nicht begonnen. Man wartet auf das Eintreffen des Ministerpräsidenten Eisner. Oben auf den Tribünen für das Publikum drängen sich Arbeiter und Soldaten mit roten Kokarden, mit roten Armbinden. Dazwischen Arbeitslose und gelegentlich sogar irgendein

neugieriger Bürger, der es nicht lassen kann, etwas erleben zu wollen. Draußen in der Vorhalle Gruppen von Bewaffneten. Man hat eine Art von republikanischer Schutzgarde aufgestellt. Aber niemand weiß recht, nach welcher Seite diese Leute eines Tages schießen werden. In zerlumpten Uniformen, untermischt mit zivilen Bekleidungsstücken, hocken sie herum. Das Gewehr umgehängt, irgendeinen Riemen um den Leib, daran baumeln ein paar Handgranaten. Es ist alles ein wenig wüst, und man kann es verstehen, daß den Abgeordneten alles andere als besonders wohl zumute ist.

Plötzlich entsteht draußen vor dem Sitzungssaal eine Bewegung. In wildem Lauf drängen sich ein paar Menschen durch die Haufen von Bewaffneten. Einer von ihnen reißt die Tür zum Sitzungssaal auf. Er stürzt herein, und halb außer Atem kreischt er in den Saal:

„Eisner ist ermordet worden!"

Eine unbeschreibliche Verwirrung entsteht. Wie in einem aufgescheuchten Bienenstock schwirren die Abgeordneten durcheinander. Rufe des Schreckens und des Abscheus werden laut. Und es ist merkwürdig, daß nicht einer von all den Hunderten, die unten im Sitzungssaal und oben auf den Tribünen sich drängen, auch nur einen Augenblick daran denkt, daß die Nachricht von der Ermordung des Ministerpräsidenten Eisner vielleicht unwahr sein könnte.

Ein paar Abgeordnete schleppen den Boten zur Tribüne des Präsidiums. Aufgeregt erzählt der Mann, daß Eisner, als er sich gerade auf den Weg gemacht hatte, um in den Landtag zu kommen, auf offener Straße von dem Leutnant Grafen Arco-Valley niedergeschossen worden sei. Schließlich gelingt es dem Alterspräsidenten, unterstützt von dem mehrheitssozialistischen Innenminister Auer, die aufgeregte Versammlung so weit zu beruhigen, daß der Alterspräsident mit einer kurzen Ansprache an die Abgeordneten beginnen kann. Mit vor Erregung zitternder Stimme macht der Präsident Mitteilung von dem Attentat. Er hat das Gefühl, daß er noch irgend etwas sagen

muß. Er spricht von dem Abscheu über einen brutalen Mord. Er will gerade von den Verdiensten Eisners um die bayerische Revolution zu sprechen beginnen. Da wird von neuem die Tür zum Sitzungssaal aufgerissen. Mit blutunterlaufenen Augen stürzt eine mächtige Gestalt in den Saal. Ein paar Abgeordnete versuchen, den anscheinend Rasenden aufzuhalten. Er fegt sie beiseite und steht mit ein paar langen Sätzen an der Regierungsbank. In seiner mächtigen Faust blitzt der Lauf eines Revolvers. Ein Schuß kracht, und schwerverletzt bricht der Innenminister Auer zusammen.

Noch zwei Schüsse knallen. Ein Abgeordneter, der den Versuch gemacht hat, den wahnsinnigen Schützen zu packen, wälzt sich in seinem Blute. Eine unbeschreibliche Panik bricht aus. Auch von der Tribüne fallen Schüsse. In irrsinniger Angst versuchen die Abgeordneten den Saal zu verlassen. Nur ein Teil von ihnen gelangt durch die Türen ins Freie. Andere springen aus dem Fenster. Oben auf der Tribüne wird die Internationale angestimmt. Unten im Saal steht noch immer, von niemandem mehr belästigt, mit gesenktem Kopf und hängenden Armen der kommunistische Fleischermeister Lindner, der den Mordversuch an dem Mehrheitssozialisten Auer unternommen hat.

Die Ermordung Eisners ist das Signal zu neuer, verstärkter Aktivität aller radikalrevolutionären Elemente. Im revolutionären Arbeiterrat führen die Radikalsten der Unabhängigen und die Anarchisten vom Schlage Erich Mühsams und Eugen Landauers das große Wort. In den Versammlungen und Demonstrationen wird immer lauter nach der Räterepublik gerufen. Das Parlament sei geflohen, so kreischt man. Nur die Räte können die bayerische Revolution noch retten. Streiks und Unruhen gehen ineinander über. Bewaffnete Haufen werden von den einzelnen, einander als Arbeiterverräter beschimpfenden Gruppen der Revolutionäre zusammengestellt. Es kommt zu den wildesten und gleichzeitig bizarrsten Szenen. Eine eigentliche Regierung gibt es überhaupt nicht mehr. Man trommelt einen Rätekongreß zusammen, in dem stunden- und tagelang wilde

Reden gegen die Konterrevolution geführt werden, der aber praktische Arbeit zu leisten überhaupt nicht imstande ist. In immer stärkerem Maße drängen sich die Kommunisten unter Führung von Levien in den Vordergrund. Erich Mühsam und seine Freunde sind krampfhaft bemüht, zu einer gemeinsamen Aktion mit den Kommunisten zu gelangen. Die Mehrheitssozialisten sind hilfloser als hilflos. Einmal noch raffen sie sich in den letzten Februartagen zu einer Geste auf.

Am Nachmittag des 27. Februar tagt wieder einmal der Rätekongreß. Erich Mühsam hält wie an jedem Tage irgendeine Brandrede. Plötzlich erscheinen Bewaffnete im Saal. Bedrohlich knacken die Sicherungsflügel der Gewehre. Der Ruf „Hände hoch!" erschallt, und von einer Abteilung republikanischer Schutzwehr werden Mühsam, der Kommunistenführer Levien und ein paar andere, unter ihnen Eugen Landauer, verhaftet. Die Räte drinnen im Saal toben und verfassen Papierresolutionen. Eine andere Truppe der republikanischen Schutzwehr greift das Problem auf ihre Art an. Sie langen sich ihre Gewehre, nehmen ein paar schwere Maschinengewehre und stellen den Haufen, der Mühsam und die andern verhaftete. Nur mit Mühe gelingt es, eine wilde Schießerei zu verhindern. Die Stadtkommandantur, die die Verhaftungen angeordnet hatte, bekommt Angst vor ihrer eigenen Courage und läßt die Gefangenen laufen. Das Unheil kann weiter seinen Weg gehen.

In wilden Versammlungsschlachten in allen Münchner Bierkellern, aber auch zu allen Stunden des Tages auf der Straße wird der Kampf der Roten untereinander fortgesetzt. Am 7. März kommt endlich so etwas wie eine Regierung unter der Führung des Mehrheitssozialisten Hoffmann zustande. An ihr sind Unabhängige und Mehrheitssozialisten beteiligt, während die ganz Radikalen ausgeschlossen bleiben. Immer drohender und gespannter wird die Situation.

In das beginnende Chaos platzt am 21. März die Nachricht von der Ausrufung der Rätediktatur in Ungarn. Bela Khun ist der Held des Tages in den radikalen Münchner Meetings.

Jetzt muß es glücken, so denkt der Phantast Mühsam. In Nordbayern, besonders in Augsburg, sind große Streiks im Gange. Noch zittert in der revolutionären Masse die Erregung über den Mord an Eisner nach. Aus Braunschweig und Thüringen hört man von Unruhen. Wenn jetzt die Räterepublik in Bayern zur Tatsache wird, jetzt, wo Ungarn sich zur Räteherrschaft bekannt hat, dann wird Österreich folgen müssen. Dann wird die bolschewistische Revolution weiter nach Mitteldeutschland hineinfressen. Dann muß das Ruhrgebiet erfaßt werden. Dann ist der Sieg der kommunistischen Weltrevolution in ganz Mitteleuropa sichergestellt.

Das sind die Ideen Mühsams und Landauers. Das ist die Ideologie von Ernst Toller, der zu dieser Zeit noch der Führer der radikalen Unabhängigen ist.

In den Kreisen der Parteikommunisten denkt man nicht so kaffeehausmäßig überschwenglich. Dort ist man zurückhaltender, klarer, aber auch zielsicherer und brutaler. In der Parteizentrale in Berlin hält man anscheinend den Münchner Führer Levien nicht für stark genug gegenüber den Phantasten Mühsam und Landauer. Man entsendet eine norddeutsche Delegation, die die kommunistische Bewegung in München in die Hand nehmen soll. An ihrer Spitze stehen Dr. Eugen Leviné und der Russe Axelrod.

*

Es mögen etwa hundertfünfzig Menschen sein, die am Abend des 4. April 1919 im Sitzungssaale des bayerischen Kriegsministeriums versammelt sind. Mitglieder des revolutionären Arbeiterrates, Vertreter der Mehrheitssozialisten und Unabhängigen, Delegierte des Zentralsoldatenrates von München, eine Delegation von Bauernräten, der sozialdemokratische Stadtkommandant und mehrere Minister des Kabinetts Hoffmann, unter ihnen der Militärminister Schneppenhorst, dazu natürlich die unvermeidlichen Anarchisten Mühsam und Landauer. Alles redet durcheinander. Alles ist aufgeregt und mit Spannung geladen. Am Mittag ist der radikale Mehrheitssozialist Niekisch

aus Augsburg zurückgekommen und hat aufregende Neuigkeiten mitgebracht. Die Augsburger Arbeiterschaft stehe im Generalstreik und fordere die sofortige Errichtung einer bayerischen Räterepublik. Auch in andern Städten Nordbayerns sehe es ähnlich aus. Dazu müsse man mit baldigen blutigen Aktionen der Reaktion rechnen.

Es besteht Einigkeit, daß sofort etwas geschehen muß. Die Räterepublik muß her. Aber wie? In der Diskussion, die mit viel Geschrei und Verbissenheit geführt wird, steht als erster der Bauerndelegierte Gandorfer auf. Die Bauern, so erklärt er, wollen schon mitmachen bei der Räterepublik. Unter einer Voraussetzung allerdings. Bauerngüter unter tausend Tagwerk dürfen nicht sozialisiert werden. Die radikalen Doktrinäre sind böse. Irgend jemand zischelt Mühsam ins Ohr, daß der Gandorfer Besitzer eines Hofes von achthundert Tagwerk sei. Da sehe man, wie die Bauern sich stellen, wenn es ernst wird. Mühsam zuckt gottergeben die Achseln. Bei aller Phantastik ist er sich darüber klar, daß ohne oder gegen die Bauern in Bayern überhaupt nichts zu machen ist. Man wird die Tausend-Tagwerk-Grenze schlucken müssen.

Aber dann wird er sofort wieder pathetisch. In einer großen Rede malt er den hundertfünfzig ein Bild von der bayerischen Räterepublik. Sofortige Einrichtung einer roten Armee, Einsetzung eines Revolutionstribunals, Nationalisierung der Banken, und was derlei Programmpunkte mehr sind.

Einem der anwesenden Gewerkschaftsvertreter entringt sich bei diesem Zukunftsbilde der Stoßseufzer: „Mir graut. Aber ich mache mit!" Die Diskussion geht weiter. Man ist gerade wieder dabei, sich in die Haare zu geraten, als bei dem Versammlungsleiter eine Delegation von drei Männern erscheint. Niemand kennt sie. Aber sie weisen sich aus als offizielle Vertreter der Kommunistischen Partei. Es sind die K.P.D.-Mitglieder Schuhmann, Dietrich und ein Dritter, der als Genosse Nießen das Wort erhält. Keiner von den Anwesenden weiß in diesem Augenblick, daß der finstere und kaltbrutale Mann, der hier vor ihnen

steht, in wenigen Tagen als Dr. Eugen Leviné der kommunistische Rätediktator Münchens sein wird.

Klar und kalt erteilt Nießen den erschütterten Revolutionären eine Absage. Was wollen sie mit ihrer Räterepublik in diesem Augenblick? Nichts sei vorbereitet. Die Organisation im Lande sei gar nicht imstande, die Aufgaben zu lösen, die gestellt würden. Es sei unsinnig, an eine Räterepublik auch nur zu denken, wenn man gleichzeitig an einem Tisch mit den verräterischen Mehrheitssozialisten säße. In den schärfsten Formen greift Nießen-Leviné dabei den mehrheitssozialistischen Minister Schneppenhorst und den gleichfalls den Mehrheitssozialisten angehörigen Stadtkommandanten Dürr an. Erregt springt Schneppenhorst auf, um sich mit den Fäusten gegen die Angriffe Levinés zu verteidigen. Ein paar Leute werfen sich dazwischen, und Mühsam benützt diese Gelegenheit sofort zu einer neuen Rede. Auch er habe natürlich stärkstes Mißtrauen gegen die Mehrheitssozialdemokraten. Aber an sich sei es doch wünschenswert, wenn alle Arbeiterparteien in dem provisorischen Zentralrat vertreten seien. Außerdem müsse jetzt irgend etwas geschehen.

Leviné zuckt kalt die Achseln und verläßt die verdutzt und verwirrt zurückbleibende Versammlung. Ein Stachel der Unsicherheit bleibt zurück. Noch am Nachmittag war man sich im kleineren Kreise einig gewesen, daß am Morgen des 5. April die Einwohner Münchens aus einer überall angeschlagenen Proklamation die vollendete Tatsache der bayerischen Räterepublik erfahren müßten. Jetzt beginnt man, darüber zu diskutieren, ob nicht besser die ganze Aktion etwas vertagt werde. Den Mehrheitssozialisten, denen wahrscheinlich am unheimlichsten zumute ist, kommt diese Unsicherheit sehr gelegen. Sie verlangen eine Vertagung der Aktion um achtundvierzig Stunden, damit Schneppenhorst nach Nürnberg reisen kann, angeblich um dafür Sorge zu tragen, daß die nordbayerischen Truppen treu zur Räterepublik stehen werden.

Erregt springt Landauer auf und weist darauf hin, daß der Kreis derer, die von der bevorstehenden Ausrufung der Räte-

republik wüßten, bereits viel zu groß sei, um die Aktion ohne Gefahren noch vertagen zu können. Man müsse sich unbedingt einen Überraschungserfolg über die Bourgeoisie sichern. Aber die Mehrheit entscheidet anders. Der Beschluß lautet: Vertagung um achtundvierzig Stunden. Die schöne, phrasengeschwollene Proklamation, die Mühsam und Landauer am Nachmittag ganz echt revolutionär zusammen in einem Kaffeehaus entworfen hatten, verschwindet wieder in der Schublade.

Schon stark in seiner Begeisterung gedämpft und innerlich unsicher geworden, verläßt Mühsam diese Sitzung. Er wird am nächsten Morgen nach Nürnberg fahren, um dort mit den Kommunisten Fühlung aufzunehmen und sie zum Mitmachen zu bewegen. In demselben Zuge, in dem er nach Nürnberg fährt, trifft er den Minister Schneppenhorst, der von dieser Reise überhaupt nicht mehr wiedergekommen ist und ein paar Tage später mit Hoffmann zusammen in Bamberg die ersten Aktionen gegen die Räterepublik zu organisieren versucht.

Erst am Sonntagabend finden sich die Räterevolutionäre wieder zusammen. Diesmal tagen sie in etwas kleinerem Kreise, geschmackvollerweise im Wittelsbacher-Palais, und zwar im Schlafzimmer der bayerischen Königin. Die mehrheitssozialistischen Minister sind nicht mehr anwesend. Dafür führen Toller und Mühsam das große Wort. Die radikalen Phrasen schäumen nur so auf. In dem neuen Rat der Volksbeauftragten, der heute abend zusammengestellt werden soll, darf kein sozialistischer Minister des Kabinetts Hoffmann, weder ein Mehrheitssozialist noch ein Unabhängiger, sitzen. In stundenlangen Diskussionen wird endlich die Liste der Volksbeauftragten zusammengestellt. Mühsam wäre für sein Leben gerne der Außenminister der bayerischen Räterepublik geworden. Aber die Versammlung hat doch wohl eine wenn auch unklare Vorstellung davon, daß ein Schwabinger Kaffeehaus-Anarchist nicht ganz der Geeignete wäre. In der Verlegenheit verfällt man auf einen in weitesten Kreisen unbekannten unabhängigen Sozialisten, Dr. Lipp, von dem sich erst ein paar Tage später herausstellt, daß er schon

mehrmals im Irrenhaus gesessen hat und daß er auch jetzt, milde gesprochen, absolut unnormal ist. Aber wer von den Versammelten ist in diesem Moment eigentlich wirklich normal? Zum Finanzminister wird der Freigeldtheoretiker Silvio Gesell gemacht. Die Volksaufklärung bekommt Eugen Landauer. Eine Proklamation wird entworfen, an deren Abfassung außer Mühsam auch Niekisch führend beteiligt ist. Pathetisch verfügt man, daß am nächsten Mittag um zwölf alle Glocken Münchens zu läuten haben. Am Schluß der Sitzung, nachdem alles einigermaßen fertig ist, stellt sich heraus, daß die Präsenzliste der Anwesenden verschwunden ist. Etwas gedrückt und gar nicht so erhoben, wie sie es am Vorabend der welterschütternden Ausrufung der bayerischen Räterepublik sein müßten, legen sich die Versammlungsteilnehmer noch für ein paar Stunden ins Bett.

Am nächsten Morgen kleben tatsächlich die Proklamationen an den Ecken der Straßen, sogar ein paar Glocken läuten. Mühsam läuft zur Funkstation und läßt Funksprüche nach Moskau und Budapest los. Aber so recht ist er selber nicht in Stimmung. So hatte er sich die Schaffung der Räterepublik nicht vorgestellt. Die Kommunisten machen nicht mit. Die Mehrheitssozialisten sind unsicher. Die Bürgerschaft ist bedrückt. Und was bleibt, sind ein paar tausend Unabhängige, beschäftigungslose Soldaten, arbeitsloser Mob und ein paar Dutzend Kaffeehauspolitiker und theoretische Dogmatiker. Das ist kein guter Auftakt für einen entscheidenden Abschnitt der proletarischen Weltrevolution.

Gegen Mittag versucht Mühsam, am Stachus eine Volksrede zu halten. Er klettert auf eine Bank und fängt an zu sprechen. Das erste, was ihm an den Kopf fliegt, sind ein paar derbe antisemitische Bemerkungen und Zwischenrufe einiger Münchner Studenten. Auch ein Kommunist beteiligt sich an den Zwischenrufen und fordert die Menge auf, dem verstiegenen Phantasten die Gefolgschaft zu verweigern. Deprimiert und niedergeschlagen zieht Mühsam seiner Wege.



Aber die Räterepublik ist da. In allen deutschen Zeitungen wird sie diskutiert und kommentiert. Man kann von außen ja auch gar nicht übersehen, wie die Dinge in München wirklich liegen. Man weiß nur, daß der Teufel los ist. Daß verstiegene Phantasten und Hyperrevolutionäre das Heft in der Hand haben und daß mehr oder weniger alles drüber und drunter geht.

In den nächsten Tagen entfalten die Kommunisten in München und in allen größeren Städten Bayerns eine unheimliche Regsamkeit. Überall protestieren sie in Massenversammlungen gegen die Schein-Räterepublik. Mühsam versucht noch immer krampfhaft, den Anschluß an die Kommunisten

wiederzugewinnen. In einer von Leviné geleiteten kommunistischen Versammlung will er sprechen. Der Erfolg ist, daß er eine anständige Portion Prügel bekommt und hinausgeworfen wird. Man macht ihm den Vorwurf, er sei zusammen mit Schneppenhorst nach Nürnberg gefahren, um das nordbayerische Militär gegen die Münchener Revolutionäre aufzuputschen. Mühsam ist verzweifelt. Aber seine Prügel hat er weg.

Die Regierung Hoffmann hat die Münchener Kaffeehaus-Räterepublik nicht anerkannt. Sie ist nach Bamberg geflüchtet und versucht, eine Art von Widerstand auf die Beine zu bringen. Aber das geht natürlich nicht ohne weiteres. Über irgendwelche gefestigten militärischen Formationen verfügt Bayern in dieser Zeit überhaupt nicht. Nicht zuletzt Herr Schneppenhorst ist schuld daran, der in der vergangenen Zeit alles getan hat, um die Aufstellung disziplinierter Truppenkörper zu verhindern. Noch in den ersten Tagen der Regierung Hoffmann hat er ein Dekret erlassen, nach dem allen bayerischen Zeitungen die Aufnahme von Werbe-Inseraten für Freikorps selbst für den Grenzschutz im Osten verboten wurde. Werbeoffiziere sind verhaftet worden, und der in Bayern schon damals beliebte und hoch geachtete Oberst von Epp muß auf thüringischem Gebiet im Truppenübungslager Ohrdruf ein Freikorps zusammenstellen.

Jetzt, im Augenblick der Gefahr, läßt sich natürlich eine brauchbare militärische Organisation nicht aus dem Boden stampfen. Aber in München hat die Bamberger Regierung ihre Vertrauensleute sitzen, die ihr berichten, wie unsicher und im tiefsten mutlos die Räterevolutionäre in diesen Tagen sind. Hoffmann, der tief deprimiert nach Bamberg gekommen ist, faßt wieder so etwas wie Mut. Er ist der Meinung, daß es nicht allzu schwer sein könne, diese Räterepublik zu beseitigen. Dazu werden vielleicht sogar seine eigenen, kaum nennenswerten Machtmittel ausreichen.

Eine starke Agitation unter Teilen der Münchener republikanischen Schutztruppe setzt ein. Der Kommandant des Hauptbahnhofs, Aschenbrenner, scheint im Sinne Hoffmanns einiger-

maßen zuverlässig zu sein. Man bereitet ein paar Stöße von Proklamationen vor, und in der Nacht vom 12. zum 13. April schlägt man los.

Aus den Betten heraus werden Mühsam und die Volksbeauftragten Soldmann und Dr. Wadler verhaftet, auf den Bahnhof gebracht und am Morgen nach Nordbayern abtransportiert. Erich Mühsams revolutionäre Rolle ist damit ausgespielt.

Am Morgen kleben wieder einmal Aufrufe und Plakate an den Münchener Straßenecken. Die Räterepublik sei gestürzt. Die einzig rechtmäßige Regierung Hoffmann sei Herr der Lage. Die Korrespondenten der nichtbayerischen Zeitungen jagen ihre Berichte in die Welt. In Berlin herrscht große Freude über das Scheitern des bayerischen Räteexperiments.

Aber es kommt anders. Jetzt merken die Kommunisten, daß es ernst wird. Wenn sie jetzt nicht zuschlagen, kann die Lage auch für sie gefährlich werden. In aller Eile werden Waffen verteilt. In aller Eile werden ein paar tausend Mann zusammengetrommelt zum Sturm auf den Hauptbahnhof.

Der Bahnhofskommandant Aschenbrenner kann nicht mehr zurück. Er muß sich verteidigen, weil der Bahnhof von drei Seiten zugleich angegriffen wird. Als die kommunistischen Haufen heranrücken, peitschen ihnen ein paar Gewehrsalven um die Ohren. Die ersten Toten und Verwundeten liegen auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei der Wut und Empörung geht durch die Massen. Nun ist kein Halten mehr. Maschinengewehre werden herangeholt, und eine irrsinnige Schießerei beginnt. Angsterfüllt flüchten die Münchener Bürger aus der feuerspeienden Umgebung des Hauptbahnhofs. Mit dem Mute der Verzweiflung wehrt sich die Bahnhofsbesatzung. Die Leute wissen, daß es wenig Zweck hat, sich zu ergeben. Die wildgewordene Meute wird sie einfach zertrampeln. Also schießen sie, bis die Gewehrläufe glühen, und tatsächlich gelingt es ihnen, zunächst den Sturm abzuschlagen. Der Führer der Roten ist ein Matrose, Egelhofer, ein brutaler Bursche, der seine Leute rück-

sichtslos ins Feuer hetzt. Als alles nichts hilft, werden Minenwerfer herangeholt. Da ist es allerdings mit dem Widerstand der Bahnhofsbesatzung bald vorbei. Ein paar Leuten gelingt es, auf einer Lokomotive zu entfliehen; unter ihnen ist der Bahnhofskommandant Aschenbrenner. Die andern fallen, meist verwundet, den stürmenden Kommunisten in die Hände. Ein paar Dutzend Tote und über hundert Verwundete bilden die Bilanz des verunglückten Hoffmann-Putsches. Die Kommunisten haben zugeschlagen. Jetzt stehen sie vorne. Jetzt können sie nicht mehr zurück. Die erste Münchener Räterepublik ist erledigt. Die zweite, kommunistische, nimmt ihren blutigen Anfang.

*

Auf dem Münchener Flugplatz patrouilliert gelangweilt ein Posten der roten Armee. Das Gewehr verkehrt umgehängt, einen alten Soldatenrock unter offenem Zivilmantel, auf dem Kopfe eine schief sitzende Schirmmütze. Und das Ganze militärisch im Sinne des Oberkommandierenden Toller auffrisiert durch eine große rote Armbinde.

Der Posten kommt sich ungewöhnlich bedauernswert vor. Er soll nun hier ein paar Stunden herumlaufen, während die Genossen drinnen in den Baracken schlafen oder Skat spielen. Dabei ist das Wetter wirklich nicht sehr erfreulich. Der Posten beginnt, ernsthaft zu überlegen, ob er nicht lieber auch in die Baracke geht, denn was soll hier draußen schon passieren. In den zwei Tagen, in denen seine Abteilung hier draußen liegt, ist nicht ein einziges Flugzeug abgegangen oder gekommen. Es gibt überhaupt nicht viel Flieger in der roten Armee. Die paar Mechaniker von alten Feldfliegerabteilungen, das ist so ungefähr alles, worüber das rote Oberkommando an ausgebildeten Fliegerkräften verfügt. Ein paar Flugzeuge stehen ja noch in den Schuppen. Aber man kann nichts Rechtes mit ihnen anfangen. Außerdem: wohin soll man fliegen? Der Münchener Rätestaat ist nicht übertrieben groß.

Ein fernes Geräusch läßt den Posten aufhorchen. Das klingt

ja beinahe so, als ob doch irgendein Flugzeug herankomme. Aber selbst wenn das der Fall ist, dann wird es sicherlich hier nicht landen. Dann wird es ganz hoch über den Flugplatz wegfliegen. Es wird sicherlich eins von den verdammten weißen Flugzeugen sein, die eigentlich jeden Tag über München erscheinen und Flugblätter abwerfen, in denen der Bevölkerung ihre baldige Befreiung von der roten Herrschaft versprochen wird.

Der Posten grinst ein wenig. Diese Mehrheitssozialisten in Bamberg sind schon eine komische Gesellschaft. Lassen Papier abschmeißen, wo sie die schönen Flugzeuge haben, aus denen sie Bomben werfen könnten. Aber so sind die Hoffmänner nun einmal. Wahrscheinlich haben sie Angst, mit ein paar Bomben die schönen Wohnungen der Bourgeois zu zerstören.

Das tiefe Summen des Flugzeuges kommt näher. Jetzt kann man es schon erkennen. Der Posten wird aufmerksam. Der Apparat zieht ziemlich hoch ein paar Schleifen und kommt dann etwas näher herunter. Mit ein paar großen Sprüngen rennt der Posten zur Baracke. Er reißt die Tür auf und brüllt in den verqualmten Raum: „Raus, Kinder, ein Flugzeug kommt!"

Ein halbes Dutzend Rotgardisten springt auf, greift nach dem Gewehr und rennt hinter dem Posten her auf den Flugplatz hinaus. Indessen ist der Apparat auf vielleicht hundert Meter heruntergekommen. Man erkennt schon deutlich den Führer, und die Rotgardisten reißen die Gewehre an die Backe, um loszuknallen. Da plötzlich macht der Flieger eine rasche Bewegung, und neben ihm am Außenrande des Apparates entfaltet sich ein großes rotes Tuch.

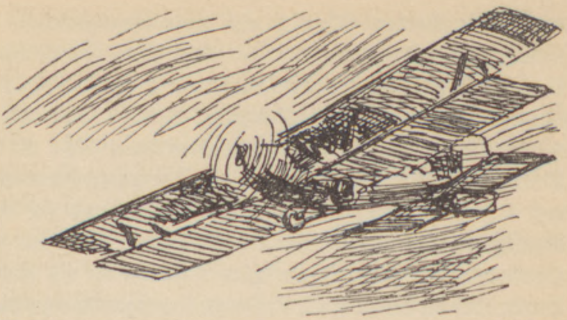
Also doch ein Roter? Die kommunistischen Soldaten sind ein wenig unsicher. Vorsichtshalber knallt einer von ihnen noch einmal in die Luft. Aber da ist der Apparat auch schon unten. Ein paar hundert Meter von der bewaffneten Gruppe entfernt setzt er federnd auf. Er macht noch ein paar Sprünge und rollt dann auf sie zu. Als ob er müde sei, dreht sich der Propeller langsam noch ein paarmal, und dann steht das Flugzeug viel-

leicht dreißig Meter von der erstaunten und etwas ratlosen Gruppe von Rotgardisten entfernt.

Der Oberleutnant Egidie bleibt zunächst ruhig sitzen. Jetzt ist es so weit. Jetzt kann man nichts mehr tun, als auf sein Glück warten. Jetzt werden die Leute herankommen, und es wird sich zeigen, ob sie dem roten Fetzen, mit dem er ihnen vorhin gewinkt hat, Glauben schenken oder nicht. Der Oberleutnant schiebt die Fliegerbrille mit einem kurzen Ruck ein wenig nach oben, und er faßt für alle Fälle in die Tasche seiner Lederjacke nach dem entsicherten Revolver. Wenn die Kerls ihn hier jetzt nicht gleich über den Haufen schießen, dann ist das Schwierigste überwunden. Dann wird es schon irgendwie möglich sein, den roten Herrschaften klarzumachen, daß der Genosse Egidie eine sehr wertvolle Bereicherung der roten Armee in München darstellt. Wenn man erst so weit ist, ist bereits die erste Hälfte des Auftrages ausgeführt.

Aber im Augenblick ist nicht sehr viel Zeit, um große Überlegungen anzustellen. Der Oberleutnant gibt sich einen Ruck und springt mit einem Satz aus dem offenen kleinen Apparat. Mißtrauisch und von der Sensation leicht erregt, umringen ihn die Roten. Der erste Eindruck entscheidet, fährt es dem Oberleutnant





durch den Kopf. Frech und gottes-
fürchtig, das ist die einzige Lösung, die es hier gibt.

„Hallo, Herrschaften. Wo ist hier der Kommandant des Flugplatzes? Ich muß ihn dringend sprechen. Habe eine wichtige Meldung aus Nürnberg für ihn."

In der Gruppe der Roten entsteht eine leise Verwirrung. Wer ist nun eigentlich der Kommandant? Bisher hat man sich mit dieser Frage noch nicht sehr intensiv beschäftigt. Die Leute beginnen zu überlegen. Auf ein paar Gesichtern steht deutlich so etwas wie Ratlosigkeit geschrieben. Der Oberleutnant sieht das und nutzt die Situation.

„Na, hier können wir doch nicht ewig stehenbleiben! Zwei von euch bleiben wohl am besten als Wache beim Flugzeug, und die andern gehen mit mir zum Stationskommandanten."

Die meisten der Rotgardisten sind alte Feldsoldaten. Sie hören den bestimmten Ton, und — mögen sie auch noch so sehr Kommunisten sein — ganz automatisch gehorchen sie dem sicheren Auftreten, ganz automatisch ordnen sie sich unter, und begleitet von fünf oder sechs Soldaten des Herrn Toller, geht der Oberleutnant Egidie auf das Hauptgebäude des Flugplatzes zu. Bisher hat noch keiner der Leute ihn überhaupt gefragt, wer er sei und was er wolle. Es scheint also alles verhältnismäßig glatt zu gehen. Wenigstens vorläufig. Schwieriger wird es natürlich werden, wenn er mit den roten Bonzen verhandeln

muß. Die werden sicherlich ein paar unangenehme Fragen stellen. Aber irgendwie wird er sich schon herauslügen. Ein königlich bayerischer Oberleutnant vom 1. Infanterie-Regiment ist nicht ganz so leicht einzuschüchtern. Peinlich kann es nur dann werden, wenn er auf irgendwelche alten Leute stößt, die ihn vom Felde her kennen. Von denen glaubt ihm unter Garantie keiner, daß er sein Herz für die Roten entdeckt hat und sich ihnen zur Verfügung stellen will. Wenn das passiert, ist es aus mit dem Oberleutnant Egidie. Dann schlagen sie ihn tot wie einen tollen Hund, oder im besten Falle stellen sie ihn irgendwo an die Wand. Aber was sollen jetzt solche Überlegungen? Haben ja doch keinen Zweck mehr. Jetzt ist er drin im Schlamassel, und irgendwie wird es weitergehen, weil es weitergehen muß.

Eine Stunde später steht der Oberleutnant Egidie vor dem roten Abschnittskommandanten. Eine merkwürdige Erscheinung, denkt der Oberleutnant, als er das harte Gesicht mit den kantigen Backenknochen vor sich sieht.

Der Rote ist mißtrauisch. „Wer sind Sie und woher kommen Sie? Bitte kurze und klare Antworten."

Kurz und klar ist ganz schön gesagt, denkt der Oberleutnant. Kurz und klar kommt überhaupt nicht in Frage. Und er fängt an zu erzählen. Er hat sich die Räuberpistole, mit der er hier Eindruck machen will, in den letzten paar Stunden oft genug überlegt. Sie sitzt ganz gut. Er kann sie herunterschnurren, ohne dabei ins Stottern zu geraten. Und das sieht so aus: Der Vizefeldwebel Egidie ist alter Feldflieger. Immer Flugzeugführer gewesen. Immer einen Offizier als Franz hinter sich, der die Belobigungen und die Orden eingesteckt hat, und für den Vizefeldwebel Egidie ist nichts übriggeblieben als die Arbeit. Jetzt haben sie ihn wieder herangeholt, als die weißen Truppen bei Bamberg von den Hoffmännern zusammengestellt worden sind. Aber er hat gedacht, er wird ihnen was flöten. Erst einmal allein im Apparat sitzen, dann geht's los. Ein paar Tage hat er warten müssen, bis er heute den Aufklärungsauftrag bekommen hat. Er rein in die Kiste, abgeschwirrt und auf kürzestem Wege

hierher. Da, wo die Arbeiter stehen, da gehört er hin. Und nun ist er hier mit seinem Apparat und meldet sich, um sich zur Verfügung zu stellen.

Der Rote am Schreibtisch überlegt. Irgendwie ist ihm die Sache nicht ganz geheuer. Aber die Papiere, die der Flieger da ihm vorgelegt hat, scheinen in Ordnung zu sein. Und außerdem kann man ein Aufklärungsflugzeug ausgezeichnet gut gebrauchen. Die Meldungen über die Truppenzusammenziehungen der Weißen sind verdammt lückenhaft, und es wird notwendig sein, in den nächsten Tagen etwas mehr Klarheit zu bekommen. Dazu könnte man diesen Flieger ausgezeichnet gebrauchen. Viel Auswahl ist nicht. Also wird man sein Angebot annehmen müssen.

Der Oberleutnant Egidie ist doch wesentlich erleichtert, als er wieder draußen vor der Tür steht und die Sache so erstaunlich glatt gegangen ist. Für heute hat er frei. Morgen früh bei Tagesanbruch soll er den ersten Erkundungsflug an der Nordfront von München vornehmen.

So, das war das Erste. Jetzt gleich weiter. Er ist ja schließlich nicht hier, um für die Roten Spazierflüge zu unternehmen. Er hat ja noch ein paar andere Dinge hier zu tun, und die müssen sofort in Angriff genommen werden. Ein Glück nur, daß der Oberleutnant Egidie als geborener Münchener in dem guten Städtchen so ausgezeichnet Bescheid weiß. Vorläufig einmal erkennt er allerdings das alte München nicht recht wieder. Keine Straßenbahn geht. Die Geschäfte sind fast alle geschlossen. In den Straßen lungern die merkwürdigsten Gestalten herum. Der Oberleutnant ist froh, daß er einen vorläufigen Ausweis des roten Abschnittskommandeurs in der Tasche hat, den er nur vorzuzeigen braucht, damit die Straßenpatrouillen ihn durchlassen.

Zunächst geht er zu seiner alten Wirtin. Das ist eine zuverlässige Person. Mit ihrer Hilfe kann er sich schnell ein paar Sachen verschaffen und braucht nicht den ganzen Tag als roter Kampfflieger herumzulaufen.

Es dauert bis zum Nachmittag, ehe der Oberleutnant Egidie wenigstens einige von den Leuten gefunden hat, mit denen er Fühlung aufnehmen soll. Sein Auftrag geht dahin, die Verbindung zwischen den antibolschewistischen Kräften in München selbst und den Truppen des Obersten von Epp herzustellen. Man braucht zuverlässige Meldungen über Organisation und Stärke der roten Armee. Man muß wissen, wie weit man in München selbst mit der Aufstellung von zuverlässigen Formationen rechnen kann. Man muß schließlich genau herausbekommen, was die Roten auf militärischem Gebiet zu tun beabsichtigen. Das ist ein ganz reichhaltiger Speisezettel, und was der Oberleutnant Egidie an diesem ersten Nachmittag in einem kleinen Hinterzimmer des Hotels „Vier Jahreszeiten" darüber in Erfahrung bringt, ist in vieler Hinsicht nicht sehr erfreulich.

Er hört, daß die rote Regierung, an deren Spitze Levien, Axelrodt, Leviné, Toller und der Matrose Egelhofer stehen, in den ersten paar Tagen bereits etwa zwanzigtausend Mann, die zum Teil ganz gut bewaffnet sind, auf die Beine gebracht hat. Die Reste der Ersatztruppenteile, die noch in München vorhanden waren, haben sich fast völlig den Roten angeschlossen. Kleine Teile der ehemaligen republikanischen Schutztruppe, die nicht mitmachen wollten, sind entwaffnet worden. Irgendein Widerstand von innen her ist, im Augenblick wenigstens, nicht denkbar.

Auch die Möglichkeit einer geheimen Organisation von zuverlässigen Leuten ist nicht sehr günstig. Die Roten haben zunächst einmal wahllos Hunderte von Beamten und Bürgern verhaftet. Auch jetzt noch erfolgen täglich neue Verhaftungen, und die Bürger sind verzweifelt eingeschüchtert. Jeder muß damit rechnen, daß er nachts von einer roten Abteilung aus dem Bett geholt wird und daß er in irgendeinem Keller verschwindet und nicht wieder zum Vorschein kommt.

Die paar Leute, die noch nicht völlig resignieren, müssen täglich ein- bis zweimal ihr Quartier wechseln, einfach aus dem Grunde, weil möglicherweise die Leute, bei denen sie wohnen, aus reiner Angst vor den Roten sie verraten könnten. Trotzdem

wird natürlich gearbeitet. Schwierig ist dabei ganz besonders die Frage der Bewaffnung. Die Roten haben große Razzien nach Waffen bei den Bürgern vorgenommen. Irgendwelche nennenswerten Vorräte sind nicht vorhanden. Die Stimmung im ganzen ist peinlich gedrückt. Man hofft nur darauf, daß von außen her Hilfe kommt. Aber das muß schnell geschehen, denn sonst passiert noch viel Unglück. Die Roten drohen, den Bürgern die Lebensmittelkarten zu sperren, wenn die Regierung Hoffmann nicht Lebensmittelzüge nach München hineinläßt. Schon jetzt ist es verteufelt knapp mit allem, was man zum Leben braucht. Die Angehörigen der roten Armee plündern überall und nehmen sich mit Gewalt, was ihnen in die Finger fällt.

So ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, hat der Oberleutnant Egidie sich die Zustände schon vorgestellt. Die paar alten Kameraden, mit denen er jetzt zunächst einmal Fühlung aufgenommen hat, sind ruhige und zuverlässige Leute, auf die man sich verlassen kann. Sie sind hocherfreut darüber, daß man sie draußen nicht ganz vergessen hat, und sie werden lebendig, als der Oberleutnant Egidie ihnen jetzt auseinandersetzt, was sie in der nächsten Zeit hier tun können. Es gilt, eine Organisation auf die Beine zu stellen, die dann zuschlagen kann, wenn die Truppen, die außerhalb Münchens zur Niederwerfung der Räteherrschaft zusammengezogen werden, tatsächlich mit dem Angriff beginnen. Das ist notwendig, um bei den zu erwartenden Kämpfen die Stadt München möglichst zu schonen. Wenn man nur von außen her eine Großstadt erobern soll, so wird dabei meistens verteufelt viel zerstört. Es kommt darauf an, gleichzeitig auch im Innern im entscheidenden Moment die Roten so anzupacken, daß sie nicht mehr wissen, nach welcher Seite hin sie sich eigentlich wehren sollen. Gelingt das, so kann man damit rechnen, daß sie wenigstens zum größten Teile die Gewehre einfach wegwerfen werden und daß es nicht mehr zu allzu schweren Kämpfen im Innern der Stadt zu kommen braucht. Und darauf kommt es im Interesse der friedlichen Bürgerschaft in erster Linie an.

Die Offiziere verstehen das sofort, und noch am selben Abend beginnt die Arbeit. Als der Oberleutnant Egidie am nächsten Morgen draußen auf dem Flugplatz in seinen Apparat steigt, um den befohlenen Erkundungsflug vorzunehmen, ist er bereits ganz zufrieden mit dem, was er in den ersten vierundzwanzig Stunden erreicht hat. Diesmal hat er sich zur Vorsicht noch nichts Schriftliches eingesteckt. Man kann nicht wissen, ob die Roten ihm wirklich trauen, und es wäre schade, wenn er nicht einmal seine ersten Meldungen heil aus München herausbekäme.

Mit einiger Mühe gelingt es dem Oberleutnant Egidie, sich ein paar Mann von der roten Flugplatzwache so weit zu dressieren, daß sie in der Lage sind, den Propeller anzuwerfen, ohne daß ihnen dabei sofort der Kopf abgerissen wird. Schließlich ist es so weit. Vom Führersitz aus brüllt der Oberleutnant durch den Propellerwind das Kommando: „Bremsklötze weg!" Der Apparat ruckt an. Er macht ein paar Sprünge, dann hebt er sich, und zwei Stunden später macht der Oberleutnant Egidie dem Obersten von Epp in strammer Haltung die erste Meldung aus dem roten München.

*

Vorsichtig beginnen die Offiziere mit ihrer Arbeit. Das, was sie machen, ist ein ständiges Spiel mit dem Tode in seiner übelsten Form. Aber vielleicht ist es gerade das, was diese Männer reizt. Es gibt nichts Furchtbareres für einen alten Soldaten, als untätig sitzen zu müssen, wenn Not am Mann ist. Fechten kann man im Augenblick nicht. Die Roten haben alle Machtmittel in der Hand. Und offener Widerstand wäre ganz einfach Wahnsinn. Vorläufig geht es darum, genau die Stärke und Organisation der Roten zu erkunden und gleichzeitig die ersten Vorarbeiten für die Zusammenstellung einer zuverlässigen Münchener Bürgertruppe zu leisten.

Aber wie macht man das? Die Roten lassen niemanden von der Bourgoisie und schon gar keinen ehemaligen Offizier in

ihre Truppe hinein. Es soll da zwar ein paar alte Generalstäbler geben, die sich ernsthaft der Räteregierung verschrieben haben. Aber das sind nur Gerüchte, und in der Praxis ist es beinahe unmöglich, wirklich Authentisches zu erfahren. Es bleibt also gar nichts anderes übrig, als Ausweise und Papiere der Roten zu fälschen und, damit ausgerüstet, zuverlässige Leute in die Organisationen hineinzubringen. Und das geschieht. Unter den wildesten und manchmal groteskesten Umständen. Tagelang kommen die Offiziere überhaupt nicht mehr zum Schlafen. Am Tage sind sie als Rote unterwegs und hören sich um, und in der Nacht kommen sie irgendwo zusammen, arbeiten ihre Berichte aus, verständigen sich untereinander, und dann geht es am Morgen wieder weiter wie am Tage vorher. Schon lange kann der Oberleutnant Egidie die Meldungen, die er dem Obersten von Epp beinahe täglich überbringt, nicht mehr im Kopf behalten. Er muß Berichte und Skizzen transportieren, und er und die andern wissen niemals, ob nicht der neue Morgen die Entdeckung und damit das Ende der ganzen Organisation bringt. Nur einmal braucht man den roten Flieger wirklich genau zu untersuchen, und dann ist alles aus.

Aber die Offiziere beißen die Zähne zusammen. Sie pfeifen auf den Schlaf. Struppig und schlecht ernährt laufen sie herum und tun ihre Arbeit. All die Äußerlichkeiten, all die Gefahr ist gleichgültig, wenn man etwas für die Sache leisten kann. Umgeben von Feinden, mitten im Herzen der roten Hochburg, tun diese Männer ihre Pflicht. Sie müssen damit rechnen, daß sie selber den Tag der Befreiung nicht mehr erleben. Aber was tut das? Sie haben auch während des Krieges nicht danach gefragt, ob sie selber am Ende mit dabei sein würden. Das ist nicht Art eines anständigen Offiziers.

Die Arbeit geht gut vorwärts. Man muß langsam daran denken, sie irgendwie zusammenzufassen. Den Roten beginnt allmählich das Wasser immer höher an die Kehle zu steigen. Der Oberleutnant Egidie hat sein inniges Vergnügen daran, von seinen Erkundungs- und Meldungsflügen der roten Armee-

führung die wildesten Dinge mitzuteilen. Er weiß, daß es bisher mit dem Entsatz von München noch gar nicht so weit her ist. Noch immer sitzen die Hoffmänner in Bamberg und zieren sich, die angebotene Hilfe aus Preußen anzunehmen. Noske ist durchaus bereit, genügend Truppen zur Verfügung zu stellen. Aber der Militärminister Hoffmanns, Herr Schneppenhorst, kann sich nicht entschließen. Hochmütig erklärt er, aus eigener Kraft mit den Räten fertig zu werden.

Immer dringender werden die Hilferufe der gepeinigten Münchener Bürgerschaft. Die Regierung Hoffmann hat inzwischen ein paar tausend Leute bewaffnet, und schließlich bleibt ihr nichts anderes übrig, als einen Entlastungsvorstoß auf München zu unternehmen. Schon das erste Resultat ist traurig genug. Einige Abteilungen der Hoffmann-Garde kommen bis nach Freising. Dort stoßen sie auf rote Truppen. Aber es passiert gar nichts. Die Hoffmann-Leute übergeben ihre Waffen, ein Teil von ihnen schließt sich der roten Armee an, und ein anderer Teil geht still und friedlich nach Hause.

Unangenehmer sieht es bei Dachau aus. Dort kommandiert der frühere Unabhängige Ernst Toller. Es kommt zu einer heftigen Schießerei zwischen roten Truppen und den Formationen der Bamberger Regierung. Als die Angreifer merken, daß die roten Truppen ernsthaften Widerstand leisten, sinkt ihr Kampfesmut sehr beträchtlich. Sie beginnen Verhandlungen. Großmütig erklärt sich Toller zu einem Waffenstillstand von einigen Stunden bereit. Es wird vereinbart, daß die Hoffmann-Leute sich bis auf eine bestimmte Linie zurückziehen.

Sie sind froh, so billig aus der unangenehmen Affäre herauszukommen. Die Unterhändler kommen zu ihren Leuten zurück, und der Abmarsch beginnt. Die Schützenlinien werden zusammengenommen. In dicken Haufen stehen die Leute ungedeckt im Gelände und formieren sich zum Rückmarsch.

Das ist der Augenblick, auf den Toller mit seinen Rotgardisten gewartet hat. Unter Bruch des Waffenstillstandes beginnen die Roten ein wüstes Feuer auf die ungedeckten

Haufen ihrer völlig überraschten Gegner. Ein entsetzlicher Wirrwarr entsteht. Teilweise versuchen die Hoffmann-Soldaten, sich hinzuwerfen und Widerstand zu leisten. Teilweise reißen sie in wilder Panik aus. Zwischen die Fliehenden schlagen erbarmungslos die Geschoßsalven der roten Maschinengewehre. Dann befiehlt Toller den Sturm. Viel Widerstand ist nicht mehr zu brechen. Wo er noch geleistet wird, werden die Unglücklichen mit den Kolben niedergeschlagen.

Die Roten haben ihren Sieg über die Regierungstruppen errungen. Mit einer ziemlichen Anzahl von Gefangenen kommt Toller als Triumphator nach München zurück. Er hat den Erfolg gebraucht. Seine Stellung gegenüber den eigentlichen Rätediktatoren Leviné, Axelrodt und Levien war in den letzten Tagen schon schwach geworden. Man hatte es Toller übelgenommen, daß er den Versuch machen wollte, mit der Hoffmann-Regierung auf dem Wege von Verhandlungen zu irgendeiner Verständigung zu gelangen. Die Idee Tollers dabei war folgende: Auf die Dauer kann der augenblickliche Zustand nicht gehalten werden. Die Münchener Räterepublik ist von der Welt völlig abgeschlossen. Die Lebensmittelversorgung stockt vollkommen. Auch an Kohle und andern Brennstoffen herrscht bereits ein empfindlicher Mangel. Die rote Armee ist nur dadurch auf die beträchtliche Stärke von etwa zwanzigtausend Mann gebracht worden, daß man am 14. April nach dem verunglückten Aschenbrenner-Putsch den Generalstreik erklärt und alle Betriebe zugemacht hat. Auf die Ankündigung ausreichender Verpflegung und guter Löhnung sind daraufhin die Arbeiter in Massen zur roten Armee gekommen. Aber wie lange soll das gehen? Man kann schließlich den Generalstreik nicht zum Dauerzustand machen. Je länger man mit der Verständigung wartet, desto ungünstiger gestaltet sich die Lage. Eines Tages wird es so weit sein, daß wirkliche Truppen in genügender Anzahl bereitstehen und gegen München vorgehen, auch wenn Herr Hoffmann sie nicht besonders dazu auffordert. Gelingt es, vorher sich mit der Bamberger Regierung zu verständigen, so ist es unter

Umständen möglich, den militärischen Angriff auf München zu verhindern und so viel Zeit zu gewinnen, daß man mit einiger Ruhe einen günstigeren Moment für die Wiederholung des Räteexperimentes abwarten kann.

Das sind Tollers Überlegungen. Leviné und Axelrodt lehnen jedes derartige Kompromiß brutal ab. Sie sind der Meinung, daß es auch ohne Verständigung mit Hoffmann gehen muß. Man hat niemals genau feststellen können, auf welche tatsächlichen Unterlagen sich die phantastischen Hoffnungen dieser wirklichen Revolutionäre gegründet haben. Aber vorläufig haben sie die Gewalt in der Hand, und Toller ist politisch ziemlich kaltgestellt. Sogar persönlich drohten ihm Unannehmlichkeiten, und erst der „Sieg" bei Dachau festigte seine Stellung so weit, daß die Gewalthaber nicht mehr wagen konnten, ihn verhaften zu lassen.

*

Allmählich wird das Hotel „Vier Jahreszeiten" in München zum Hauptquartier der rätegegnerischen Organisation. Es gibt da, nicht erst seit gestern, einen merkwürdigen Klub, die Thule-Gesellschaft. Das ist so eine Art germanischer Orden mit gemäßigt antisemitischen Tendenzen, aber sonst durchaus harmlos und als Deckmantel für die Arbeit der Offiziere durchaus geeignet. Dort können sie verhältnismäßig ungefährdet gelegentlich zusammenkommen, ihre Berichte austauschen und die weiteren Vorarbeiten zur Organisation des Widerstandes gegen die Rätediktatur miteinander besprechen. Die Mitgliederliste der Thule-Gesellschaft wird zu ihrer Stammrolle. Das alles geht vor sich, ohne daß die eigentlichen, ursprünglichen Mitglieder der Thule-Gesellschaft irgend etwas davon wissen.

Immer enger zieht sich der Ring des Militärs um München zusammen. Die Lage der Räte wird immer schwieriger, und von Tag zu Tag steigt auf der einen Seite ihre Nervosität und Unsicherheit, auf der andern Seite aber auch die Brutalität ihres Terrorregimes. Es kommt zu erbitterten Auseinandersetzungen

in der Führung, die schließlich dahin führen, daß Toller sich gänzlich zurückzieht und nun die Allerradikalsten um Levinė und Axelrodt mit verbissener Wut die Verteidigung Münchens vorbereiten.

Wieder erfolgen Hunderte von Verhaftungen. Wieder geht eine neue furchtbare Welle des Schreckens durch die gequälte Stadt. Die Bürger wagen sich kaum mehr auf die Straße. Die Arbeit der Offiziere wird immer schwerer und gefährlicher. Unter Aufbringung ihrer letzten Nervenkräfte halten sie auf ihrem Posten aus. Wenn nicht bald der Schlag von außen erfolgt, dann kann alles, was in diesen letzten vierzehn Tagen geschah, umsonst gewesen sein.

An einem Nachmittag der letzten Apriltage geht der Oberleutnant Egidie zusammen mit einem andern Offizier nach dem Hotel „Vier Jahreszeiten". Es ist diesen Männern schon zur Gewohnheit geworden, sich vorsichtig sichernd auf den Straßen zu bewegen. Äußerlich sieht ihnen niemand den Offizier an. Sie sind hohlwangig, überanstrengt, nicht besonders gut rasiert; sie tragen ein reichlich schäbiges Räuberzivil und haben zum mindesten die rechte Faust immer in irgendeiner Tasche. Dort liegt sie um den Kolben des Revolvers gespannt. In jedem Augenblick kann die Katastrophe eintreten. Aber das eine wissen diese Männer fest und genau: lebend werden sie den Roten nicht in die Hände fallen.

Die beiden betreten das Hotel. Ohne nach dem Portier zu blicken, gehen sie langsam und bedächtig auf die hinteren Räume zu. Auch der Portier scheint sie nicht bemerkt zu haben. Aber in dem Augenblick, als die beiden Männer die Halle durch den Hinterausgang wieder verlassen haben und im Begriff sind, die Treppe hinaufzusteigen, verläßt der Portier wie unabsichtlich seine Loge. Er steht einen Augenblick nachdenklich da, und dann geht er langsam in der Richtung, in der eine halbe Minute vor ihm die beiden Offiziere gegangen sind. Kaum ist er aus der Halle hinaus, da springt er bereits mit ein paar riesigen Sätzen, drei, vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppe empor. Auf

dem zweiten Absatz hat er die beiden eingeholt. Von hinten packt er den Oberleutnant Egidie am Arm. Der fährt herum und hat bereits den entsicherten Revolver in der Faust. Als er das verzerrte Gesicht des Portiers sieht, läßt er die Waffe sinken und blickt ihn fragend an. Er weiß, der Mann ist zuverlässig. Ihm kann man auch heute noch vertrauen.

„Herr Oberleutnant", keucht der Mann. „Herr Oberleutnant, oben sind die Roten. Es war Gott sei Dank von den Herren keiner da. Sie haben nur die Gräfin Westarp mitgenommen. Aber ich glaube, sie haben alles durchsucht, und wahrscheinlich haben sie eine ganze Menge gefunden. Jedenfalls haben sie einen Haufen von Papier mitgenommen."

Eine Sekunde lang sehen sich die Offiziere an. Sie wissen, daß das das Ende sein kann. Auch wenn aus den Mitgliederlisten nicht die Art der Betätigung hervorgeht, brauchen die Roten nur nach der Liste zu verhaften, um die wertvollsten und besten Kräfte festgelegt zu haben. Wie sind die Roten denn überhaupt auf die harmlose Thule-Gesellschaft gekommen? Aber es ist jetzt keine Zeit, lange Überlegungen darüber anzustellen, ob vielleicht doch irgendein Verräter am Werke gewesen sein kann. Jetzt kommt es darauf an, möglichst viele der wichtigsten Leute zu warnen, damit von der großen Verhaftungswelle, die ohne Zweifel spätestens an diesem Abend noch einsetzen wird, möglichst wenig Leute, auf die es ankommt, erfaßt werden.

Mit ein paar Sprüngen sind die beiden die halbe Treppe wieder hinunter und verlassen durch einen Hinterausgang das Hotel. Sie sind sich nicht einen Augenblick darüber im unklaren, daß jetzt unter allen Umständen gehandelt werden muß. Dieser Schlag ist nicht mehr rein defensiv zu parieren. Jetzt muß es sich zeigen, ob man irgendwo und irgendwie noch ein wenig Glück hat. Die Stimmung der Roten ist wie die gereizter Raubtiere, die von einem stärkeren Gegner bereits gestellt sind. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man sie durch sehr energisches Auftreten einschüchtern kann. Auf keinen Fall aber darf auch nur eine Minute unnötig versäumt werden.

In ein paar kurzen, abgerissenen Sätzen verständigen sich die beiden, daß sie sich heute abend noch irgendwo treffen werden und daß morgen früh unter allen Umständen Egidie zu den Regierungstruppen hinüber muß, um das Vorgefallene zu melden. Der Vormarsch muß jetzt angetreten werden, auch wenn noch nicht alles bis aufs letzte vorbereitet ist. Wird Zeit verloren, dann kann das das Blut von Hunderten der besten Leute kosten.

Eine wilde Hetzjagd durch die Quartiere der Mitverschworenen beginnt. Es ist jedesmal ein Schlag, wenn irgendeiner von ihnen nicht zu Hause angetroffen wird. Dann ist es häufig nicht möglich, eine Warnung zu hinterlassen. Aber da, wo man die Leute zu fassen bekommt, ist es gut. Eilig packen sie etwas Geld und den Revolver ein und verlassen ihre Behausung. Bei den meisten ist es nicht das erste Mal in diesen Tagen, daß sie im Laufe einer Nacht zwei- oder dreimal das Quartier wechseln.

Programmäßig versuchen die Roten an diesem Abend möglichst viele von den Leuten zu verhaften, deren Namen sie in den Mitgliederlisten der Thule-Gesellschaft gefunden haben. Eigentlich war es mehr ein Zufall, daß sie überhaupt auf die Thule-Gesellschaft gestoßen sind. Aber sicher ist sicher. Man muß in der Lage, in der man sich jetzt befindet, möglichst viele Bourgeois als Geiseln in die Hände bekommen. Dann werden die Weißen sich hüten, sehr energisch vorzugehen.

In den allermeisten Fällen finden die roten Verhaftungspatrouillen die Nester leer. Mit ihrer Wut steigt der Verdacht, daß sie hier auf eine gefährliche Organisation der Gegenrevolution gestoßen sind.

*

Im Lehrerzimmer des Münchener Luitpold-Gymnasiums residiert der rote Kommandant Seidel. Ihm gegenüber thront sein Stellvertreter Haußmann. Beide sind an diesem Abend nicht mehr ganz nüchtern. In diesem Betrieb, der nun schon seit Tagen und Wochen hier herrscht, ist es vielleicht auch beinahe

zu viel verlangt, nicht bei der Schnapsflasche Trost zu suchen. Es ist, kurz gesagt, ein Teufelsbetrieb. Da kommen und gehen die Rotgardisten. Jeder tut und läßt, was ihm gefällt. Sie schreien, sie schimpfen. Sie sind nervös. Sie wollen Geld. Sie wollen Verpflegung. Sie wollen Bekleidung. Nur parieren wollen sie nicht. Es ist wirklich kein angenehmer Posten, Kommandant des Luitpold-Gymnasiums zu sein, das zur Hälfte rote Kaserne, zur Hälfte Magazin und im Keller rotes Gefängnis ist.

Die beiden Kommandanten könnten einiges erzählen von den Schwierigkeiten, die sie zu jeder Stunde des Tages von neuem haben. Halb ermattet stiert Seidel auf einen schmierigen Zettel, der vor ihm auf dem Tisch liegt. Liegt es an der krakeligen Schrift, oder ist Seidel wirklich so betrunken? Er ist kaum imstande, den Text des Wisches zu lesen, der da vor ihm liegt. Und dieser Text lautet:

„Resulution.

Die Mannschaften des 1. Infanterie-Regiments haben beschlossen, nachdem acht Mann bei Dachau gefallen sind, sofort Geiseln zu erschießen: pro Mann fünf Geiseln, also vierzig Geiseln. Diese Resulution muß sofort vollzogen werden.

Die Mannschaften des 1. Inf.-Regiments der 1., 2. und 3. Abteilung."

Und darunter steht, mit Bleistift, sichtlich in Eile, der folgende Vermerk:

„An Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte. Wittelsbacher-Palais. Meine Zustimmung gebe ich. Egelhofer."

Man könnte natürlich noch an diesem Abend hinuntergehen in den Keller, in irgendeinem der Löcher die Tür aufmachen und in das stinkende Dunkel hineinknallen. Das könnte man. Aber wozu? Wozu soll man das tun? Man kann ja auch morgen noch ein paar von den Weißen an die Wand stellen. Einmal am Abend muß der Betrieb schließlich auch zu Ende sein. Seidel ist in diesem Augenblick in verhältnismäßig friedfertiger Stimmung. Er hat genug geschrien und geschimpft an diesem Tag. Aber trotzdem will ihm der Inhalt dieses Zettels nicht aus dem Kopf.

Haußmann am Tisch gegenüber schreibt irgend etwas in eine schmierige Liste. Ein wenig geärgert blickt er auf, als Seidel die Frage an ihn richtet, wieviel Gefangene denn überhaupt im Augenblick unten im Keller seien. Das weiß der stellvertretende Kommandant Haußmann auch nicht ganz genau. Im Laufe des Tages sind wieder eine ganze Menge neue eingeliefert worden. Ach ja, richtig. Darunter sogar eine richtige Gräfin. Den Bruchteil einer Sekunde huscht ein böses Lächeln um die unrasierten Lippen des stellvertretenden Kommandanten Haußmann. So eine feine Dame. Nun, er ist auch ein Kavalier. Er hat sie nicht zu den andern in den Keller gesperrt. Er hat ihr einen besonderen Raum angewiesen. Da ist hinter dem einen Zimmer, in dem ein Teil der Wache liegt, ein kleiner Besenverschlag. Dort hat er die Gräfin Westarp untergebracht. Da hat sie auch gleich eine angemessene Betätigung. Sie kann die Wachtstube aufräumen. Und außerdem hat das rote Wachtkommando seinen Spaß mit ihr.

Eine halbe Stunde später wird die Tür zum Lehrerzimmer grob aufgerissen. Seidel fährt aus einem dumpfen Halbschlaf auf. Zwei Männer stehen vor ihm, von denen er den einen gut kennt. Das ist der Egelhofer, der Oberkommandant der roten Armee. Auch den andern hat er schon irgendwo gesehen. Er kennt dieses schmale, unrasierte Gesicht mit der scharfen gebogenen Nase. Im Überlegen wird er ganz wach. Richtig, ja — er steht sogar auf. Das ist ja der Genosse Leviné.

„Sie haben hier unter den Gefangenen Mitglieder der Thule-Gesellschaft, Genosse Seidel. Wer ist das?"

Knapp und scharf kommt die Frage. Seidel hat natürlich nicht die geringste Ahnung. Ein böser Blitz schießt aus den Augen von Leviné. „Bitte, zeigen Sie mir die Leute, Genosse Seidel."

Verwirrt und schon beinahe wieder nüchtern, kramt der Kommandant in seinen Papieren, bis er so etwas wie eine Liste von Gefangenen gefunden hat. Nun noch eine elektrische Taschenlampe, und dann hinunter in den Keller. Da, in diesem

Raum sind die Gefangenen, die im Laufe des heutigen Nachmittags und Abends eingeliefert worden sind. Seidel schließt die Tür auf und leuchtet in den engen, muffigen Raum hinein, in dem vielleicht ein Dutzend Menschen liegen und hocken. Erschreckt fahren sie auf, als der scharfe Schein der elektrischen Lampe ihre Gesichter trifft. Sie hören Namen nennen. Es sind zum Teil ihre eigenen. Sie hören ein paar Stimmen. Dann knallt die Tür wieder zu, und das grausame Dunkel umfängt die Gefangenen von neuem. Keiner von ihnen hat das Gesicht Eugen Levinés erkennen können.

Der Morgen des 30. April bricht an. Es ist, als ob im Luitpold-Gymnasium im kleinen sich das abspielte, was sich im Wittelsbacher-Palais und in den Regierungsgebäuden an diesem Tage im großen abspielt. Die Verwirrung, die Nervosität steigen bis zum äußersten. Die Nachrichten von der Front sind schlecht. Die Weißen sind jetzt wirkliche Truppen, nicht mehr jene Hoffmann-Leute, die einfach die Gewehre abgaben oder wegliefen. Nein, das sind jene Noskegarden, die in Berlin ziemlich schnell und energisch Ordnung geschafft haben. Das ist das Freikorps des Obersten von Epp. Das sind die Württemberger des Generals Haas. Das ist die Marinebrigade des Kapitäns Ehrhardt. Das alles sind Soldaten, die mit den Roten nicht viel im Sinn haben. Es wird hart hergehen, und Wut und Angst halten sich bei den Rotgardisten die Waage.

In dieser Atmosphäre geschieht das Entsetzliche. In den Vormittagsstunden des 30. April läuft der stellvertretende Kommandant Haußmann im ganzen Gebäude herum und sucht Leute zusammen, die die Erschießung der Geiseln vornehmen sollen. Eine ganze Reihe weigert sich einfach. Sie haben Angst. Sie haben das Gefühl, daß es mit der roten Herrlichkeit doch bald zu Ende ist und daß man dann mit denen, die ihre Hand zu einem solchen Verbrechen geboten haben, nicht zart umgehen werde. Aber dann finden sich doch Mörder, denen alles gleichgültig ist. Zunächst werden zwei Soldaten erschossen, die Husaren Linnenbrügger und Hindorff, die am Tage vorher von

roten Truppen im Kampf gefangengenommen worden waren. Und am Nachmittag folgen ihnen acht der unglücklichen Geiseln. Es sind dies: Gräfin Hella von Westarp, Freiherr von Seidlitz, der Bildhauer Neuhaus, der Kunstgewerbezeichner Deicke, der Eisenbahnsekretär Daumenlang, Freiherr von Teucher, Prinz Gustav von Thurn und Taxis und der Maler Professor Ernst Berger.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich in der gepeinigten Stadt die Nachricht von dem entsetzlichen Verbrechen. Aber es ist nicht mehr so, wie es vielleicht noch zehn Tage vorher gewesen wäre. Nicht mehr ein lähmendes Entsetzen legt sich drückend über die Bürger. Dazu ist die Organisation der Offiziere schon zu gut. Dazu ist schon für den Widerstand alles zu weit vorbereitet. Noch in der Nacht zum 1. Mai werden die Angehörigen der Abwehrorganisation alarmiert. Nicht einmal alle von ihnen haben überhaupt irgendeine Waffe. Aber das ist jetzt gleichgültig. Die Wut und Empörung über das scheußliche Verbrechen des Geiselmordes treibt diese Männer vorwärts. In den Morgenstunden des 1. Mai werden bereits einige wichtige Gebäude der Stadt München von den Angehörigen der Bürgerwehr besetzt. Nur an einzelnen Stellen leisten die Roten Widerstand. Die besten Truppen der roten Armee liegen draußen an der Front. Was sich hier im Innern der Stadt herumdrückt, ist zum größten Teil schlimmstes Gesindel. Brutal, aber feige. Sie werfen die Gewehre hin, die den Offizieren und ihren Leuten nur allzu willkommen sind. Auf einigen Gebäuden weht schon die weiß-blaue Bayernfahne, als der in der vorhergehenden Nacht befohlene große Angriff von außen her gegen München angesetzt wird.

*

Vier Gruppen sind es, die unter dem Oberbefehl des Generalleutnants von Oven zum Angriff antreten. Die erste Gruppe unter dem Kommando von Oberst Deetjen umfaßt Teile der Gardekavallerie-Schützen-Division und die zweite

Marinebrigade von Kapitän Ehrhardt. Die zweite Gruppe wird von Generalleutnant von Friedeburg geführt und besteht aus der 2. Gardeinfanterie-Division und dem Freikorps Görlitz. Die dritte Gruppe des württembergischen Generalmajors Haas wird aus dem württembergischen Freiwilligenkorps und dem bayerischen Schützenkorps des Obersten von Epp gebildet. Die vierte, aus den Detachements Denk und Schaaf bestehende Gruppe des Generalmajors Siebert schließt den Ring um München. Den angreifenden Regierungstruppen stehen u. a. an schweren Waffen sechs Panzerzüge zur Verfügung.

Demgegenüber beträgt die Stärke der roten Truppen schätzungsweise 20000 Mann. Zahlenmäßig sind also die Aussichten der roten Verteidiger Münchens keineswegs von vornherein ungünstig. Woran es mangelt, ist eine einheitliche Führung und eine auch im Kampfe unter allen Umständen funktionierende Befehlsgewalt.

Schon beim ersten Ansatz des konzentrischen Angriffs auf München zeigt sich das. Im offenen Gelände halten die roten Truppen fast nirgends. Infolgedessen sind in den ersten Stunden die Fortschritte der Regierungstruppen verhältnismäßig leicht und bringen wenig Verluste mit sich. Schwieriger wird die Lage erst, als es darum geht, in den einzelnen Vororten und in München selbst Straßenzüge und Gebäudeblocks von roten Schützennestern, die teilweise auch mit schweren Waffen gut ausgerüstet sind, zu säubern. Den ersten Rückschlag erhalten die Regierungstruppen, als in den Vormittagsstunden des 1. Mai ein Panzerzug der Angreifer bei der Donnersberg-Brücke durch einen Minentreffer außer Gefecht gesetzt und die Besatzung von den Roten gefangengenommen wird.

Bei den Regimentern der Brigade Ehrhardt herrscht Hochstimmung. Es ist das erstemal, daß die jungen, aus dem Chaos der Marinerevolution in Wilhelmshaven gebildeten Formationen ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen können. Nur ein Teil der Mannschaften sind alte Feldsoldaten. In den Kompanien gibt es viele ganz junge Leute, die nicht mehr als eine

sechs- bis achtwöchige, oberflächliche Ausbildung mit der Waffe hinter sich haben. Mit diesem Menschenmaterial einen Straßenkampf zu führen, ist nicht leicht. Schon für den alten, Feuer gewohnten Soldaten ist der Häuserkampf mit das Widerwärtigste was es gibt. Man geht vor. Man sichert. Plötzlich bekommt man Feuer. Irgendwoher. Die Querschläger zischen über die Straße. Die Wunden, die sie reißen, haben eine fürchterliche Ähnlichkeit mit denen der Dumdum-Geschosse. Man weiß nie so recht, wo man anfassen soll. Die Angriffskraft der Truppen zersplittert in vielen kleinen Einzelaktionen. Die Leute sind auf sich selbst angewiesen, weil die wenigen Offiziere nicht überall sein können. Es gibt Fallen und Hinterhalte. Man muß mit dem Kolben und der Handgranate arbeiten. Dazwischen ist wiederum die teilweise gänzlich unbeteiligte Zivilbevölkerung. Das alles zusammengenommen ist das Bild dieser Kämpfe des ersten und zweiten Mai, wie die Regimenter Ehrhardts und die andern Regierungstruppen sie erleben.

Vorsichtig sichernd schiebt sich durch die Straßen Münchens ein großes graues Auto. Der Fernsprechwagen des Ehrhardtschen Brigadestabes. Der Führer, der vorne neben dem Kraftfahrer sitzt, hat einen Stadtplan Münchens auf den Knien und sucht den Weg zum Brigadestab, der in der Friedrichstraße liegen soll. Der Fernsprechwagen kommt aus den Außenbezirken, wo er befehlsgemäß die rückwärtigen Drahtverbindungen abgebaut hat.

Da vorn der rote, große Gebäudekomplex, das muß eine Kaserne sein. Der Führer stellt nach der Karte fest, daß es wahrscheinlich die Pionierkaserne sein wird. Er überlegt einen Augenblick: Soll man heranfahren? Die Kaserne liegt scheinbar verlassen da. Es weht keine Fahne auf ihr. Man kann nicht wissen, ob sie schon genommen ist oder ob noch Rote sich dort festgesetzt haben. An einer Straßenkreuzung hält der Wagen. Plötzlich steht wie aus der Erde gewachsen ein breitschultriger Mann mit einer weißblauen Armbinde neben dem Auto. Er winkt hastig dem Führer und kommt ganz nahe heran.

„Nicht weiterfahren hier. Da hinten sitzen gleich die Roten.

Hier kommen Sie nicht durch. Die haben Maschinengewehre und Minenwerfer. Fahren Sie lieber hier links herunter. Nach der Winzerstraße zu. Da ist es sicherer."

Der Führer des Wagens dankt kurz und schwenkt ein. Durch ein paar kleine Nebenstraßen rollt der schwere Wagen. Man kann nicht sehr schnell fahren, obwohl die Straßen leer sind. Wieder um eine Ecke. Hallo, was ist das? Pflastersteine, Balken, Möbelstücke bilden eine Straßensperrung quer über den ganzen Fahrdamm. Der Kraftfahrer zerdrückt einen Fluch zwischen den Zähnen. Er reißt die Bremse, und knirschend steht der Wagen. In diesem Augenblick bricht die Hölle los. Feuer von mehreren Seiten. Die Kugeln schlagen in den Wagen. Aufschreie ertönen. Schon hat es Verwundete gegeben. Wie ein Blitz stürzen sich die unverwundeten Fernsprecher aus dem Wagen heraus. Mehrere verwundete Kameraden werden schnell in einen Torbogen geschafft, der notdürftig Schutz bietet. Die Tür, die ins Haus führt, ist verschlossen. Kolben und Äxte machen den Eingang frei. In den Armen seiner Kameraden stirbt drinnen einer der Schwerverwundeten. Ziellos schießen die Leute auf die gegenüberliegenden Häuser. Sie können nicht feststellen, wo der Gegner sitzt.

Hier ist die Situation unhaltbar. Die kleine Gruppe mit den Verwundeten scheint so ziemlich von allen Seiten abgeschnitten zu sein. Man muß versuchen, irgendwie durch das Haus hindurch den Ausgang nach einer andern Straße zu gewinnen. Aber da ist der Wagen. Da ist das Material. Kann man sie einfach den Roten überlassen? Aber es hilft nichts. Immer stärker wird das Feuer. Wieder bricht einer der Fernsprecher verwundet zusammen. Unter fortwährendem Feuer ziehen sich die Leute in das Haus zurück. Vorsichtig sichern sie nach dem Hof hinaus. Dann über ein paar Mauern. Wieder durch ein Haus. So kommen sie aus der Gefahrenzone heraus.

Draußen vor der Straßensperre steht der zerschossene Wagen. Er steht dort ein paar Minuten lang so, als ob die Roten noch vor dem toten Fahrzeug Furcht hätten. Dann kommen ein paar

von ihnen aus den gegenüberliegenden Häusern heraus. Im Wagen liegen noch immer zwei verwundete Fernsprecher. Der eine von ihnen ist der Fernsprecher Grottki. Die Kameraden konnten die beiden nicht mit wegbringen, und nun fallen sie den Roten in die Hände. Sie werden in die Pionierkaserne geschleift, um vernommen zu werden.

Das ist ein guter Fang. Fernsprecher wissen im allgemeinen über Gliederung und Aufbau größerer Truppenformationen ganz gut Bescheid. Der rote Kommandant will unter allen Umständen wissen, was für Truppen und in welcher Stärke hier in seiner Gegend zu erwarten sind.

Trotzig beißt der Fernsprecher Grottki die Zähne zusammen. Er kann nicht stehen. Der Beinschuß fängt allmählich fürchterlich zu brennen an. Die Hose ist mit Blut verklebt, und wenn die beiden Roten, die ihn gepackt haben, ihn nicht halten würden, würde der Fernsprecher Grottki wie ein leerer Sack in sich zusammensinken. Aber trotzdem kommt kein Wort über seine Lippen. Es nützt nichts, daß der Rote da vor ihm ihn zunächst einmal freundlich mit Genosse anredet und ihm dann droht. Ein ehrliebender Soldat weiß, wie er sich zu benehmen hat, wenn er das Unglück hat, in Gefangenschaft zu geraten.

Der rote Kommandant hat nicht viel Zeit. Er ist nervös und wütend. Er sieht den Verwundeten vor sich. Er sieht die erwartungsvollen Gesichter seiner Leute. Eine nervöse Wut packt ihn. Er springt auf, und ein Faustschlag trifft den Verwundeten mitten ins Gesicht. Langsam zieht sich eine Blutbahn über das schmutzverkrustete, bleiche Gesicht. Aber kein Laut kommt zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

Draußen setzt ein plötzliches Gewehrfeuer ein. Ein paar von den roten Soldaten springen zum Fenster.

„Achtung, die Weißen kommen!"

Dem Kommandanten ist jetzt der Gefangene gleichgültig. „Los, herunter auf die Posten! Die Kaserne muß verteidigt werden."

Die Roten stürzen aus dem Zimmer. Der Fernsprecher

Grottki macht den Versuch, sich zu einem Stuhl zu schleppen. Im Hinauslaufen sieht ein kleiner brutaler Rotgardist noch einmal zurück auf den Verwundeten. Die andern sind schon voraus. Da macht er noch einmal kehrt und schlägt mit dem Kolben zu. Der Schlag trifft den halb ohnmächtigen Verwundeten über den Hinterkopf. Er sackt in sich zusammen. Er spürt nichts mehr.

Das Gewehrfeuer verstärkt sich. Die Roten schießen wie irrsinnig aus den Fenstern auf erste Patrouillen einer Abteilung der zweiten Marinebrigade, die die Pionierkaserne nehmen will. Der freie Platz vor den Kasernengebäuden gibt ausgezeichnetes Schußfeld. Die Patrouillen machen nicht halt. In dünnem Schützenschleier gehen sie feuernd vor.

Das haben die Roten nicht erwartet. Plötzlich bricht das Feuer ab. Aus dem Kasernentor kommen ein paar Mann, die mit einem weißen Fetzen winken.

„Feuer abstoppen", tönt das Kommando bei den Ehrhardt-Leuten. „Man schießt nicht auf Parlamentäre."

Etwa dreihundert Meter von der Kaserne entfernt, angelehnt an eine Hausecke, sind zwei Feldgeschütze aufgefahren. Neugierig kommen ein paar Kanoniere hinter den deckenden Schutzschilden hervor. Sie haben die Leute mit der weißen Fahne gesehen. Sie haben das Kommando zum Feuereinstellen gehört, und jetzt wollen sie sehen, wie die Dinge sich weiterentwickeln. Ungedeckt stehen sie auf der Straße. Da plötzlich fegt wieder eine Salve aus der Kaserne heraus. Mitten zwischen die auf der Straße stehenden Kanoniere. Einer von ihnen ist sofort tot, zwei andere werden verwundet geborgen.

Aber nun ist kein Halten mehr. Noch ehe das Kommando des befehlsführenden Offiziers überhaupt ertönt ist, ist bereits die erste Granate aus dem Rohr. Steine und Mauerwerk spritzen auf. Die zweite und dritte Granate schlagen ein. Man hört Schreie. Das Infanteriefeuer flackert noch einmal auf. Aber dann wird es stumm. Noch ein paar Schuß, dann setzt die Infanterie zum Sturm an.



Nun leisten die Roten nicht mehr sehr viel Widerstand. Ein paar hundert Gefangene, unter ihnen sogar zwei Münchener Studentinnen, werden eingebracht. Oben im ersten Stock finden die Soldaten den ohnmächtigen Fernsprecher Grottki. In einem andern Raume seinen Kameraden. Der kann ihnen erzählen, was aus dem Fernsprechwagen des Brigadestabes geworden ist. Ein Glück für die Roten, daß die Ehrhardt-Leute von dem hinterhältigen Überfall in der Winzerstraße nicht gewußt haben. Ein Glück, daß die Gefangenen schon entwaffnet zusammengetrieben worden sind. Mancher von ihnen hätte sonst den Abschluß dieser Kampfhandlung nicht mehr erlebt.

So wird in diesen Stunden an vielen Stellen Münchens gefochten. Das Freikorps Görlitz hat schwere Handgranatenkämpfe in der Nymphenburger Straße beim Vorstoß auf den Hauptbahnhof. Auch die andern Formationen müssen teilweise

erbitterten Widerstand der Roten brechen. Immer wieder ist es notwendig, Artillerie und leichte Minenwerfer einzusetzen.

Am schwersten hat es das Freikorps des Obersten von Epp. Der Vorort Giesing ist eine Hochburg der Roten. Fast jedes Haus muß einzeln mit Handgranaten und Bajonett genommen werden. In der Fabrik von Sedelbauer hat sich eine stärkere rote Abteilung gut verschanzt. Der erste Angriff der Eppschen Formationen wird abgeschlagen. Der Oberst läßt Artillerie einsetzen. Aber auch nach einer längeren Artillerievorbereitung kommt es noch zu einem erbitterten Nahkampf um die Trümmer des Gebäudes. Die Bayern des Obersten von Epp werden allmählich warm. Wieder wie in alten Zeiten in der lothringischen Schlacht von 1914 kommen die Messer aus dem Stiefelschaft zum Vorschein. Wieder wird mit Fäusten und Zähnen gekämpft. Da kann man nicht viel Unterschiede machen zwischen dem, der wirklich geschossen hat, und dem, den nur ein unglücklicher Zufall in den Kampf verwickelte. Da muß mancher Unschuldige daran glauben. Die Oberbayern des Obersten von Epp haben keine Zeit, langwierige Untersuchungen anzustellen. Bei den Preußen ist das vielleicht etwas anderes. Sie führen einen militärischen Auftrag durch. Sie haben nicht so stark die Empfindung, um ihre allerengste Heimat zu kämpfen. Aber in diesen Oberbayern brennt die Scham darüber, daß ihre eigene Hauptstadt der Schauplatz roten Terrors werden konnte.

So beißen sie sich durch. So fechten sie, und wo sie fechten, ist es aus, aber radikal aus mit der roten Herrschaft.

Noch bis zum dritten Mai müssen einzelne rote Schützennester an den verschiedenen Stellen Münchens niedergekämpft werden. Dann sind die Regierungstruppen völlig Herren der Lage, und eine groß angelegte Entwaffnungsaktion der Zivilbevölkerung kann durchgeführt werden. Auch diese Aktion ist nicht einfach. Der damalige Regimentsadjutant eines der beiden Ehrhardt-Regimenter, Oberleutnant Mann, schildert die Schwierigkeiten dieser Entwaffnungsaktion in seinem Buch „Mit Ehrhardt durch Deutschland" folgendermaßen:

„Das Oberkommando klebte Anschlagzettel an die Mauern: ‚Warnung! Alle Waffen sind sofort abzuliefern. Wer mit der Waffe in der Hand ergriffen wird, wird erschossen!‘ Was sollte da ein Bürger mit durchschnittlichem Menschenverstand machen? Abliefern, aber wie? Nahm er das Gewehr unter den Arm, um zur Waffensammelstelle zu gehen, wurde er von einer zufällig ins Haus dringenden Patrouille schon auf der Treppe



erschossen. Kam er bis zur Haustür und öffnete sie, schoß alles auf ihn, weil er bewaffnet war. Wurde er so auf der Straße gefaßt, stellte man ihn an die Mauer. Nahm er das Schießgewehr unter den Rock, war die Sache noch schlimmer. Hob er es hoch, mit dem Kolben nach oben, zum Zeichen seiner friedlichen Absichten, hätte ihm doch keiner getraut, und sein Leben oder seine Freiheit war noch nicht sicher. Das war eine böse Zwickmühle, in der manch einer geschwitzt hat. Es gab tatsächlich Leute, die durchdrehten und sich nicht mehr nach Hause wagten, wo Gewehre lagen, die sie nicht loswerden konnten. Welche kamen gelaufen und fragten um Rat. Ich schlug vor, sie möchten das Gewehr an eine lange Stange binden und weit von sich abhalten. Ich hätte mich schiefgelacht, wenn ich mal so einen auf der Straße gesehen hätte. Den meisten war es recht, wenn die Soldaten kamen und die Waffen abholten.“

Mit der Ernennung des Oberstleutnants Herrgott zum Stadtkommandanten in München wird der Schlußstrich unter die blutige Epoche der Räteherrschaft und ihrer Niederringung gezogen. Nur in wenigen anderen bayerischen Orten kommt es noch zu Kämpfen. Bei der Aktion auf München betragen die Verluste der Regierungstruppen 28 Offiziere und 194 Unteroffiziere und Mannschaften an Toten und Verwundeten. Die Verluste der roten Armee können auf mehr als das Doppelte geschätzt werden. Dazu kommt eine ziemlich hohe Anzahl von standrechtlichen Erschießungen durch Truppengerichte. Von den Führern der Räterepublik gelingt es nur Levien, zu entkommen. Landauer und der Oberkommandant Egelhofer werden von den Soldaten erschlagen. Toller, Leviné und ein paar andere werden verhaftet. In ordnungsmäßiger Verhandlung vor dem Volksgericht wird Leviné zum Tode durch Erschießen verurteilt. Zwei Stunden nach der Urteilsverkündung wird das Urteil vollstreckt. „Es lebe die Weltrevolution!" sind die letzten Worte des Fanatikers.

Erst Monate später erfolgt die Aburteilung der Geiselmörder. Kurz nach seiner Verhaftung hat der stellvertretende Kommandant des Luitpold-Gymnasiums, Haußmann, bereits Selbstmord begangen. Seidel und mehrere andere, die an dem scheußlichen Mord unmittelbar beteiligt waren, werden zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Langsam beginnen die Schrecken der Rätezeit zu verblassen. Aber etwas bleibt zurück. Und es wäre eine vielleicht sehr reizvolle Aufgabe, einmal die Untersuchung anzustellen, wie weit die Schrecken und die Narben des Rätespukes in Bayern und besonders in München den Boden für die ersten kräftigen Entwicklungstriebe der nationalen Erhebungsbewegung in Deutschland aufgelockert haben.



Die Baltikum-Tragödie

Im Geschäftszimmer des Freikorps von Diebitsch in Suwalki steht die Tür nicht einen Augenblick still. Ein merkwürdiges Gemisch von Offizieren und Mannschaften der verschiedensten Truppenteile gibt sich hier ein Stelldichein. Dieses Freikorps von Diebitsch bestand ursprünglich aus zwei Schwadronen eines Jägerregiments zu Pferde, die auf dem Rückmarsch bis Suwalki gekommen waren und dort den Befehl erhielten, zunächst liegenzubleiben. Der Auftrag lautete, zu verhindern, daß von Osten nachdrängende bolschewistische Truppen bis an die ostpreußische Grenze vorstießen. Aber zunächst war von den Bolschewisten noch nicht allzu viel zu sehen. Dafür setzte im ganzen ehemals russischen Gouvernement Suwalki schon in den ersten Wochen des Jahres 1919 ein erbittertes Raufen zwischen Polen und Litauern um den Besitz dieses Gebietes ein. Bis zur großmächtigen Botschafterkonferenz in Paris drang dieses Gezänk. Und so war es denn kein Wunder, daß die Pariser Herren die Anwesenheit deutscher Truppen in den umstrittenen Bezirken zunächst

gar nicht ungern sahen und auch ihrerseits den Wunsch äußerten, daß die Deutschen dort oben vorläufig Ruhe und Ordnung herstellen sollten. Dazu reichten aber natürlich zwei in ihrem Bestande stark zusammengeschrumpfte Schwadronen nicht aus.

Und jetzt, gegen Ende Februar, soll nun eine wirklich schlagkräftige Truppe, zusammengesetzt aus allen wichtigen Waffen, auf die Beine gebracht werden. Der Kommandeur, der Adjutant, die Ordonnanzoffiziere haben alle Hände voll zu tun. Da kommt eine Jägerkompanie und ein Infanterie-Bataillon, die den Stamm für die Infanterieformation des Freikorps abgeben sollen. Aber das sind nicht Kompanien oder Bataillone im alten Sinne. Irgendwo im Reich bei einem Ersatzbataillon haben ein paar Offiziere davon gehört, daß da hinten irgendwo im Osten Truppen gebraucht werden. Ein paar alte Unteroffiziere und langgediente Mannschaften sind schnell zusammengebracht. Waffen, Munition und ein paar Maschinengewehre gibt es überall, und nun werden zur Auffüllung der Bestände Freiwillige geworben. Sie kommen aus den verschiedensten Formationen und Truppenteilen. Man kennt die Leute zum großen Teil gar nicht. Alte Landwehrmänner, die aus irgendeinem Grunde nicht nach Hause wollen, stehen neben jungen Burschen, die gerne etwas erleben möchten. Es ist eine bunte Gesellschaft, in der bestes deutsches Soldatenmaterial sich mit allerlei Abenteurernaturen im guten und im schlechten Sinne mischt. Oft genug kommt es auch vor, daß sogenannte Freiwillige sich nur anwerben lassen, um das Werbegeld und die Ausrüstung einzustecken und nach vierundzwanzig Stunden wieder zu verschwinden. Es gibt Leute, die in diesen Monaten in Deutschland einen Beruf daraus machen, sich alle paar Tage in irgendeinem andern Freikorps anwerben zu lassen. Man wird da verpflegt. Man bekommt bares Geld, und das Ganze ist ein mehr oder weniger heiterer Sport, der nebenbei recht einträglich ist.

Nicht einmal bei den Offizieren ist man vor Überraschungen sicher. Da erscheinen die merkwürdigsten Gestalten. So meldet sich eines Tages beim Kommandeur des Freikorps von Diebitsch

ein würdiger Major mit hochklingendem Namen. Auf der Brust blitzen so ungefähr alle Kriegsorden, die man sich wünschen kann. Sogar Papiere des Königsberger Generalkommandos werden vorgelegt. Der Major bekommt die Führung eines in der Aufstellung begriffenen Bataillons, und erst nach Wochen stellt sich heraus, daß der Herr während des ganzen Krieges überhaupt nicht draußen gewesen ist. Vor vielen Jahren einmal war er irgendwo tatsächlich Leutnant und wurde wegen höchst unangenehmer Geschichten sehr schlicht und einfach entlassen. Nicht einmal während des Krieges hat man ihn wiedergeholt. Nun geht alles drunter und drüber in Deutschland, und der schlichte Leutnant läßt sich von irgendeinem Schneider zum Major befördern und möchte gerne wieder mitspielen. Beim Königsberger Generalkommando hat man in der Eile seine Angaben gar nicht erst geprüft, sondern man hat ihm die Ausweise gegeben, die er gerne haben wollte.

Nach diesen Erfahrungen mag ein braver alter Landwehrhauptmann mit weißem Vollbart recht erstaunt gewesen sein, als man ihm beim Stabe des Freikorps von Diebitsch zunächst mit einem gewissen Mißtrauen entgegenkam. Natürlich stellte sich sehr bald heraus, daß der famose alte Herr, der nach vier Jahren Frontkrieg nicht den Mut aufbringen konnte, wieder Amtsgerichtsrat in irgendeinem kleinen mitteldeutschen Nest zu spielen, ein ausgezeichneter und bewährter Offizier und Kamerad war, der in den kommenden Monaten ganz Vorzügliches bei den verschiedensten Gelegenheiten geleistet hat.

Aus diesem bunten Gewirr soll nun allmählich so etwas wie eine Truppe entstehen. Das alles geht nicht in Ordnung in einem deutschen Truppenübungslager oder in einer Garnison vor sich, sondern im besetzten Gebiet, in dem es täglich Schießereien, täglich kleinere Zusammenstöße mit russischen und polnischen Truppen und täglich Schwierigkeiten und Reibereien mit einer Bevölkerung gibt, die den an sich sehr natürlichen Wunsch hat, endlich aus der peinlichen Lage eines besetzten Gebietes herauszukommen.



Der Oberst von Diebitsch gibt sich die redlichste Mühe, Ordnung zu schaffen und, was beinahe ebenso schwierig ist, Ordnung zu halten. Aber immer wieder gibt es Zwischenfälle ernsterer oder auch heiterer Natur. So, wenn eines Abends mit Bahntransport eine Kompanie, meist bestehend aus ganz langdienenden alten Infanteristen, in Suwalki ankommt. Der erste Ordonnanzoffizier des Freikorps hat mit dem Ortskommandanten von Suwalki vereinbart, daß der Transport vorübergehend, das heißt für diese Nacht, in einer alten russischen Kaserne unterzubringen ist, weil er bereits am nächsten Morgen an die bolschewistische Front weitergehen soll.

Eine alte russische Ulanenkaserne ist nun allerdings niemals ein Appartement-Haus gewesen, besonders nicht nach fünf Jahren Krieg. Die alten, etwas verwilderten Frontsoldaten marschieren zunächst ganz treu quer durch die Stadt bis zu ihrer Kaserne. Dort sehen sie die Räume, machen kurz kehrt und suchen sich nun in der Stadt selbst ihre Quartiere. Und das sieht so aus: Als erstes werden eine Reihe von kleinen Kneipen heimgesucht. Dort gibt es Tee, den man nicht trinkt, und Schnaps, der, aus Wassergläsern genossen, eine ungemein stimmungfördernde Wirkung hat. Inzwischen ist es beinahe Mitternacht, und in den



Häusern der braven Stadt Suwalki brennt nirgends mehr Licht. Aber derartige Kleinigkeiten stören diese rauhen Krieger nicht im geringsten. Zu zweien und dreien gehen sie auf die Häuser los, die einigermaßen anständig aussehen, schlagen, wenn es nicht anders geht, die Haustür ein und legen sich in die Betten, wobei es ihnen ganz ungemein gleichgültig ist, ob sie zu diesem Zweck die rechtmäßigen Inhaber im Nachthemd antreffen und sie in der Küche oder in irgendeinem andern Raum der Wohnung einsperren müssen.

Am nächsten Morgen steht die Kompanie zur befohlenen Zeit ordnungsmäßig angetreten und marschiert an die Front ab. Die Leute haben sich gar nichts bei ihrer nächtlichen Exkursion gedacht. Die betroffenen Bürger sind von ihrem Standpunkt aus mit Recht wenig erfreut, und ein Berg von Beschwerden beim Stabe des Freikorps bildet den Abschluß dieses kleinen und verhältnismäßig harmlosen Intermezzos.

Man hat viel gegen die Freikorps-Offiziere und -Soldaten in den vergangenen Jahren geschrieben. Es ist richtig, und niemand, der selber diese Zeit der ersten Nachkriegsjahre bei einem Freikorps verbracht hat, wird bestreiten, daß diese Formationen alles andere als ungemein friedensdisziplinierte Truppen gewesen

sind. Das ist sehr einfach zu verstehen, wenn man sich den Aufbau und die Zusammensetzung dieser einzelnen Freikorps ansieht. Auf der andern Seite aber wird man zu fragen haben, was denn ohne die Freikorps überhaupt in Deutschland damals geworden wäre. Die Feldarmee wurde in einer derartigen Überstürzung nach Hause geschickt, daß größere, geschlossene Formationen überhaupt nicht mehr zur Verfügung standen, als sie zum Grenzschutz im Osten und zum Kampfe gegen den Spartakismus im Innern gebraucht wurden. Selbst die Formationen, die sich, wie etwa die Gardekavallerie-Schützen-Division, noch mit alten Feldbezeichnungen nannten, waren in ihrer Zusammensetzung nichts anderes als Freikorps.

In diesen Freikorps dienten die Mannschaften auf Sold und Kündigung. Die durchschnittliche Kündigungsfrist für den Mann betrug vierzehn Tage. Trotzdem aber wurde von den Freikorps ein gewisses Maß militärischer Disziplin und gute militärische Leistung verlangt. Das läßt sich verteufelt schwer auf einen Nenner mit den Prinzipien bringen, die damals von der Seite der Regierung gegenüber der bewaffneten Macht zur Anwendung kamen. Die alten Offiziere und Mannschaften aller Freikorps waren zudem Männer, die jahrelang im Felde gestanden hatten und die den Zusammenbruch und den Umsturz in der Heimat nicht besonders begrüßten. Sie lehnten ihn innerlich ab und fühlten sich dem neuen Regime gegenüber keineswegs besonders verpflichtet.

Und trotzdem haben sie ihre Pflicht getan. Ihre Pflicht nicht als bewaffnete demokratische Bürger eines demokratischen Staates, sondern ihre Pflicht als Soldaten, die die Grenzen ihres Vaterlandes bedroht sahen und die mit Abscheu und Schrecken im Innern alle Anzeichen eines beginnenden Chaos bemerkten. Bei den Grenzschutzfreikorps kamen nun ganz besonders diejenigen Kräfte zusammen, die sich von den Vorgängen im Innern Deutschlands so angewidert fühlten, daß sie damit möglichst wenig zu tun haben wollten. Daß sich zu ihnen auch viele Abenteurer und manch lichtscheue Gestalt fanden,

ließ sich nicht vermeiden, da ja im Reiche selbst alles so drüber und drunter ging, daß eine Prüfung des Menschenmaterials meist erst an Ort und Stelle vorgenommen werden konnte.

Dazu kommt aber noch ein anderer Gesichtspunkt. Schon draußen im Felde hat man immer wieder die Erfahrung gemacht, daß im bürgerlichen Sinne destruktive Elemente häufig die besten und schneidigsten Soldaten waren. Bei den zahlenmäßig kleinen Freikorps — klein wenigstens im Verhältnis zu den Massen der ehemaligen Feldarmee — kam es aber auf die soldatische Leistung des einzelnen Mannes ganz besonders an. So war es denn selbstverständlich, daß häufig genug die Vorgesetzten auch mal ein Auge zudrückten, wenn ihre militärisch besten Leute irgendwelche Sachen machten, die im Sinne bürgerlich-demokratischer Moralauffassung nicht zu billigen waren.

Diese absonderliche und ein wenig landsknechthafte Atmosphäre war zu Beginn des Jahres 1919 bei den Grenzschutzformationen und dem damals am weitesten in ehemals feindliches Gebiet vorgeschobenen Freikorps von Diebitsch besonders stark. In wenigen Wochen wurde aus ursprünglich zwei schwachen Schwadronen ein Freikorps von annähernd Divisionsstärke mit Infanterie, Artillerie, Kavallerie, Kraftfahrformationen und einer eigenen Feldfliegerabteilung. Die verantwortlichen Leute konnten dabei beim besten Willen sich nicht von jedem Mann das Konfirmandenzeugnis vorlegen lassen. Es kam mehr darauf an, daß die Leute gut schossen und militärisch etwas leisten konnten und zu leisten gewillt waren.

*

Der erste Ordonnanzoffizier des Freikorps von Diebitsch, Oberleutnant Rudorff, kommt sich vor, als röche er überhaupt nur noch nach Papier. Die Berge von Schreibereien wachsen von Tag zu Tag. Man wird nie fertig und ist froh, wenn abends wenigstens das Allerwichtigste einigermaßen erledigt ist. Um so erfreulicher ist es natürlich, wenn sich einmal die Gelegenheit

bietet, aus der Schreibstubenluft herauszukommen. Heute soll der Oberleutnant seinen Kommandeur auf einer Inspektionsfahrt an die Front gegen die Polen begleiten. Diese Front wird offiziell Demarkationslinie genannt. Diese Front ist von der deutschen Seite her in weiten Abständen mit kleinen Feldwachen in den einzelnen Dörfern schwach gesichert. Auf der polnischen Seite dagegen stehen starke Truppenmassen, die jeden Tag neuen Zuzug bekommen. In diesen ersten Monaten des Jahres 1919 wird die polnische Armee ganz neu aufgestellt, und man weiß, daß die Polen darauf brennen, über ihre bisherige Linie bei Grodno—Kowno nach Norden in Richtung Augustowo—Suwalki—Sejny vorzustoßen. Sie haben Angst, daß sonst von Norden her die Litauer ihnen zuvorkommen könnten, und sie haben zu dem neutralen Auftrage der deutschen Okkupationstruppen kein rechtes Zutrauen. Fast jeden Tag gibt es kleine Plänkeleien zwischen polnischen Formationen und den deutschen Feldwachen.

Das Auto für die Inspektionsfahrt steht vor der Tür. Der Oberst steigt ein, nach ihm der Oberleutnant, und die Fahrt nach Süden beginnt. Der Augustowoer Forst ist eines der größten zusammenhängenden Waldgebiete des östlichen Mitteleuropa. Stundenlang ziehen sich die riesigen Wälder hin. Alle paar Kilometer liegt an der Straße ein Sägewerk, das in den letzten Wochen von den Deutschen wieder in Betrieb genommen worden ist. In Augustowo gibt es den ersten Aufenthalt. Dort liegt noch eine größere deutsche Garnison, ein ganzes Bataillon des Freikorps und eine Batterie. Wenn die Polen den Versuch machen, bis hierher vorzustoßen, werden sie sich blutige Köpfe holen.

Weiter nach Südosten wird der Truppenschleier immer dünner. In den einzelnen Dörfern liegen nur noch von Unteroffizieren befehligte Feldwachen. Wieder wird in einem kleinen ärmlichen Dorfe haltgemacht. Da, wo quer über die Straße gespannt ein Fernsprechkabel in ein Bauernhaus hineinführt, muß das Kommando der Feldwache liegen. Der Führer ist ein

alter Oberjäger eines norddeutschen Jägerbataillons. Der Ordonnanzoffizier ist zufrieden. Die Vorbereitung hat einigermaßen geklappt. Er weiß schon, daß man immer eine Anzahl von Feldwachen angeben muß, die angeblich besichtigt werden sollen. Dorthin braucht man dann gar nicht mehr zu fahren, denn kaum daß das Auto Suwalki verlassen hat, haben bereits die guten Freunde beim Stab die einzelnen Wachkommandanten



von dem bevorstehenden Besuch ins Bild gesetzt. Nur da, wo man unerwartet hinkommt, trifft man gelegentlich die Dinge so, wie man sie gerne sehen will.

Hier sieht es ungewöhnlich wohlhabend aus. Der Wachkommandant fühlt sich anscheinend in seiner Rolle als militärischer Ortsältester sehr wohl. Er sieht aus, als ob er bereits eine ganze Sommerfrische hinter sich habe. Stramm meldet er dem Obersten: „Feldwache besetzt mit einem Unteroffizier, zwei Gefreiten, elf Mann.“ Der Oberst dankt kurz und freundlich und will gerade beginnen, sich etwas näher berichten zu lassen. Da fällt sein Blick auf einen recht umfänglichen Stapel von Schinken, Würsten, Mehl, ein paar Kisten mit Eiern und vielen, vielen Flaschen Schnaps.

Seine Heiterkeit ist ein wenig drohend, als er jetzt fragt, wie die Feldwache denn zu diesen reichen Vorräten an Lebensmitteln komme.

Der alte Oberjäger ist ganz dienstliche Sachlichkeit. In strammster Haltung meldet er, daß die Einwohner all diese Herrlichkeiten der Feldwache geschenkt haben. Irgendwo in den Augenwinkeln des alten Soldaten blitzt es wie verhaltenes Lachen. Der Oberst ist nicht ganz überzeugt. Der Dorfälteste und mit ihm als Dolmetscher der Dorfjude werden herangeholt, um sich über diese Schenkungen etwas näher zu äußern. Dabei stellt sich folgendes heraus:

Die Sachen sind tatsächlich geschenkt. Der Dorfälteste hat eine regelmäßige Lieferung von Speck und Schinken, Eiern, Tabak und Schnaps an die Soldaten veranlaßt. Aber die Sache hat einen ganz kleinen Haken. Diese Spende wurde erst organisiert, als sich herausstellte, daß kein Bauernfahrzeug, das mit Waren zum nächsten Markt fahren wollte, von den Wachen am Ende und am Eingang des Dorfes herausgelassen wurde.

Der Feldwachkommandant ist zutiefst erstaunt, daß sein Oberst diesen ungeheuer klugen Einfall nicht gebührend zu würdigen versteht. Und er ist tief niedergeschlagen, als ihm angekündigt wird, daß er zur Strafe in den nächsten Tagen von seinem einträglichen und wohlbekömmlichen Posten abgelöst werden soll.

Aber ein alter Feldsoldat, auch wenn er nicht zu billigende Verpflegungsmethoden hat, bekommt von einer weisen Vorsehung immer wieder eine Chance zur Rehabilitierung. Kaum vierundzwanzig Stunden sind seit dem überraschenden Inspektionsbesuch des Obersten vergangen, als in den frühen Morgenstunden die Posten das Herannahen stärkerer polnischer Kräfte melden. Der Oberjäger denkt jetzt an alles andere eher als an seinen Speck und Schinken. Handgranaten scharf gemacht, die Büchsen runter, und mit seiner Handvoll Leute besetzt er eine kleine Höhe hart südlich des Dorfes. Aus den kleinen Waldstücken schieben sich langsam die ersten polnischen



Patrouillen hervor. Von den Bauern des Dorfes wissen die Polen natürlich, daß die deutschen Kräfte nur sehr schwach sind. Ganz weit verteilt liegen die deutschen Schützen. Ihr Führer weiß genau, daß es nur zweierlei gibt: entweder den Posten kampflos zu räumen oder aber die Polen über die Stärke der Deutschen zu täuschen. Vorläufig einmal läßt er seine Männer ein wildes Schnellfeuer beginnen. Jeder hat so schnell zu schießen, wie er kann. Aber nach jedem verschossenen Rahmen muß der Schütze seine Stellung wechseln und zwanzig oder dreißig Meter gedeckt seitwärts laufen, um den Eindruck zu erwecken, daß die Höhe von mindestens einer Kompagnie besetzt sei.

Zehn Minuten bis eine Viertelstunde wird dieses Theater durchexerziert. Die Wirkung ist absolut die gewünschte. Die polnischen Patrouillen melden zurück, daß die Höhe vor dem Dorf doch stärker besetzt sei, als man angenommen habe. In den einzelnen Waldstücken am Fuße der Höhe entwickelt sich langsam die ganze polnische Streitmacht zu einem Angriff.

Der Oberjäger hat das kommen sehen und damit gerechnet. Langsam läßt er das Feuer schwächer werden, und nur noch ein Gefreiter und vier Mann hüpfen jetzt auf der Höhe in Deckung hin und her und knallen, was die Büchsen hergeben wollen. Mit dem Rest seiner Leute verläßt der Oberjäger die Höhe und macht eine Umgehung. Gedeckt durch kleine Waldstücke, schleichen sich die Jäger heran. Unbemerkt gelingt es ihnen, in die Flanke und teilweise auch in den Rücken der Polen zu kommen. Dort bleiben sie liegen bis zu dem Augenblick, in dem der polnische

Kommandant den Sturmangriff auf die Höhe befiehlt. Aus guter Deckung eröffnen nun die Jäger ein wildes Schnellfeuer. Verwirrt und erschreckt werfen sich die Polen hin. Die fünf Mann oben auf der Höhe vollführen einen Höllenlärm, sie schießen wie die Wilden. Die Polen haben das Gefühl, umgangen, ja vielleicht bereits umzingelt zu sein. Ein Teil von ihnen ergreift sofort die Flucht, ein Teil feuert wirr nach allen Seiten. Vergeblich bemühen sich die Offiziere, irgend etwas wie Ordnung in die beginnende Panik zu bringen.

Der Oberjäger läßt das Feuer wenn möglich noch verstärken. Ein paar Handgranaten werden geworfen, und aus dem Gebüsch ertönt ein furchtbares kriegerisches Hurrageschrei. Jetzt kommt der Angriff vom Rücken her, denken die Polen. Was nicht schon vor Schrecken starr ist, sucht in wilder Flucht das Weite. Die andern werfen die Gewehre weg und heben die Hände hoch. Langsam läßt der Oberjäger das Feuer abflauen. Ein Gefreiter wird etwas nach vorne geschickt, um den Polen klarzumachen, daß sie einzeln mit erhobenen Händen und ohne Waffen zum Waldrand kommen sollen. Einer nach dem andern folgt der Aufforderung, und nach einer halben Stunde hat die Feldwache hundertvierzig entwaffnete und erstaunte Polen gefangengenommen. Dem polnischen Bataillonsführer, der sich unter den Gefangenen befindet, laufen vor Wut dicke Tränen über die Backen, als er merkt, daß sein ganzes Bataillon vierzehn Deutschen aufgesessen ist und daß selbst die Zahl der Gefangenen noch immer zehnmal größer ist als die der ganzen siegreichen deutschen Streitmacht.

Auf die Meldung von diesem soldatischen Bravourstückchen hat Oberst von Diebitsch die bereits verfügte Bestrafung des Feldwachtkommandanten wieder aufgehoben.

*

Der Oberleutnant Rudorff schiebt eine fertige Unterschriftenmappe beiseite. Das hat Zeit bis nachher. Aber hier dieser Stoß von Meldungen, der muß sofort erledigt werden. Das ist eine

unangenehme Sache. Das Freikorps hat nur eine einzige ein-gleisige Bahnverbindung nach Deutschland, und nach den Meldungen der Truppe und des Bahnhofskommandanten sind in den letzten zehn Tagen nicht weniger als dreimal Versuche unternommen worden, diese Bahnlinie zu zerstören. Beim letzten Versuch in der vergangenen Nacht ist es tatsächlich trotz der verstärkten Posten und Patrouillen gelungen, das Bahn-gleis an zwei Stellen aufzureißen, so daß für mehrere Tage eine gesicherte Bahnverbindung nach Marggrabowa in Ostpreußen nicht möglich sein wird. Das ist mehr als die harmlose Dumm-heit, die schon manchmal von irgendwelchen Bauern begangen wurde, als sie Telegrafenstangen absägten, um ihre Brennholz-vorräte damit aufzufüllen. Auch das geht natürlich nicht. Denn für eine Truppe im besetzten Gebiete sind die Nachrichten-verbindungen sehr ernste und durchaus lebenswichtige An-gelegenheiten. Aber irgendwie kann man das noch verstehen. Eisenbahnschienen dagegen haben für die Bauern keinen praktischen Wert. Das ist bewußte Sabotage und kann unter Umständen für die Truppe sehr peinlich werden. Der Munitions-nachschub und die Materialversorgung laufen ausschließlich über diese eine Eisenbahnlinie. Nun, man wird sehen, was der Oberst dazu zu sagen hat.

Oberst von Diebitsch hört sich die Meldung seines Ordonnanz-offiziers ganz ruhig an. Seine klaren blauen Augen werden ein wenig härter, als der Oberleutnant Rudorff mit seinem Vortrag zu Ende ist.

„Das ist eine ziemliche Schweinerei, mein Lieber. Es wird nichts helfen, dagegen müssen wir uns unter allen Umständen sichern.“

Der Oberst denkt nach. Der Bezirk, den das Freikorps zu sichern hat, ist so groß wie ein durchschnittlicher deutscher Regierungsbezirk. In diesem Raum stehen ein paar tausend Mann, die im Osten etwa achtzig Kilometer von Suwalki entfernt eine Front gegen die Bolschewisten haben; im Süden verläuft die Demarkationslinie gegen die Polen; nördlich muß

bis weit hinter Sejny gesichert werden. Und in diesem ganzen Raum lebt eine gemischt polnisch-litauische Bevölkerung, die von ihren politischen Führern gegeneinandergehetzt wird. Dazu gibt es in den größeren Orten polnische Milizen, deren Aufstellung nach einer Vorschrift der Botschafterkonferenz nicht verboten werden darf. Und schließlich sind da noch Formationen des neuen litauischen Heeres, die sich zwar gegenüber den deutschen Truppen sehr kameradschaftlich benehmen, aber schon durch ihre Existenz in der gespannten Situation nicht unbedingt zur Beruhigung beitragen. Jeder Mann des Freikorps wird also gebraucht. Selbstverständlich hat man auch bisher schon die Bahnlinie militärisch gesichert. Aber wenn es trotz dieser Sicherungen gelungen ist, Sabotageakte durchzuführen, so kann man dem einfach wegen der zahlenmäßigen Schwäche der Truppe nicht durch eine weitere Verstärkung des Bahnschutzes beikommen.

Das ist die Lage. Der Oberst blickt auf. Einen Augenblick noch kaut er nachdenklich an seinem Schnurrbart.

„Mein lieber Rudorff, wozu haben wir eigentlich diese herrliche Einrichtung der polnischen Bezirksrada? Was machen diese Herren eigentlich als politische Verwaltungsbehörde des polnischen Staates, auf dessen Eintreffen sie ja hier doch nur warten, wenn sie nicht ihre Leute dazu veranlassen können, sich anständig gegen uns zu benehmen?"

Der Oberleutnant weiß noch nicht ganz genau, worauf sein Oberst hinaus will. Soll etwa die ganze Rada, an deren Spitze ein auf den furchtbar polnischen Namen Schulz hörender Herr steht, festgenommen werden? Das wäre zu machen. Aber vielleicht gibt es doch noch irgendein anderes Mittel.

„Wissen Sie was, Rudorff", fährt der Oberst fort, „wir werden uns einfach von den Herren eine Kaution stellen lassen. Sagen wir mal hunderttausend Rubel. Die werden bei uns in den Geldschrank gelegt, und bei jedem Sabotageakt, der von nun an vorkommt, wird ein gewisser Betrag abgezogen. Am Geldbeutel sind die Herren empfindlich. Da werden sie schon

Mittel und Wege finden, um ihre Leute an die Leine zu bekommen."

Der Oberst strahlt über seinen Einfall. Das ist eine einfache und wahrscheinlich recht wirksame Lösung.

Eine halbe Stunde später ist der Oberleutnant Rudorff bereits unterwegs, um die Kaution beizuschaffen. Er geht an der Hauptwache vorbei und nimmt sich zur Sicherheit einen Unteroffizier und vier Mann, Gewehr umgehängt und je zwei Handgranaten am Koppel, mit. So etwas wirkt überzeugend und schneidet lange Diskussionen ab.

Nach ein paar Minuten schon steht er vor dem Vorsitzenden der Suwalkier Bezirksrada und richtet seinen Auftrag aus. Herr Schulz versucht zunächst, ein längeres Gespräch anzufangen. Freundlich winkt der Oberleutnant ab. Er sei jederzeit gerne bereit, sich mit Herrn Schulz über alle Probleme dieser und jener Welt zu unterhalten, aber im Augenblick habe er dazu leider keine Zeit und müsse nur um sofortige Aushändigung von hunderttausend Rubeln aus der Kasse der Bezirksrada an ihn gegen Quittung bitten.

Der Pole merkt, daß es ernst wird. Er wolle, so sagt er, nicht über die Rechtmäßigkeit dieser Anordnung diskutieren. Aber leider sei die Auszahlung im Augenblick gar nicht möglich, weil der Kassierer der Rada mit dem Schlüssel zum Geldschrank nicht anwesend sei. Es sei auch ganz unsicher, ob man ihn so schnell erreichen werde. Ganz treuherzig bringt das Herr Schulz vor und macht dabei eine halb bedauernde Handbewegung zu dem Geldschrank, der trotzig und verschlossen in einer Ecke des Zimmers steht.

Der Oberleutnant wirft einen Blick auf den Schrank, einen zweiten auf Herrn Schulz, und dann klatscht er zweimal in die Hände. Das ist das Zeichen für seine Leute, die draußen auf dem Korridor stehen, zu ihm hineinzukommen. Die Tür wird aufgerissen, und in strammer Haltung erscheinen der Unteroffizier und vier Mann.

„Herr Schulz", sagt sehr höflich und gar nicht einmal laut

der Oberleutnant, „Sie sehen hier meine Leute. Ich kann leider nicht warten, bis Ihr Herr Kassierer so liebenswürdig ist, wieder in Erscheinung zu treten. Ich denke, eine geballte Ladung Handgranaten, unter diesem komischen Geldschrank angebracht, wird beinahe dieselben Dienste tun wie ein Schlüssel. Es kann allerdings sein, daß außer dem Geldschrank dann in diesem Hause noch einiges anderes sich öffnet. Daran ist dann allerdings Ihr vergeßlicher Kassierer schuld, der den Schlüssel auf seine unbefristeten Spaziergänge mitgenommen hat. Aber ich denke, Sie werden vielleicht doch noch einen zweiten Schlüssel finden. Überlegen Sie sich das drei Minuten und suchen Sie ein wenig, und dann sagen Sie mir, bitte, Bescheid, ob der Schrank mit Schlüsseln oder mit Handgranaten aufgemacht werden soll."

Der Pole wird bleich. Er sieht, daß er mit seinen Ausflüchten nicht weiterkommt. In möglichst würdiger Haltung erhebt er sich und geht hinaus, um mit den andern Herren der Rada Rücksprache zu nehmen. Ein Posten vor der Tür des Konferenzzimmers sorgt dafür, daß die Beratungen ungestört vor sich gehen können. Der Oberleutnant ist kein Unmensch. Es kommt ihm auf ein paar Minuten wirklich nicht an. Und tatsächlich braucht er auch nicht lange zu warten. Nach knapp fünf Minuten erscheint Herr Schulz, gefolgt von einigen andern Herren der Rada, und einer von ihnen hat einen Schlüssel für den Geldschrank in der Hand. Der Oberleutnant ist taktvoll genug, nicht danach zu fragen, woher dieser Schlüssel so plötzlich kommt. Er interessiert sich auch nicht für die Persönlichkeit des Schlüsselträgers, der seiner Meinung nach der angeblich verlorengegangene Kassierer ist. Das alles sind Angelegenheiten, die die Herren mit sich selber abmachen mögen. Der Oberleutnant Rudorff hat nur einen Befehl auszuführen, und das übrige darf ihm im Augenblick ziemlich gleichgültig sein.

Der Schrank ist offen, und auf dem Schreibtisch des Herrn Schulz häufen sich die Bündel von Rubelscheinen. Neugierig stehen die Begleitmannschaften des deutschen Offiziers an der Tür. Keiner von ihnen hat jemals in seinem Leben einen solchen

Haufen Geld auf einmal gesehen. Die Herren zählen und zählen. Zwanzigtausend, dreißigtausend, fünfzigtausend. Aber dann geht es schon an die kleineren Scheine. Schmierige kleine Lappen von fünf, zwei, ja von einem Rubel. Die Papierhaufen werden immer größer, viel größer jedenfalls als die Zahlen. Bei sechzigtausend ist es aus. Der Oberleutnant wirft einen Blick in den offenen Geldschrank. Es ist wirklich nichts mehr drin. Aber sechzigtausend sind um vierzigtausend zu wenig.

Noch einmal versucht Herr Schulz, eine Unterhaltung zustande zu bringen. Aber wenn der Oberleutnant Rudorff auch alles andere eher als ein gelernter Finanzmann ist, so weiß er doch das eine, daß eine Verwaltungsorganisation wie die polnische Bezirksrada sicherlich nicht ihre gesamten Geldvorräte bei sich im Geldschrank hat, sondern daß der Hauptteil auf irgendeiner Bank in der Stadt in bar oder in Wertpapieren liegen wird. Die Beteuerungen des Herrn Schulz, daß mit diesen sechzigtausend Rubeln das Vermögen der Rada erschöpft sei, verfangen also nicht, und obwohl es eigentlich schon Zeit wäre, zum Mittagessen zu gehen, müssen Herr Schulz und ein zweiter Herr der Rada den Oberleutnant noch auf einem Gang in die Stadtbank begleiten.

Die Schalterstunden sind dort bereits vorbei. Aber das sind Äußerlichkeiten, über die man hinwegkommt. Im Rahmen des Achtstunden-Arbeitstages sind ja wahrscheinlich auch die Sabotageakte an der Bahnlinie nicht vorgenommen worden. Der Herr Bankdirektor muß bedauerlicherweise seine Suppe kalt werden lassen und sich eigenhändig an die Auszahlung der fehlenden vierzigtausend Rubel machen. Noch einmal wird ein Protokoll aufgesetzt, noch einmal wird eine Quittung ausgestellt. Sehr höflich bedankt sich der Oberleutnant für die liebenswürdige Unterstützung, die die Herren ihm bei der Ausführung seines Auftrages haben zuteil werden lassen, und dann wandern die hunderttausend Rubel in den Geldschrank des Stabszahlmeisters des Freikorps von Diebitsch. Auch der Oberleutnant Rudorff kommt an diesem Tage erst sehr verspätet zum

Mittagessen. Denn trotz Freikorps und Nachkriegszeit ist ein königlich preußischer Zahlmeister sehr genau. Der ganze Haufen Papier muß noch einmal durchgezählt werden, ehe er übernommen wird. Aber das hilft wohl nichts. Gegen die Genauigkeit eines Zahlmeisters ist Gott sei Dank auf dieser Welt noch kein Kraut gewachsen.

Von diesem Tage an sind Sabotageakte gegen die Bahnlinie Suwalki-Maggrabowa oder gegen andere lebenswichtige Einrichtungen des Freikorps von Diebitsch nicht mehr vorgekommen. Als das Freikorps ein paar Monate später den Bezirk verließ, ist die Summe von hunderttausend Rubeln der polnischen Bezirksrada wieder übergeben worden.

Nach dem Abzug der Deutschen hat ein französischer Generalstabsmajor sich anscheinend von Herrn Schulz diese Szene erzählen lassen und sie in wesentlichen Zügen ziemlich richtig in einem Buche über Polen verewigt, das übrigens im allgemeinen für die Polen nicht sehr schmeichelhaft ist. Nur zwei Dinge, die nicht ganz unwesentlich erscheinen, hat der Major Olivier d'Etchegoyen nicht richtig wiedergegeben, wahrscheinlich, weil er nicht richtig informiert worden ist. Das eine ist die Tatsache, daß tatsächlich sehr peinliche Sabotageakte gegen die einzige Bahnverbindung des Freikorps von Diebitsch mit Deutschland vorgekommen waren, und das zweite ist das nicht unwichtige Moment, daß die Kaution eben eine Kaution und nicht eine Kontribution gewesen ist und daß die Summe in voller Höhe beim Abzug des Freikorps zurückerstattet wurde. Und nicht zuletzt um dieser fehlenden beiden Momente willen ist die kleine Geschichte hier erzählt worden. Denn sie ist, unvollständig wiedergegeben, wie bei dem französischen Berichterstatter, so etwas, was in die Rubrik „Offiziere als Geldschrankknacker" gehören würde. Und das hat es bei aller landsknechthaften Rauheit in den Nachkriegs-Freikorps nirgends und niemals wirklich gegeben.

*

Im Stabsquartier des Freikorps steht das Stimmungsbarometer ausgesprochen auf Sturm. An der Front gegen die Bolschewisten ist eine Offizierspatrouille unter Führung des Leutnants von Hake überfallen und zusammengeschossen worden. Der Leutnant selbst und zwei oder drei der bei ihm befindlichen Husaren sind den Bolschewisten in die Hände gefallen. Das ist eine Schlappe, die schon deshalb unangenehm ist, weil sie den Bolschewisten den Kamm schwellen läßt und man nun für die nächste Zeit mit weiteren Vorstößen rechnen muß.

Oberst von Diebitsch setzt aus diesem Grunde einen größeren Patrouillenvorstoß in Richtung Orany an, einmal, um die Bolschewisten ihres Erfolges nicht froh werden zu lassen, und zum andern, um nach Möglichkeit etwas über das Schicksal der Gefangenen in Erfahrung zu bringen.

Befehlsgemäß wird der Vorstoß durchgeführt. Ein behelfsmäßiger Panzerzug dringt bis Orany vor, und aus Gefangenenaussagen und Mitteilungen der jüdischen Handelsleute in dem kleinen Städtchen ergibt sich scheinbar die traurige Gewißheit, daß der Leutnant von Hake und seine beiden Husaren am Tage nach der Gefangen-



nahme von den Bolschewisten erschossen worden sind. Das ist etwas, was den alten Soldaten des Freikorps gegen den Strich geht. Man erschießt nicht Gefangene, die in einem mehr oder weniger ordnungsmäßigen Kriege gemacht worden sind. Die Husarenschwadron, der der Leutnant von Hake und seine Patrouille angehört hatten, beginnt nun auf eigene Faust ihren Bolschewistenkrieg. Jeden Tag werden kleinere Vorstöße unternommen, auch wenn sie nicht befohlen worden sind. Unter den Leuten besteht die stillschweigende Vereinbarung, bei solchen Gelegenheiten von nun an keine Gefangenen mehr zu machen. Jeder bolschewistische Soldat, der den Husaren in die Finger fällt, ist erledigt. Das geht so lange, bis schließlich der Oberst von Diebitsch die ganze Schwadron von der Front vorläufig einmal zurückzieht. Die Leute verstehen das einfach nicht. Sie betrachten es als ihr gutes Recht, ihren Leutnant und ihre Kameraden auf ihre Weise zu rächen. Wenn die Roten drüben die Regeln einer anständigen Kriegführung nicht anerkennen wollen, dann muß man sie am eigenen Leibe spüren lassen, wie so etwas aussieht. Das ist der Gesichtspunkt, der den Husaren ganz selbstverständlich ist und nach dem sie handeln. Der Erfolg der Maßnahmen des Freikorpskommandos ist der, daß ein Teil der Leute einfach nicht mehr mitmacht. Sie können ja kündigen, wenn sie wollen. Also kündigen sie und gehen nach Hause.

Wahrscheinlich allerdings wird ein Teil dieser alten Soldaten, denen man verbot, auf ihre Art und Weise mit den Bolschewisten aufzuräumen, sehr bald in irgendeinem andern Freikorps gelandet sein. Vielleicht aber ist mancher von ihnen, der aus dem Westen stammte, ein Jahr später in den Reihen der roten Armee an der Ruhr wiederzufinden gewesen. Man hat das in manchen Fällen erlebt. Ausgezeichnete Soldaten der sogenannten weißen Freikorps, die aus irgendeinem Grunde verärgert waren, gingen hinüber zu den Roten. Es ist nun einmal nicht anders, Landsknechtspsychologie ist ein eigenartiges Kapitel, und Männer, die so viel in ihrem Leben durchgemacht haben, kann

man kaum mehr mit Maßstäben messen, die in ruhig-bürgerlichen Zeiten durchaus angebracht sein mögen.

Fast drei Monate sind seit der Gefangennahme der Patrouille des Leutnants von Hake vergangen. An einem Sonntagvormittag sitzt der Oberleutnant Rudorff am Schreibtisch in seinem Geschäftszimmer. Man muß diese verhältnismäßig ruhigen Stunden ausnutzen, um die Arbeiten zu erledigen, die sonst immer liegenbleiben. Da ist die schöne Einrichtung des Kriegstagebuches. Derartige schriftstellerische Betätigung liebt der Oberleutnant keineswegs besonders. Er weiß, daß es sehr wohl möglich ist, in schwungvollen Perioden die kriegerischen Taten des Freikorps festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern. Aber das ist nicht seine Sache. Er ist weder Dichter noch Reporter, sondern Offizier, und die Eintragungen in seinem Kriegstagebuch zeichnen sich deshalb durch ungewöhnliche militärische Kürze aus.

Der Oberleutnant ist vertieft in einen Stoß von Tagesbefehlen und Truppenmeldungen. Er ist so vertieft, daß er gar nicht hört, wie sich hinter ihm die Tür öffnet. Er sieht erst auf, als unmittelbar neben ihm eine sehr merkwürdige Erscheinung auftaucht. Ein dreckiger Kerl mit ungepflegtem Stoppelbart, auf dem Kopfe eine russische Bauernmütze, angezogen mit den Fetzen einer russischen Militärjacke und an den Füßen die kaum noch kümmerlich zu nennenden Reste von polnischen Bauernstiefeln, durch die die großen Zehen suchend dem Lichte der Sonne entgegenstreben. Von dieser merkwürdigen Gestalt geht jener unverkennbare Gestank aus, der aus wochenlangem konsequentem Nichtwaschen und dem ebenso langen Aufenthalt in niemals gelüfteten Panjebuden notwendigerweise entsteht.

Noch ehe die merkwürdige Erscheinung die Zähne zu irgendeiner Ansprache auseinandernehmen kann, ist der Oberleutnant Rudorff bereits hochgefahren. Das hat ihm grade noch gefehlt, daß irgend so ein dreckiger Panje unangemeldet am Sonntagvormittag bei ihm erscheint, um ihm in einer gänzlich unverständlichen Sprache sein Leid darüber zu klagen, daß irgendwelche alten Landsknechte ihm ein paar Hühner geklaut haben. Grade

will der Oberleutnant mit einer wohlgesetzten und ausführlichen Rede über die Unverschämtheit beginnen, die darin zu erblicken ist, daß der Kerl völlig unangemeldet es wagt, in das Zimmer eines ersten Ordonnanzoffiziers des Freikorps von Diebitsch zu kommen, als ihm einfällt, daß diese merkwürdige Figur ja normalerweise gar nicht unangemeldet bis zu ihm vordringen kann. Entweder muß der diensttuende Schreiberunteroffizier spazierengegangen sein, oder an diesem Kerl ist irgend etwas Besonderes, daß er ihn so einfach hier hineingelassen hat.

Der Panje merkt das kurze Stutzen des Oberleutnants. Über sein stoppelbärtiges Gesicht geht ein breites Grinsen. Er reißt die Knochen zusammen, nimmt die rechte Hand militärisch an seine dreckige Mütze, und zum maßlosen Erstaunen des Oberleutnants Rudorff kommen aus seinem Munde die Worte:

„Leutnant von Hake meldet sich gehorsamst aus Gefangenschaft zurück."

Mit einem riesigen Satz ist der Oberleutnant aufgesprungen. Völlig entgeistert starrt er den Mann an und sucht in dem Gesicht nach einer Ähnlichkeit mit dem längst tot geglaubten und tot gemeldeten Kameraden. Und wirklich, jetzt erkennt er ihn.

In wenigen Minuten ist so ungefähr der ganze Stab des Freikorps versammelt. Aber ehe der wiedergefundene Leutnant von Hake zu erzählen beginnt, wird er zunächst einmal gebadet, rasiert, bekommt ein anständiges Frühstück, Wäsche und eine Uniform. Und dann darf er erzählen.

Die Offiziere hören aus seinem Munde die Geschichte einer phantastischen Flucht. Mehrfach beinahe erschossen, haben die Bolschewisten ihren Gefangenen bis nach Moskau verschleppt. Dort ist es ihm gelungen, zu fliehen und sich als ehemaliger Kriegsgefangener beim roten deutschen Soldatenrat in Moskau zu melden. Zunächst hat er gehofft, daß er auf diese Weise mit irgendeinem Transport deutscher Kriegsgefangener nach Hause geschickt werden würde. Aber die Roten haben gemerkt, daß es mit diesem Mann irgendwie nicht ganz seine Richtigkeit habe. Bei Nacht und Nebel hat er wieder flüchten müssen. Gott sei



Dank war er damals bereits im Besitz einiger alter Bauern-bekleidungsstücke. In wochenlangem, unerhört anstrengendem Marsch, bei dem jeder Tag ihn den Bolschewisten erneut in die Hände liefern konnte, ist er bis an die Grenze der russisch-polnischen Demarkationslinie gekommen. Dann kam noch eine gefährliche Nacht, in der er sich durch die russischen Postenketten bis zu den Polen durchgeschlichen hat.

In seiner Freude, aus den Händen der Bolschewisten endgültig befreit zu sein, hat er den Polen erzählt, wer er sei und was er durchgemacht habe. Der Erfolg war der, daß man ihn nach unendlich vielen Vernehmungen und Verhören in ein polnisches Gefängnis setzte, das sich, was Komfortlosigkeit und Läuse anbetraf, von denen der Bolschewisten in nichts unterschied. Ein paar Tage lang war der Leutnant von Hake völlig verzweifelt. Aber dann raffte er sich zusammen und bereitete eine neue Flucht vor. Wie in einem Groschenroman grub er sich zusammen mit einem gleichfalls dort sitzenden preußischen Feldwebel aus dem primitiven polnischen Gefängnis einen unterirdischen Gang. Wochenlang arbeiteten die beiden des Nachts mit den Händen und zwei kurzen Eisenstangen, die sie von einem alten Gefängnisbett abgebrochen hatten.

Die phantastische Flucht gelang, und wieder setzte ein Marsch ein, der schließlich bis an die deutschen Linien heranführte.

Was aus den übrigen Mitgliedern der Patrouille geworden ist, die mit dem Leutnant von Hake zusammen gefangengenommen wurden, hat sich leider nicht feststellen lassen. Niemals ist einer von ihnen aufgetaucht.

Unter den Formationen des Freikorps gehen Gerüchte um. Man spricht davon, daß die Regierung in Weimar zwar die schamlosen Friedensbedingungen unterzeichnen werde, daß aber der deutsche Osten sich in diesem Falle selbständig machen wolle. Vom Armeeoberkommando Nord kommen eines Tages Fragebogen, auf denen die Offiziere sich für sich und ihre Mannschaften darüber äußern sollen, ob sie sich einem ostdeutschen Freistaat, der den Frieden von Versailles nicht anerkennt, zur Verfügung stellen würden. Die Antwort ist übereinstimmend bejahend. Niemand will sich ausschließen, wenn es möglich ist, mit der Waffe in der Hand den deutschen Osten vor der Knechtschaft zu bewahren.

Es werden Offensivpläne gegen Polen ausgearbeitet. Man ist der Meinung, daß es sehr wohl möglich sein müsse, die polnischen Truppen aus den von ihnen besetzten Gebieten Posens und Westpreußens zu verjagen. Im Rahmen dieser Operationspläne hat das Freikorps von Diebitsch die Aufgabe, in umfassendem Stoße von Norden her auf Warschau vorzugehen. Nach all den Erfahrungen, die man in den letzten Monaten mit den polnischen Truppen gemacht hat, ist mit Sicherheit damit zu rechnen, daß dieser Vorstoß gelingt.

Die Stimmung in der Truppe ist glänzend. Die alten Landsknechte ebenso wie die jungen Freiwilligen freuen sich darauf, wieder aktiv etwas leisten zu können. Immer intensiver werden die Vorbereitungen. Es fehlt eigentlich nur noch der genaue Termin für den Beginn des Vormarsches.

Da kommt eines Tages aus Königsberg die niederschmetternde Nachricht, daß die Politiker das ganze Unternehmen für undurchführbar halten. In ihrer großen Mehrzahl sind die Offiziere wie erstarrt. Sie können naturgemäß die Gesamtlage nicht übersehen. Sie sehen nur die vor ihren Augen liegenden militärischen Möglichkeiten. Mit ihnen rechnen sie, und sie sind der Meinung, daß sie jeder an sie herantretenden Anforderung gerecht werden können. Sie wissen, daß sie mit den Polen ziemlich schnell fertig werden würden. Sie sehen die Aufgabe der

Befreiung Posens und Westpreußens. Und nun kommen die Politiker und erklären, das alles sei nicht möglich.

Eine dumpfe Wut, gemischt mit Verzweiflung, ergreift Offiziere und Mannschaften des ganzen Freikorps. Wieder einmal wie am Ende des vorigen Jahres kommen sie sich verraten vor.

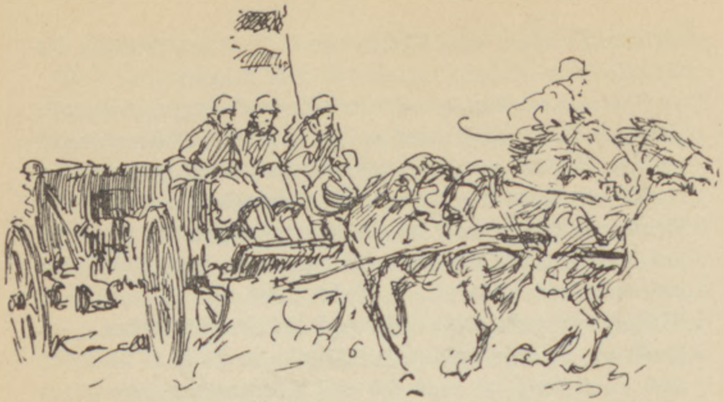
Als ein paar Tage später vom Armeeoberkommando eine Verfügung kommt, nach der alle aktiven Offiziere des Freikorps auf die Weimarer Regierung zu vereidigen sind, verweigern viele von ihnen die Leistung dieses Eides und nehmen ihren Abschied. Aber sie gehen nicht nach Hause. Sie bleiben beim Freikorps, in ihren bisherigen Stellungen. Es ist ja schließlich auch gleichgültig, ob man sich nun Oberleutnant oder Oberleutnant a. D. nennt.

Aber der Elan ist fort. Man hat jetzt das Gefühl, irgendwie von der Heimat abgeschnitten zu sein. Dieses furchtbare Gefühl einer völligen Verlassenheit, in der die Truppe und die Waffen das einzige sind, was noch bleibt. Die deutsche Heimat da hinten im Westen wird in der Vorstellung immer mehr zu einem brodelnden Chaos, aus dem eigentlich nichts mehr werden kann.

Das ist die Stimmung, aus der heraus die ganze baltische Tragödie vom Spätsommer und Herbst 1919 überhaupt nur denkbar und erklärlich wird.

*

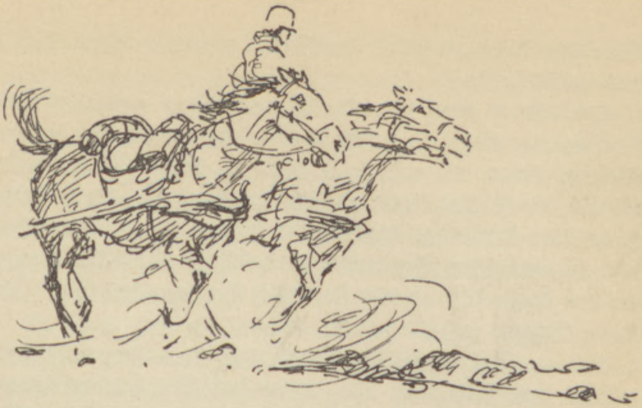
In den baltischen Provinzen hat sich inzwischen der erste Akt dieses Dramas abgespielt. Auch dort, weiter im Norden, waren Reste deutscher Truppen stehengeblieben. Zu ihnen fand sich unter dem Kommando des deutschen Majors Fletscher die aus baltischen Freiwilligen gebildete Baltische Landeswehr, die den Heimatboden gegen die Bolschewisten und gegen die deutschfeindlichen Bestrebungen der lettischen Regierung Ulmanis verteidigen wollte. Das Oberkommando über alle diese Formationen, die in ähnlicher Form wie das Freikorps von Diebitsch aufgefüllt und ergänzt wurden, übernahm der Befreier Finnlands, General Graf von der Goltz.



Zunächst einmal sind die Letten noch keineswegs Herren im Lande. Die Bolschewisten sitzen in den alten deutschen Städten Riga und Mitau, haben also sehr beträchtliche Teile des späteren lettischen Staates in der Hand. Sie müssen zunächst vertrieben werden. Aus diesem Grunde bemüht sich die Regierung Ulmanis um weitere deutsche Verstärkung. Sie verspricht den Angehörigen der aus Deutschen zusammengesetzten Eisernen Division im Falle eines Sieges über die Bolschewisten Siedlungsland.

Sehr bald nach der Übernahme des Oberkommandos durch den Grafen von der Goltz beginnt die Offensive gegen die Bolschewisten. Die Baltische Landeswehr erobert Goldingen und vernichtet dabei starke bolschewistische Formationen vollständig. Die Eiserne Division unter Führung von Major Bischoff tritt am 3. März zur Befreiung von Mitau an. Obwohl die Offensive mit allergrößter Beschleunigung und unter rücksichtslosem Einsatz der letzten Kräfte geführt wird, kommen die Befreier um vierundzwanzig Stunden zu spät nach Mitau. Vor ihrem fluchtartigen Abmarsch haben die Bolschewisten unter den gefangenen baltischen Deutschen ein grausiges Blutbad angerichtet.

Ohne Schwierigkeiten könnte der Vormarsch auf Riga fortgesetzt werden. Aber der Regierung Ulmanis ist es mit ihren



Versprechungen an die deutschen Freiwilligen niemals ganz Ernst gewesen. Sie beginnt, Schwierigkeiten zu machen, und verschanzt sich hinter angebliche englische Wünsche, die einer Festsetzung der Deutschen in den baltischen Provinzen entgegenstehen sollen. Die deutschen Freiwilligen ebenso wie die Deutsch-Balten der Landeswehr sehen sich betrogen und reagieren auf diesen Betrug so, wie alte Soldaten auf derartige Dinge nun einmal zu reagieren pflegen. Am 16. April rückt der Hauptmann von Pfeffer mit seinem Freikorps vor die lettische Kaserne in Libau und verhaftet kurzerhand den gesamten Stab der neugebildeten lettischen Armee. Noch am selben Tage stürzt der Führer des Stoßtrupps der Baltischen Landeswehr, Baron von Manteuffel, die in Libau befindliche Regierung Ulmanis. Ulmanis selbst rettet sich in die englische Gesandtschaft.

Dieser politisch keineswegs sehr durchdachte Husarenstreich verschärft die Situation ganz ungeheuer. Die provisorische Regierung des Pastors de Needra, die sich vorwiegend auf die Deutsch-Balten stützt, wird auf Veranlassung der Engländer von der Entente nicht anerkannt. Aber der Stein ist im Rollen. Erbitterte diplomatische Auseinandersetzungen beginnen, und in den ersten Tagen des Mai erhält die deutsche Regierung aus

Paris den Befehl, sämtliche deutschen Truppen aus dem Baltikum zurückzuziehen.

Der Befehl wird von Berlin nach Libau weitergegeben. Graf von der Goltz nimmt ihn in Empfang und legt ihn zu dem übrigen. Schon rein militärisch ist es im Augenblick gar nicht möglich, die Balten ihrem Schicksal zu überlassen. Noch ist die Hauptstadt Kurlands, Riga, in den Händen der Bolschewisten, und mit verbissener Wut warten die baltischen Freiwilligenkorps auf den Augenblick, an dem sie endlich Riga von den Roten befreien können.

Am 23. Mai erfolgt der Angriff auf Riga, der, militärisch gesehen, den Höhepunkt des ganzen baltischen Unternehmens darstellt. Seite an Seite stürmen baltische und reichsdeutsche Truppen die von den Bolschewisten hartnäckig verteidigte Stadt. An der Spitze dringt, allen anderen voran, der Stoßtrupp des Barons Manteuffel vor. Er und seine Leute kennen nur ein Ziel. Es gilt, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, bis zum Rigaer Gefängnis vorzudringen. Dort sitzen Hunderte von deutschen Landsleuten, denen ohne Zweifel das furchtbare Mitauer Schicksal droht, wenn es nicht gelingt, sie rechtzeitig zu befreien. Die Balten schlagen sich wie die Teufel. Mit ein paar leichten Maschinengewehren und Handgranaten werfen sie alles über den Haufen, was sich ihnen in den Weg stellt. Die Russen haben nicht mehr Zeit, wie bei der Offensive im September 1917, die große Dünabrücke zu sprengen. Der Manteuffelsche Trupp rast ohne Rücksicht darauf, ob noch Bolschewisten in seinem Rücken sind, durch die Stadt. Diese Leute können mehr als nur eine lettische Regierung stürzen. Hier geht es um das Heiligste, was es für sie gibt, um ihre Eltern, Frauen, Geschwister und Kinder.

Diesem Elan ist nichts gewachsen. Nach kurzer Zeit sind Teile des Stoßtrupps am Gefängnis. Manteuffel selber erlebt diesen Augenblick des Triumphes nicht mehr. Kurz hinter der Dünabrücke hat ihn eine bolschewistische Kugel in den Kopf getroffen.

Den Letten ist der deutsch-baltische Sieg von Riga höchst

unangenehm. Von neuem machen sie die Entente mobil. Es gelingt, auch die Esten in die antideutsche Front einzubeziehen. Die Engländer sagen ihre Unterstützung zu, und Mitte Juni kommt es bei Wenden zu unglücklichen Gefechten zwischen den von den Engländern unterstützten Esten und Ulmanis-Letten und den deutsch-baltischen Befreiern von Riga. Riga geht verloren. Die deutsch-lettische Regierung Needra kann sich nicht halten, weil ihr die Anerkennung der Entente fehlt, und Ulmanis wird von neuem Herr in Kurland.

In dieser Zeit der Rückschläge und Wirren taucht in den baltischen Provinzen jener Mann auf, dessen Name mit den letzten Akten der Baltikum-Tragödie stets verknüpft bleiben wird. Der russische Oberst Bermondt, der in kaukasischer Uniform sich Fürst Awalow nennt und mit der Zusammenstellung einer weiß-russischen Armee zum Kampfe gegen den Bolschewismus beginnt.

*

In Mitau ist das Hauptquartier des Fürsten Awalow. In der Stadt selbst und in der Umgegend schießen die Divisions- und Brigadestäbe aus der Erde wie Pilze nach einem tüchtigen Spätsommerregen. Mit den dazugehörigen Truppen ist es schon weniger gut bestellt. Teile der Baltischen Landeswehr stellen sich zur Verfügung. Der Hauptteil dieser ausgezeichneten Truppe ist allerdings nach der Niederlage von Wenden englischem Kommando unterstellt und neutralisiert worden. Dazu kommen die Freikorps der Eisernen Division des Majors Bischoff und allmählich russische Regimenter, die größtenteils aus ehemaligen Kriegsgefangenen zusammengestellt sind. Rein äußerlich sieht das alles recht großartig aus. Aber in Wirklichkeit sind diese Divisionen und Brigaden recht kümmerliche Haufen, deren Gefechtswert nicht allzu hoch einzuschätzen ist.

Die Pläne des Fürsten sind ziemlich ausschweifend. In großem Schwunge will er nach der Aufstellung seiner Armee in das Herz Sowjetrußlands bis nach Moskau hin vorstoßen.

Schon einmal hat ein größerer Feldherr als dieser kaukasische Oberst diesen Versuch gemacht. Aber historische Reminiszenzen sind nicht die Sache Awalows. Schwierigkeiten gibt es für ihn nicht.

Die Aufstellung einer ganzen Armee, ihre Verpflegung und ihr Unterhalt kosten Geld? Das alles sind Kleinigkeiten. Es gibt ja Buchdruckereien, es gibt Papier. Man druckt selber Geld. Im eigenen Machtbereich sorgen die Gewehre der Soldaten dafür, daß diese Bermondt-Rubel in Zahlung genommen werden. Die Bauern nehmen die wertlosen Fetzen nicht freiwillig. Es kommt zu Reibereien, zu blutigen Zusammenstößen, zu Plünderung, Mord und Totschlag. Fürst Awalow ist auch darum nicht verlegen. Beim benachbarten Freikorps von Diebitsch leiht er sich einen Kriegsgerichtsrat aus. Er hätte ebensogut seinen Kammerdiener mit der Ausfertigung der Urteile beauftragen können, denn langwierige Untersuchungen und Verhandlungen gibt es nicht. Aber es sieht besser aus, wenn ein Kriegsgerichtsrat die Todesurteile gegen die Plünderer unterschreibt, und für das Äußerliche ist der Fürst sehr eingenommen.

Er selber tritt nie anders auf als in großer Tscherkessenuniform, gefolgt von einer ganzen Suite ordenübersäter Offiziere und einer berittenen Leibwache in tscherkessischen Uniformen. Er hält Paraden ab, und eines Tages lädt er auch den Kommandeur des Freikorps von Diebitsch zu einer solchen Parade mit anschließendem Frühstück in Mitau ein.

Der Oberst von Diebitsch hat durchaus Sinn für zeremonielles Auftreten. Am vorgeschriebenen Tage und zur vorgeschriebenen Stunde erscheint er in Begleitung seines Generalstabsoffiziers und zweier Ordonnanzoffiziere. Der eine von diesen beiden ist ein Leutnant von den Rathenower Husaren. In seinem Koffer befand sich, wie das für einen Husarenleutnant eigentlich nur selbstverständlich ist, eine wunderschöne bunte Friedensuniform. In rotem Waffenrock, Pelzmütze, blauen Breeches mit breiter silberner Tresse, über den Waffenrock den Dolman geworfen und die Brust mit zahlreichen schönen Orden bedeckt, so entsteigt der kleine Ordonnanzoffizier dem deutschen Auto.

Vor einem in Paradestellung aufgebauten russischen Regiment erwartet Fürst Awalow hoch zu Roß die deutschen Gäste. Als das Auto heranfährt und hält, springt er vom Pferde und geht auf die kleine Gruppe der deutschen Offiziere zu. Nach russischer Sitte erfolgt die Begrüßung durch Kuß auf beide Backen.

Starr richten sich seine und seiner Offiziere Augen auf den frisch aus dem Tuschkasten entsprungenen Husarenleutnant. Ein Flüstern geht durch die Suite: „Ein Prinz, ein Prinz!" Oberst von Diebitsch hat Sinn für Humor. Als nun der Fürst mit seinen deutschen Gästen die Front des russischen Regiments abschreiten will, hält er sich ein wenig zurück und dirigiert den kleinen Husaren nach vorne. Unter atemlosem Staunen sämtlicher russischer Offiziere schreitet der kleine Mann würdig voran, grüßt leutselig und nimmt die ganze Parade als Ehrengast ab. Das Bezeichnende an diesem kleinen Vorfall ist, daß Awalow selbst genau wußte, daß der kleine bunte Mann nicht der Kommandeur der deutschen Truppe war, mit der hier ein Verbrüderungsfest gefeiert werden sollte. Aber er fand es durchaus in der Ordnung, daß der am schönsten Angezogene auch die Führung übernimmt und entsprechend geehrt wird.

*

Im Laufe des Monats August wird die Lage der deutschen Truppen im Baltikum immer unhaltbarer. Die Berliner Regierung wird von der Entente stark unter Druck gesetzt, nun endlich für den Abtransport der Deutschen aus den baltischen Provinzen zu sorgen. Aber das ist leichter gesagt als getan. Ein Befehl nach dem andern geht hinaus und wird draußen einfach zu den Akten genommen. Da entschließt sich die Regierung dazu, mit der Sperrung der Löhnung und des gesamten Nachschubes für die Baltikumtruppen zu drohen. Noch eine letzte Frist wird gesetzt. Wer dann nicht dem Befehl zur Rückkehr Folge leistet, soll die deutsche Staatsangehörigkeit verlieren.

Ein Teil der Formationen läßt sich unter diesem Druck nach



Deutschland abtransportieren. Fast die gesamte Eiserne Division sowie Teile des Freikorps von Diebitsch und einige andere Freikorps weigern sich auch jetzt noch. Was ist ihnen dieses neue Deutschland? Da, wo sie mit der Waffe in der Hand stehen, ist deutscher Boden. Hier, wo siebenhundert Jahre lang Deutsche gesessen haben, ist jetzt für sie Deutschland, und diesen Boden werden sie auch weiterhin nicht aufgeben.

Noch ein Letztes versucht die Regierung in Berlin. Der alte verdiente General von Eberhardt wird in das Hauptquartier des Majors Bischoff entsandt, um ihn und seine Leute zur Rückkehr zu bewegen.

Der General bekommt ein ausgezeichnetes Quartier und wird mit der größten Höflichkeit behandelt. Er bittet den Major zu sich, um ihn persönlich von der Notwendigkeit der Rückkehr zu überzeugen. In vorschriftsmäßigem Dienstanzuge, den Stahlhelm auf dem Kopf, erscheint Major Bischoff bei dem weißhaarigen alten General. Als freundliches Zureden nichts nützt, wird der General ein wenig schärfer. Major Bischoff nimmt strammste militärische Haltung an. Aber seine Stimme ist schneidend, als er sagt:

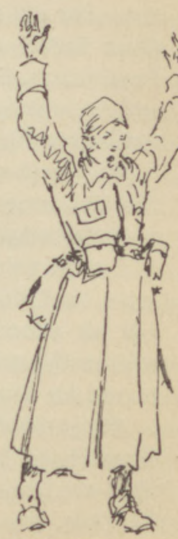
„Bitte, Euer Exzellenz gehorsamst mitteilen zu dürfen, daß ich Befehle von Euer Exzellenz und von der deutschen Regierung nicht mehr anzunehmen in der Lage bin, da ich und meine Truppe seit heute russische Staatsangehörige sind."

Der General überlegt einen Augenblick. Das ist ein schwieriger Fall. Er hat die Anweisung, bei weiterer Gehorsamsverweigerung von Teilen der Eisernen Division diesen Formationen die noch vorhandenen Magazine und Proviantdepots sperren zu lassen. Nach der Haltung des Majors Bischoff ist es bedauerlicherweise so weit, daß auch dieser Teil des peinlichen

Auftrages zur Ausführung gelangen muß. Er macht den Major deshalb darauf aufmerksam, daß die deutsche Regierung nicht in der Lage sei, ihre Depots für nichtdeutsche Truppen weiterhin zur Verfügung zu stellen, und daß er infolgedessen zu seinem Bedauern den Befehl geben müsse, jede weitere Proviantausgabe an die Truppe des Majors Bischoff sofort einzustellen.

Major Bischoff hat Derartiges vorausgesehen und bereits in Baltikumart seine vorsorglichen Maßnahmen getroffen. Wieder ist er ganz strammste militärische Haltung, wieder hält er alle Formen der Höflichkeit und Ehrerbietung gegenüber dem alten General ein. Aber noch schärfer als vorhin klingen seine Worte:

„Ich muß Euer Exzellenz gehorsamst darauf aufmerksam machen, daß die Kolonnen meiner Division bereits unterwegs sind, um die Vorräte des hiesigen Proviantamts zu übernehmen. Sollten ihnen Schwierigkeiten gemacht werden, und zwar auf Befehl von Euer Exzellenz, so würden zwei Batterien sofort das Proviantamt und das Quartier von Euer Exzellenz unter Feuer nehmen müssen."



Der General beißt sich auf die Lippen. Das ist das Ende seines Auftrages. Es tut ihm leid um diese Truppe und um ihren Führer. Sie zerschneiden das letzte Band zwischen sich und ihrer Heimat. Von diesem Augenblick an sind sie heimatlose Landsknechte. —

In den ersten Wochen nach der Unterstellung der deutschen Truppen unter das Kommando des Fürsten Awalow geht alles noch verhältnismäßig gut. Eine Welle von Begeisterung erfaßt die Baltikumtruppen, als trotz der ungeheuer scharfen Grenzsperre in Ostpreußen der Oberleutnant Roßbach mit seinem

Freikorps geschlossen über die Grenze geht und sich der Eisernen Division anschließt.

Aber sehr bald stellen sich die ersten Schwierigkeiten ein. Verpflegung ist noch einigermaßen aus dem Lande herauszuziehen. Aber schwierig ist die Frage der Ergänzung von Waffen und Munition und, mit fortschreitender Jahreszeit, auch die Frage der Bekleidung. Dazu werden die Letten und Esten, geschult von englischen Offizieren, immer unangenehmer. Herbst und Winter stehen vor der Tür. Kein Mensch weiß, wie man einen Winterfeldzug nach Rußland hinein durchführen soll.

Zunächst einmal wird das Ziel so weit gar nicht gesteckt. Bis an die Bolschewiken kommt man vorläufig überhaupt noch nicht heran. Zwischen ihnen und den Truppen des Fürsten Awalow stehen die Letten und Esten, und das erste strategisch wichtige Ziel muß die Wiedereroberung von Riga sein.

In den ersten Oktobertagen wird der Angriff auf Riga angesetzt. Selbstverständlich haben die Deutschen die Hauptlast zu tragen. Aber das ist etwas anderes als noch im Mai. Heute steht ihnen eine gut ausgerüstete und auch verhältnismäßig gut geführte Truppe gegenüber. Sie selber dagegen müssen mit jeder Kugel sparen. Sie selber sind schlecht verpflegt und schlecht ausgerüstet, und irgendwie liegt über ihnen schon das drückende Gefühl der Sinnlosigkeit des ganzen Unternehmens.

Aber trotzdem greifen sie an. Trotzdem fechten sie, wie eben Menschen angreifen und fechten, die zwar nichts vor sich, aber, wenn das möglich ist, noch weniger hinter sich haben.

Der Kampf mit den Letten ist nicht weniger brutal als der gegen die Bolschewisten. Gefangene werden auf beiden Seiten fast nie gemacht. Die Letten verteidigen sich gut. Sie sind zahlenmäßig den Angreifern weit überlegen, und nur langsam kommt der Angriff vorwärts.

Einige deutsche Bataillone kommen am Abend des ersten Angriffstages bis einige Kilometer südlich von Riga. Aber dann ist es aus. Schwere Gegenstöße der Letten, unterstützt durch viel Artillerie, zwingen zum Rückzug noch in der Nacht. Nieder-

geschlagen und schwer deprimiert treten die Spitzenbataillone den Rückmarsch an. Am nächsten Tage führt Major Bischoff seine Division selbst zum Angriff. Seinem Eingreifen und seiner unbeugsamen Energie gelingt es, bis in die westliche Vorstadt Rigas, Thorensberg, vorzustoßen. Aber die Letten halten den Hauptteil der Stadt fest in der Hand. Der entscheidende Übergang über die Düna gelingt nicht.

Das alles ist nur ein halber Erfolg. In dünnen Postierungen bleiben die deutschen Truppen an der Düna liegen. Die Letten haben vorläufig Zeit. Sie können warten, denn sie wissen, daß die Zeit und die hereinbrechende Kälte für sie arbeiten werden. Sie selber sitzen in guten Quartieren und haben alles, was sie brauchen. Ihre Gegner auf dem Westufer der Düna sind abgeschnitten von jedem Nachschub aus Deutschland. Sie haben Mangel an allem, was für einen Winterfeldzug in diesen Gegenden unbedingt notwendig ist.

Die Situation der Deutschen wird von Tag zu Tag unhaltbarer. Quartiere und Verpflegung sind so schlecht, wie man sich das nur irgendwie vorstellen kann. Der völlige Mangel an Bekleidungsnachschub wirkt sich schon nach den ersten scharfen Frösten des Oktober verheerend aus. Kaum einer der Leute hat einen Mantel. Die alten Waffenröcke und Hosen sind fadenscheinig und zerfetzt. Wer ein Hemd hat, und sei es noch so verlaust und zerrissen, wird bereits von den Kameraden beneidet. Die Stiefel sind in den meisten Fällen ebenfalls nur noch Fetzen; und so tun die Leute ihren Wachtdienst in den Nächten von Ende Oktober und Anfang November, in denen die Temperaturen zwischen minus zehn und minus zwanzig Grad schwanken

Wozu sollen die Letten unter diesen Umständen einen Angriff riskieren, der sie nur unnötig Blut kosten würde? Sie wissen, daß selbst diese halb verhungerten, halb erfrorenen, verkommenen und verlausten Deutschen noch gefährliche Gegner sind. Ein Angriff würde ihnen in der entsetzlichen, nervenzerrüttenden Eintönigkeit ihres Lebens vielleicht sogar eine Art

9*

von Erleichterung bedeuten. Man würde Gefahr laufen, Waffen, Munition und Bekleidung zu verlieren und damit den Gegner zu stärken. Also wartet man ruhig ab. Der russische Winter hat schon stärkere und besser gerüstete Gegner in die Knie gezwungen.

Nicht viel anders sieht es am Nordflügel in der Armee des Fürsten Awalow aus, wo die russischen Regimenter stehen. Der Unterschied ist hier nur der, daß der militärische Wert dieser Formationen noch weit geringer ist als der südlich, bei den Deutschen. Außerdem ist hier ein Angriff leichter unter dem Schutze der englischen Schiffsgeschütze, die vor Riga liegen, durchzuführen.

Mitte November wird dieser Stoß unternommen. Er glückt ausgezeichnet. Der größte Teil der russischen Regimenter wird im ersten Ansturm über den Haufen geworfen und auseinandergesprengt oder vernichtet. Nun hängen die Deutschen, von denen Teile immer noch in Thorensberg liegen, vollständig in der Luft. Auch sie werden jetzt von ganz überlegenen Kräften angegriffen. Ein verzweifelter Angriff des Freikorps Roßbach schafft den Kameraden in Thorensberg wenigstens so weit Luft, daß ein einigermaßen geordneter Rückzug möglich wird. Aber die Dünastellung muß aufgegeben werden, und erst einmal im Rückzug, ist das endgültige Verhängnis der deutschen Truppen nicht mehr aufzuhalten.

Dieser Rückzug der deutschen Baltikumformationen im November und Dezember 1919 erinnert in vielen, vielen Einzelheiten schauerlich an die Tragödie der großen Armee Napoleons. Menschen und Pferde bleiben überanstrengt und erfroren zurück. Material kann nicht weiterbefördert werden und wird gesprengt, um es nicht den nachdrängenden Letten in die Hände fallen zu lassen. Die marschierenden Kolonnen der halb verhungerten und erfrorenen Deutschen kommen Tag und Nacht nicht zur Ruhe. Immer abwechselnd müssen sie marschieren und fechten, um sich den erbarmungslosen lettischen Gegner einigermaßen vom Halse zu halten. Furchtbar ist das Schicksal der-

jenigen, die lebend den Letten in die Hände fallen. Schon in der Bolschewistenzeit zeichneten sich in Riga lettische Abteilungen durch besondere Grausamkeit gegenüber hilflosen Gefangenen und Verwundeten aus. Das alles wird jetzt in verstärktem Maße wiederholt. Immer fürchterlicher wird diese Plage, bis dem Major Bischoff eines Tages nichts anderes übrigbleibt, als einen Gewaltstreich zu unternehmen.

Eines Abends werden ein paar noch einigermaßen verwendungsfähige Bataillone angehalten. Sie machen kehrt, und während das Gros der Truppe noch in der Nacht weitergehetzt wird, unternehmen sie einen größeren Gegenangriff gegen die Letten. Der Stoß trifft beträchtliche Teile der lettischen Truppen gänzlich unvorbereitet. Die Deutschen stoßen ziemlich weit vor und richten unter ihren völlig überraschten Gegnern ein furchtbares Blutbad an. Verzweiflung und Wut verleihen den zerlumpten Landsknechten die Kräfte, beinahe unmöglich Scheinendes zu leisten. Viele Kilometer weit jagen sie die Letten vor sich her und legen so einen sehr beträchtlichen Zwischenraum zwischen das Gros der weiter zurückgehenden deutschen Truppen und den nachdrängenden Feind. Aber auch damit wäre für die endgültige Sicherung des Rückzuges noch nichts getan. Man muß den Letten das erneute Nachstoßen dadurch erschweren, daß sie eine Zone durchschreiten, in der sie in den furchtbar kalten Nächten keine Unterkunft und nicht die geringste Verpflegung vorfinden können. Aus diesem Grunde erhalten die Bataillone den Befehl, beim Verlassen der eroberten Stellungen jedes Gehöft, das sie auf ihrem Wege finden, zu zerstören und anzuzünden.

Tagelang stehen in dem gepeinigten Landstrich die Feuersäulen brennender Gehöfte. Eine Flut von Jammer und Elend brandet hinter den zurückgehenden Deutschen empor. Aber der Zweck dieser grausamen Maßnahme ist wenigstens einigermaßen erreicht. Nur langsam und vorsichtig kommen jetzt die Letten nach, und in etwas größerer Ruhe kann der Rückmarsch der Deutschen fortgesetzt werden.



Die seelische Belastung dieses verzweifelten Zuges durch das winterliche Baltikum macht sich bei der Truppe immer mehr bemerkbar. Bei einzelnen Formationen löst sich die Disziplin fast vollständig. Besonders da, wo die Führer menschlich versagen, sieht es furchtbar aus. Raub, Mord und Plünderung sind teilweise an der Tagesordnung.

Mit eiserner Faust greift Bischoff ein. Ganz abgesehen von allen moralischen Erwägungen, ist es ein Lebensinteresse der Truppe, daß die Disziplin auf dem Rückmarsch einigermaßen gewahrt bleibt. Die einzelnen Formationen müssen auf den ihnen zugewiesenen Marschstraßen bleiben. Sie müssen auch zu den vorgeschriebenen Zeiten die vorgeschriebenen Punkte erreichen, wenn nicht die ganze Bewegung ins Stocken geraten soll und der gesamte Rückmarsch Gefahr läuft, in ein vollständiges Chaos zu münden.

Täglich müssen aus diesem Grunde standrechtliche Erschießungen von Plünderern vorgenommen werden. An den Straßen liegen sie, ein Schild um den Hals: „Wegen Plünderns standrechtlich erschossen. Nicht begraben. Zur Warnung für die andern."

Müde und mit wunden Füßen trottet der kleine Rathenower Husar, der vom Stabe des Freikorps von Diebitsch zur Awalow-Armee übergetreten ist, die Landstraße entlang. Niemand, der ihn vor ein paar Monaten im Glanz seiner bunten Friedensuniform bei der großen Parade in Mitau gesehen hat, würde ihn erkennen. In der linken Hand hat er einen Knüppel, auf den er sich stützt, und rechts führt er am Zügel seinen schwarzen Vollblüter, der vorne und hinten gleichzeitig lahmt und der ebensowenig vergnüglich aussieht wie sein Herr. Gepäck, Koffer, Uniformen, all das ist schon längst dahin. Ein speckiger alter Brotbeutel enthält die letzten Reste der Ausrüstung. Dafür baumeln auf der zerrissenen Feldbluse ein paar hohe russische Orden, mit denen Fürst Awalow in den besseren Zeiten seines Unternehmens recht freigebig umgegangen ist.

Endlos scheint sich die Straße hinzuziehen. Der kleine Trupp von Reitern, an dessen Spitze der Leutnant marschiert, hat das Gefühl, als ob er heute niemals das befohlene Marschziel erreichen werde. Man ist ja bei diesem Marschieren überhaupt mehr oder weniger auf seine Nase und sein gutes Glück angewiesen. Einigermaßen vernünftige Karten gibt es schon lange nicht mehr. Jedes Bataillon hat im besten Falle noch einen alten Fetzen im Maßstab 1 zu 300000. Das meiste, was auf diesen Meisterwerken der Kartographie verzeichnet steht, stimmt nicht. Da sind Ortschaften und Gehöfte, die es entweder schon seit Jahren nicht mehr oder überhaupt nie gegeben hat. Da sind grüne Farbkleckse, die Wälder darstellen sollen, und gegenüber der Wirklichkeit sind diese Kleckse fünf oder sechs Kilometer verrutscht. Man denkt, man muß jetzt an einen Wald kommen. Man hält Umschau, aber weit und breit ist nichts zu erblicken.

Selbst zum Schimpfen und Fluchen sind die Leute zu müde

und zu zerschlagen. Die Tage und Nächte kommen und gehen. Sie marschieren, manchmal reiten sie auf ihren lahmen Gäulen auch ein paar Kilometer. Sie hungern. Sie frieren. Und sie wundern sich eigentlich, wenn sie dazu überhaupt noch imstande sind, nur darüber, daß sie trotz allem noch leben, daß sie noch marschieren, noch hungern und frieren können.

In der Kolonne gibt es eine kurze Stockung. Das kommt alle Augenblicke einmal vor. Dann steht man gottergeben mitten auf der Straße und wartet in schönem Stumpfsinn, bis es wieder weitergeht. Niemand überlegt sich, ob dieses Warten einen Zeitraum von ein paar Minuten oder ein paar Stunden umfaßt. Das ist ja auch alles so furchtbar gleichgültig. Eine Sensation wäre es höchstens, wenn man in den Taschen irgendeines Toten am Straßenrande noch einen Zigarettenstummel fände. Aber soviel Glück haben nur die wenigsten.

Auf einem fürchterlich ausgemergelten Gaul kommt ein Ordonnanzoffizier angetrabt. Bei dem Husarenleutnant hält er an.

„Hören Sie, Sie müssen mit Ihrer Kohorte links heraus sichern. Da etwa vier bis fünf Kilometer südlich der Straße müssen ein paar Gehöfte liegen, in denen angeblich lettische Patrouillen gesichtet worden sein sollen. Das Kommando muß wissen, was da los ist. Sie haben ja noch Pferde und können das also verhältnismäßig schnell machen."

Der Husar wirft einen abschätzenden Blick auf die kümmerlich zerzausten vierbeinigen Erscheinungen, die früher einmal brave deutsche Kavalleriepferde gewesen sind. Gottergeben nickt er mit dem Kopf:

„‚Verhältnismäßig leicht', ist ein bißchen übertrieben. Meine Leute sind froh, wenn ihnen ihre Pferde nicht im Stehen auf der Straße umfallen. Aber was befohlen ist, wird geritten, und wenn es Schweinsgalopp ist."

Mühsam wälzen die Reiter ihre erfrorenen und steifen Knochen auf die Pferde und biegen von der Straße ab in die

befohlene Richtung. Der Versuch, einen kurzen Trab einzulegen, wird schnell wieder aufgegeben. Auf dem steinhart gefrorenen Boden stolpern die Pferde. Es geht einfach nicht. In langsamem Schritt reitet die Patrouille in den dämmernden Nachmittag hinein.

Die Ortsangaben des Ordonnanzoffiziers sind nicht sehr genau gewesen. Es ist schon dunkel, als schließlich vor den Reitern ein Gehöft auftaucht. Es liegt halb versteckt am Rande eines Waldstückes. Irgendein größerer Fahrweg führt nicht heran. Das ist wahrscheinlich das Glück dieses Hofes gewesen. Denn von außen sieht er so unversehrt aus, als ob die große Welle dieses Landsknechtskrieges ihn noch nicht erfaßt habe. Etwa hundertfünfzig Meter vom Hause entfernt läßt der Leutnant halten und absitzen. Die Karabiner werden entsichert, die Handgranaten fertiggemacht. Ein paar Pferdehalter bleiben zurück, und dann geht der Rest der kleinen Abteilung vorsichtig gegen das Gehöft vor. Nichts scheint sich zu rühren, bis die Deutschen auf etwa dreißig bis vierzig Meter heran sind. Da plötzlich wird ein Fenster aufgerissen, und Schüsse knallen der überraschten Patrouille um die Ohren. Sofort liegen die alten Soldaten auf dem Bauch in Deckung, und die erste Salve schlägt über ihren Köpfen in die Bäume.

Das sagt vorläufig noch nicht viel. Es ist sehr gut möglich, daß das Gehöft gar nicht von Letten besetzt ist. Es kann ebensogut sein, daß nur die Bewohner ihr Haus in Verteidigungszustand gesetzt haben, um sich gegen Plünderungen wehren zu können.

Auf alle Fälle beginnen die Reiter ein langsames und wohlgezieltes Schützenfeuer auf die einzelnen Fenster des Hauses.

Aber so kommt man nicht weiter. Hier gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder lettische Soldaten sitzen hier; dann müssen sie herausgeworfen werden. Oder die Bewohner des Hauses haben noch so viel an Lebensmitteln, daß es ihnen zweckvoll erscheint, ihre Vorräte mit dem Gewehr zu verteidigen. Auch in diesem Falle ist es für die verhungerten Leute draußen im

Wald eine Selbstverständlichkeit, daß sie ins Haus hinein müssen, um sich endlich einmal wieder richtig satt zu essen.

Ohne daß der Leutnant ein Kommando zu geben braucht, schleichen sich vier Mann mit fertiggemachten Handgranaten in großem Bogen um das Haus herum, um von zwei Seiten angreifen zu können. Die andern stellen langsam das Feuer ein und warten ab. In dem Augenblick, in dem auf der Rückfront des Gebäudes die ersten Handgranatendetonationen ertönen, feuern sie noch schnell ein paar Salven und springen dann auf, um das Haus zu stürmen.

Aber diesmal stoßen sie wirklich auf einen militärischen Gegner. Die Letten drinnen eröffnen ein wütendes Schnellfeuer, und schon gibt es den ersten Verwundeten. Den Husaren ist jetzt alles gleichgültig. Jetzt gibt es keinen Hunger, keine Kälte und keine Müdigkeit mehr für sie. Jetzt haben sie wieder einen Gegner vor sich. Jetzt sind sie Soldaten. Jetzt greifen sie an.

Verzweifelt wehren sich die Letten mit Kolben und Handgranaten. Aber diese verhungerten, zerlumpten Deutschen sind wie die Teufel. In wenigen Minuten ist die lettische Patrouille, die das Gehöft besetzt hatte, erledigt. Aber noch ehe ein Husar ihm mit dem Kolben den Schädel zertrümmert, kann der Führer der Letten seine letzte Handgranate werfen. Ihre Splitter treffen den kleinen Husarenleutnant an einem Körperteil, der gerade für den Kavalleristen ein ziemlich unentbehrliches Requisit darstellt.

Trotzdem ist die Siegesfreude der deutschen Reiter groß. Denn in dem Gehöft finden sich ziemlich reichliche Lebensmittel, sogar Tabak ist vorhanden, und die Mäntel und Stiefel der toten und verwundeten Letten sind eine gar nicht zu bezahlende Beute. Ein kleiner Leiterwagen wird aus dem Schuppen geholt. Zwei Husarenpferde werden notdürftig vorgespannt. Auf dem Wagen wird alles, was an Lebensmitteln gefunden wurde, neben den beiden Verwundeten verladen. Die toten und verwundeten Letten mag der Teufel holen. Mit ihnen wird man nicht viel Zeit verlieren.

Durch das Dunkel der Nacht reitet die Patrouille ab.

Der Einzug des kleinen Husarenleutnants in die deutsche Heimat gestaltet sich unter den obwaltenden Umständen nicht sehr prunkvoll. Die schönsten russischen Orden vorne auf der Brust können die beträchtlichen Lädierungen der Hinterfront nicht ganz ausgleichen.

*

Mitte Dezember erreichen die Reste der deutschen Truppen die Grenze. Als die deutschen Grenzpfähle in Sicht kommen, reißen die zerlumpten Gestalten sich noch einmal zusammen. Die da hinten sollen sehen, daß die Zerlumptheit der Baltikumkämpfer nur äußerlich ist. Auf einmal ist wieder so etwas wie eine Marschordnung da. Auf einmal liegen die Gewehre wieder vorschriftsmäßig. Es wird Tritt gehalten. Irgendwoher kommen sogar ein paar Musikinstrumente. Schwarz-weiß-rote Fahnen flattern auf, und in den ersten deutschen Ortschaften marschieren die Kompanien und Bataillone in strammem Paradeschritt ein. Was sie durchgemacht haben, ist ihre Sache. Das geht keinen andern etwas an, und ganz und gar nicht diese Deutschen im Reich, die nichts von ihnen wissen wollten. Vor dreiviertel Jahren sind sie hinausgegangen, um etwas für Deutschland zu erkämpfen. Für dieses Deutschland, für das sie schon all die Jahre vorher im Kampf gestanden hatten. Aber nun wollte man ihren Kampf nicht mehr. Man wollte sie selber nicht. Man ließ sie im Stich. Gut, man ist gescheitert. Das Schicksal hat es anders gewollt. Das Schicksal war den deutschen Landsknechten nicht gnädig. Aber das alles sind Dinge, die diese deutschen Spießbürger nicht das mindeste angehen.

Und so marschieren sie ein, zerfetzt, hohlwangig und zerrissen. Die Lippen zusammengepreßt, die brennenden Augen auf die alte Fahne gerichtet, die in diesem neuen Deutschland nichts mehr gelten soll.

Aber noch immer nicht laufen diese in Kampf, Landsknechtstum und Not zusammengeschweißten Formationen gänzlich

auseinander. Einzelne Kompanien gehen geschlossen nach Oberschlesien, wo sie sich der Brigade Ehrhardt anschließen. Diese Formationen sind es dann später gewesen, die den Kapptruppen während des März 1920 den Beinamen der Baltikumer eingetragen haben. Andere Formationen, wie das Freikorps Roßbach, bleiben ebenfalls geschlossen und versuchen, auf irgendwelche Art und Weise gemeinsam durchzukommen.

Und heute noch ist es etwas Merkwürdiges: Trifft man irgendwo einen der alten Baltikumkämpfer, dann macht man immer wieder die Erfahrung, daß das einfache Baltikumkreuz, das Erinnerungszeichen der Formationen der Eisernen Division, ebenso hoch oder höher in Ehren gehalten wird als irgendwelcher andere Kriegsorden.

Auch die Baltikumtragödie gehört zu den historischen Episoden der ersten Nachkriegszeit, die in größerem Rahmen gesehen irgendwie notwendig gewesen sein müssen. Trotz allem Dunklen und Trüben, was ganz ohne Zweifel mit diesem Landsknechtskriege des Jahres 1919 verbunden gewesen ist, liegen auch hier gewisse Wurzeln für spätere Entwicklungen, Wurzeln, die man Jahre lang nicht hat anerkennen wollen und deren Triebe dann doch eines Tages in das große Becken der nationalen Wiederbesinnung Deutschlands eingemündet sind.

Und das ist vielleicht, oder ganz bestimmt, der tiefere Sinn der Baltikumtragödie.



Der große Konflikt der Offiziere

Die Heerstraße entlang von Döberitz nach Berlin marschieren in der Nacht vom 12. zum 13. März 1920 Kolonnen. Die Truppe ist in bester Stimmung, gut ausgerüstet und angezogen, schwarz-weiß-rote Fähnchen an den Munitionswagen. Es wird geraucht und gesungen. Das Lied klingt auf, das das Lied dieser Truppe ist: „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarz-weiß-rot das Band: die Brigade Ehrhardt werden wir genannt."

An der Pichelsdorfer Brücke wird haltgemacht. Die dampfenden Feldküchen fahren heran. Es wird Kaffee ausgegeben. Sternenklar und beinahe vorfrühlingswarm ist die Nacht. Wieder treten die Kolonnen an, wieder geht der Marsch weiter. Die Berliner Bürger im Westen der Stadt hören im Halbschlaf den stampfenden Gleichschritt der Abteilungen, das Rasseln und Klingen der Wagen. Sie drehen sich herum in ihren Betten. Gestern abend hat in irgendeiner Zeitung etwas von einem drohenden monarchistischen Putsch gestanden. Es wird wohl so schlimm nicht sein. Sie schlafen weiter.

Im Tiergarten wird wieder haltgemacht. Die Marschkolonne wird in zwei Säulen auseinandergezogen, um von beiden Seiten her die Wilhelmstraße zu besetzen. Irgendein Widerstand ist den Truppen nirgends geleistet worden. Ein paar übernächtige Patrouillen der Einwohnerwehr haben freundlich die Hüte gelüftet, und sind nach Hause gegangen.

Langsam steigt über Berlin die Sonne auf. Die Kompanien und Bataillone des Kapitäns Ehrhardt lagern im Tiergarten und warten, bis die Uhr sieben schlägt, bis sie befehlsgemäß zur Besetzung der Wilhelmstraße schreiten sollen.

Ein paar Zivilisten finden sich zu ihnen. Die große breitschultrige Gestalt des Generallandschaftsdirektors Kapp. Im gemächlichen Spaziergängerschritt erscheint ebenfalls in Zivil General Ludendorff. Er tritt zu der Truppe. Er grüßt. Er spricht mit den Offizieren und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, endlich einmal wieder eine Truppe von so ausgezeichneter militärischer Haltung zu sehen.

Die Offiziere und Mannschaften der Brigade Ehrhardt haben das Gefühl, daß die Aktion, zu der man sie gestern abend befohlen hat, über alles Erwarten glatt geht. Es wäre ihnen ziemlich gleichgültig, wenn nicht alles so reibungslos verliefe. Widerstand? Man würde ihn brechen. Das ist alles nicht so schlimm. Aber wenn nicht geschossen zu werden braucht, ist es ihnen auch recht. Das Gewehrreinigen geht schneller, wenn keine Kugeln aus dem Laufe gegangen sind.

Pünktlich um sieben wird angetreten. Mit klingendem Spiel geht es durch das Brandenburger Tor zur Wilhelmstraße. Die Regierungsgebäude werden besetzt, die Zugänge zur Wilhelmstraße mit spanischen Reitern gesperrt. An den wichtigsten Straßenecken werden Maschinengewehre in Stellung gebracht. Die Posten ziehen auf, und in der weiteren Umgebung beginnen die Patrouillenautos ihre Fahrten.

Ein Oberleutnant geht noch einmal musternd seine Postenaufstellungen ab. In eiligem Schritt kommt aus der Reichskanzlei ein Generalstabsmajor. Der Oberleutnant grüßt, und

der Major lacht ihm zu und ruft: „Kapp sitzt schon drin und ist feste an der Arbeit."

Der Oberleutnant lacht zurück und kümmert sich wieder um seine Posten. Die Soldaten haben bisher ihre Schuldigkeit getan. Nun können die Politiker anfangen. Sie werden nicht gestört werden. Dafür sorgen die Truppen. Weshalb soll eigentlich dieses Unternehmen nicht klappen?

Der Oberleutnant macht sich weiter keine Gedanken. Am Abend vorher hat man im Döberitzer Offizierskasino, wie an jedem Freitagabend der letzten Wochen, ein größeres gemeinsames Essen gehabt. Man hat nachher Skat gespielt, und um zehn kam der Befehl zum stillen Alarm. Nun gut, man legte die Skatkarten zusammen. Eigentlich war es ja schade. So ein anständiges Null ouvert bekommt man wirklich nicht alle Tage. Aber ein Alarmbefehl kann nicht warten.

Und so steht denn der Oberleutnant heute früh im Sonnenschein auf der Wilhelmstraße in Berlin und bewacht die Arbeit einer neuen Regierung. Er ist ebenso guter Laune wie seine Kameraden und seine Leute. Der Kapitän hat ihnen in der vergangenen Nacht bei der Rast an der Pichelsdorfer Brücke eine kleine Ansprache gehalten, in der die Rede davon war, daß es notwendig sei, zu marschieren, und daß er am Abend der Regierung in Berlin einen Wunschzettel mit folgenden Punkten übersandt habe:

1. Besetzung der Ministerposten mit Fachleuten.
2. Wahl des Reichspräsidenten durch das ganze Volk.
3. Auflösung der Nationalversammlung und baldige Neuwahl eines Reichstages.
4. Irgend etwas über Straffreiheit, was der Oberleutnant nicht ganz in sich aufgenommen hat.

Zum Schluß hat der Kapitän erklärt, daß er eine zusagende Antwort bis sieben Uhr morgens verlangt habe, sonst würde einmarschiert in Berlin.

Nun, da man marschiert ist, wird die Antwort nicht zusagend gewesen sein. Aber soviel man hört, ist die alte Regierung

geflohen. Kapp bildet die neue. Er wird die Forderungen des Kapitäns erfüllen, und dann wird alles gut sein.

Die heiteren, gutgelaunten Offiziere und Soldaten wissen nicht, daß in diesem Moment eigentlich schon das ganze Unternehmen gescheitert ist. Sie wissen nichts von dem, was sich in den letzten Tagen und in den vergangenen Wochen und Monaten abgespielt hat. Sie haben keine Ahnung, daß sie nur Nebenfiguren in einer großen Tragödie sind, die viel weniger die Tragödie des mißglückten Kapp-Putsches als die eines furchtbaren Konfliktes innerhalb des ganzen Offizierkorps ist. Sie stehen hier und führen Befehle aus, Befehle, über deren Zustandekommen sie sich ziemlich wenig Gedanken machen. Und selbst Ehrhardt, der immer wieder seinen Offizieren und Mannschaften erklärt hat, daß Politik zu machen nicht ihre Sache sei, ist nicht die Hauptperson, für die man ihn vielleicht halten könnte. Jedenfalls ist er sich in dem Augenblick, in dem er auf der Pichelsdorfer Brücke die kurze Ansprache mit der Mitteilung seiner Forderungen an die Regierung gehalten hat, nicht darüber klar gewesen, daß auch seine Rolle im ganzen Ablauf dieses Kappschen Unternehmens tatsächlich nur eine negative gewesen ist.

Es ist etwas Merkwürdiges um das Zustandekommen dieses Kapp-Putsches. Man hat viel darüber geredet und geschrieben. Man hat alle möglichen Deutungen versucht. Aber in den meisten Fällen sind diese Deutungen fehlgegangen. Man hat davon gesprochen, daß Ehrhardt marschiert sei, weil er die Auflösung seiner Marinebrigade, die bereits von der Regierung verfügt war, habe verhindern wollen. Das ist, aufs Ganze gesehen, ohne Zweifel falsch, wenn auch natürlich irgendwo ein Körnchen Wahrheit darin enthalten ist.

Die Ursprünge dessen, was sich dann im März 1920 in dem verunglückten Kapp-Putsch entlud, gehen zurück bis auf den Sommer 1919, bis in jene Zeit, in der in Weimar der furchtbare Kampf um die Unterzeichnung des Versailler Vertrages ausgefochten wurde. Der Nachfolger Ludendorffs in der obersten



Heeresleitung, General Groener, war es damals gewesen, der sich aus kühl abgewogener Überlegung heraus gegen die Durchführung des bewaffneten Widerstandes gegen die Friedensunterzeichnung mit zur Wehr gesetzt hat. Die dramatischen Auseinandersetzungen dieser Junitage des Jahres 1919 legten den Keim zu einem tiefen Zwiespalt innerhalb des Offizierkorps. Man kann vielleicht sagen, daß der Frontsoldat die verstandesmäßigen Überlegungen des Generalstäblers nicht mehr verstand und seitdem ein tiefes Mißtrauen gegen die feste nationale Haltung von Teilen der eigenen Kameraden hatte.

Dieser Konflikt hat seinen vielleicht prägnantesten Ausdruck in den Auseinandersetzungen gefunden, die damals schon und dann in verschärfter Form im Februar 1920 im Stabe des Generals von Lüttwitz stattgefunden haben.

Der damalige Reichswehrgruppenkommandeur I General von Lüttwitz mag sich nach dem endgültigen Rücktritt Hindenburgs als der repräsentative Führer des aktiven Offizierkorps gefühlt haben. Aus diesem Gefühl der Verantwortung heraus hat er bereits damals mit dem Gedanken gespielt, im Interesse der Erhaltung des Offizierkorps als einer der stärksten Kraftquellen selbstverständlichen nationalen Einsatzes gegen die seiner Meinung nach schmachvolle Haltung der Regierung in der Friedensfrage Front zu machen. Er war der Meinung, daß die Armee, die schon zu Beginn des Jahres 1919 den Staat vor der Überflutung durch die bolschewistische Welle geschützt hatte, auch dieses Mal zum Eingreifen berufen sei. Dabei war er durchaus der Meinung, daß eine Zusammenarbeit mit Ebert und Noske wohl möglich sei.

Vergeblich hatte ihn damals sein Chef des Stabes, Oberstleutnant von Stockhausen, darauf aufmerksam zu machen versucht, daß man im Januar und März 1919 die aktive Unterstützung des allergrößten Teiles der mehrheitssozialdemokratischen Führer gehabt habe. Jetzt, in der Frage der Unterzeichnung des Friedensvertrages, sei das bestimmt nicht der Fall.

Gleichlaufend mit diesen zunächst mehr theoretischen Er-

örterungen und Überlegungen des Generals von Lüttwitz hatte der erste Generalstabsoffizier der Gardekavallerie-Schützen-Division, Hauptmann Pabst, in derselben Richtung unmittelbar bei Noske vorgestoßen. Die Unterhaltung zwischen diesen beiden Männern führte dazu, daß Noske zum erstenmal wirklich stutzig wurde und den immer wieder hinausgeschobenen Befehl zum allmählichen Abbau der Gardekavallerie-Schützen-Division herausgab. Außerdem aber veranlaßte er den neuernannten Chef des Generalstabes, General von Seeckt, die Verabschiedung des Hauptmanns Pabst vorzunehmen.

Schon damals wäre es um ein Haar zu einer bewaffneten Aktion der Gardekavallerie-Schützen-Division gegen die Regierung gekommen. Der Vermittlung des Generals Maerker gelang es, die bereits in den Vorstädten Berlins aufmarschierte Division zum Rückzug und zur Beugung unter die Anordnungen der Regierung zu veranlassen.

Das waren die ersten Wetterzeichen, die man in der Wilhelmstraße nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Wäre man sich über ihre Bedeutung wirklich klar geworden, so hätte man das Kapp-Abenteuer auf dem einen oder andern Wege sicherlich verhindern können. So aber schwelte das Feuer unter der Oberfläche weiter.

Der mit dem Charakter als Major verabschiedete Pabst nimmt die Verbindung mit dem Obersten Bauer und einer Reihe von Politikern auf, um die Vorarbeiten für den Sturz der Regierung der Friedensunterzeichnung in die Wege zu leiten. Unter ihnen steht an ersten Stelle der ostpreußische Generallandschaftsdirektor Kapp.

General von Lüttwitz, der ebenfalls mit Pabst in Verbindung steht, glaubt nunmehr schon zuschlagen zu können. Am 26. Juli 1919 befiehlt er seine Kommandeure und Generalstabsoffiziere zu sich, um die Lage mit ihnen zu besprechen. Dabei wird der Bruch der Auffassungen innerhalb des Offizierkorps ganz offenbar. General Maerker wendet sich ziemlich scharf gegen die Auffassung von Lüttwitz, daß sofort eine neue und starke

Regierung gebildet werden müsse. Er fragt seinen Vorgesetzten, ob die Armee denn über eine Persönlichkeit verfüge, die als Reichskanzler von dem Vertrauen breiter Volksmassen getragen werden würde. Kapp jedenfalls sei seiner Ansicht nach nicht der Geeignete. Außerdem halte er es für unmöglich, eine Regierung zu bilden, an der nicht die Mehrheitssozialdemokraten oder zum mindesten der Reichswehrminister Noske beteiligt sei.

Schroff erklärt General von Lüttwitz, daß er in diesem Augenblick nicht den Wunsch habe, sich mit seinen Herren über die Person dieses oder jenes Reichskanzlers zu unterhalten, sondern daß er als ihr militärischer Vorgesetzter ihnen nur die allgemeinen Weisungen für ihr Verhalten im Falle innerer Unruhen geben wolle.

Die Entscheidung gegen einen Militärputsch fällt erst, als der Oberstleutnant von Stockhausen und der erste Generalstabsoffizier des Generals von Lüttwitz, Major von Hammerstein, ganz präzisiert die Erklärung abgeben, daß sie eine militärische Aktion gegen die augenblickliche Regierung für falsch und undurchführbar halten.

Wenn man bedenkt, daß der Major von Hammerstein der Schwiegersohn des Generals von Lüttwitz ist, wird sofort klar, wie tief die grundsätzlichen Auffassungsverschiedenheiten über die Möglichkeit eines aktiven politischen Einsatzes des Offizierkorps in diesem Augenblick gewesen sein müssen.

Hier bereits hätte die Überlegung des Generals von Lüttwitz einsetzen müssen, die Überlegung nämlich, daß gerade er als der Repräsentant des aktiven Offizierkorps in erster Linie die Verpflichtung habe, den geistigen Zusammenhalt zu stärken und alles zu vermeiden, was eine Spaltung des Offizierkorps im Gefolge haben konnte. In dem Augenblick, in dem der Widerstandswille gegen die Unterzeichnung des Friedensvertrages nicht zu einer Explosion geführt hatte, war die praktische Möglichkeit oder auch nur die Wahrscheinlichkeit für ein Mitgehen großer Teile der Bevölkerung bei einer Aktion gegen die Regierung nicht mehr gegeben.

Das konnte und wollte Lüttwitz nicht sehen, und er und seine Freunde hofften von Woche zu Woche und von Monat zu Monat auf eine neue günstige Gelegenheit. Sie schien sich zu bieten, als die Frage der Auslieferung der sogenannten Kriegsverbrecher akut wurde. Aber die Regierung tat dem General nicht den Gefallen, den Forderungen der Entente nachzugeben. Sie lehnte die Auslieferung der Heerführer an das Ausland strikt ab. Und auch diese Gelegenheit war vorbei.

Was nun folgt, ist ein Kapitel, das in vielen Einzelheiten nicht zu den ruhmreichsten der Nachkriegszeit gehört. Die Politiker und General von Lüttwitz begannen nämlich nun, ihre Pläne zum Sturze einer Regierung, an deren Tatkraft sie nicht glaubten, auf der teilweise recht verzweifelten Stimmung der Freikorps aufzubauen. Gegen Ende des Jahres 1919 waren nach dem Abbau des ostdeutschen Grenzschutzes und nach dem Abschluß der Baltikumtragödie die Freikorps gleichermaßen niedergeschlagen und erbittert. Das Scheitern ihrer Hoffnungen auf einen im Osten durchgeführten Befreiungskampf, für den sie, wie die Baltikumtruppen, sich bis zum letzten eingesetzt hatten, traf zeitlich mit dem radikalen Abbau der gesamten bewaffneten Macht in Deutschland zusammen. Während nun die Freikorps an der Ostgrenze und im Baltikum gestanden und gefochten hatten, war im Innern Deutschlands bereits die Organisationsgrundlage für die neue Reichswehr geschaffen, und in diesem Rahmen schien für die alten Soldaten, die nach der offiziellen Beendigung des Krieges ihre Haut noch einmal zu Markte getragen hatten, kein Platz mehr zu sein.

Diese Stimmung machten sich die Politiker um Kapp für ihre Zwecke zunutze. Diese Truppen schienen ihnen die geeigneten zu sein, Verwendung bei einer Aktion gegen die Regierung zu finden. Sie vergaßen dabei, daß ein solcher Einsatz unter Umständen zum Kampf deutscher Soldaten gegen deutsche Soldaten führen mußte.

Ohne Zweifel war die Mißstimmung der Freikorps in mancher Beziehung durchaus berechtigt, und es wäre denkbar

und verständlich gewesen, wenn ein Mann wie der General von Lüttwitz seinen ganzen Einfluß dahin geltend gemacht hätte, daß die bewährten Angehörigen dieser Formationen in allererster Linie in die Reichswehr übernommen wurden.

Trotz der monatelangen Erwägungen und Überlegungen entwickelte sich schließlich die Katastrophe schnell und überstürzt. Noske war sowohl vor den Absichten von Lüttwitz und Kapp wie auch vor der verzweifelten Stimmung der Freikorps und besonders der in Döberitz zusammengezogenen Marinebrigade gewarnt worden und holte zum Gegenschlage aus.

Er verfügte die Unterstellung der Marinebrigade unter das Kommando des Chefs der Marineleitung, Admiral von Trotha, während sie bisher dem Gruppenkommando I des Generals von Lüttwitz unterstanden hatte. Diese Trennung zwischen dem General und der Marinebrigade erfolgte nach einer sehr scharfen Aussprache zwischen Lüttwitz, Ebert und Noske. Zu einer unmittelbaren gegen die Person des Generals von Lüttwitz gerichteten Aktion konnte Noske sich nicht entschließen.

Trotzdem hatte schon diese Anordnung den Erfolg, daß General von Lüttwitz unter keinen Umständen länger warten zu können glaubte. Er sagte sich, daß bei längerem Abwarten die Situation für ihn immer schlechter werden müsse. Die Marinebrigade war seine beste und zuverlässigste Truppe, und bei ihr war die Erbitterung wegen der bereits angekündigten baldigen Auflösung am stärksten. Wurde sie ihm jetzt weggenommen, so hing alles wieder völlig in der Luft.

Noch immer versuchte eine Reihe von Offizieren, den General am Losschlagen zu verhindern. Auch Kapp und die übrigen Zivilpolitiker waren nicht sehr begeistert, als Lüttwitz ihnen mitteilte, daß jetzt sofort gehandelt werden müsse. Sie hatten ihre Putschabsichten gar nicht so ungeheuer ernst genommen. Jetzt auf einmal standen sie vor der unerbittlichen Notwendigkeit des Zuschlagens, obwohl ihnen dabei nicht sonderlich gut zumute war.

Neue Warnungen über die Verschärfung der Gefahr

gelangten an Noske, der sich am 11. März dazu entschloß, den General von Lüttwitz seiner Stellung zu entheben und gegen die übrigen Hauptbeteiligten, nämlich den Major Pabst, den Journalisten Schnitzler und einige andere, Haftbefehle zu erlassen.

Doch es war bereits zu spät. Lüttwitz und Pabst waren bereits draußen in Döberitz, und auch die meisten andern, gegen die Haftbefehl erlassen war, konnten nicht mehr gefaßt werden.

Am Nachmittag des 12. März wurde in Berlin bekannt, daß die Marinebrigade in der Nacht den Marsch zum Sturze der Regierung antreten werde. Noch einmal versuchte man, zu verhandeln. Der Admiral von Trotha fuhr im Auftrage von Noske nach Döberitz hinaus zu Ehrhardt. Mit steinernem Gesicht erklärte ihm der Kapitän, daß die Truppe sich im Lager befände und alles ruhig sei. Das stimmte. Denn in dem Augenblick, in dem Admiral von Trotha vor dem Kapitän Ehrhardt stand, war der Alarmbefehl noch nicht ausgegeben, und die Formationen lagen in ihren Baracken. Nur halb beruhigt fuhr Trotha nach Berlin zurück, um Meldung zu machen. Fast gleichzeitig mit seiner Ankunft kam die Nachricht, daß inzwischen der Alarm erfolgt sei und die Brigade sich im Anmarsch auf Berlin befinde.

Der am Tage vorher ernannte Nachfolger des Generals von Lüttwitz, Generalleutnant von Oven, sein Stabschef, General von Oldershausen, und ein weiterer Generalstabsoffizier stürzten sich in ein Auto, um nach Möglichkeit die Katastrophe zu verhindern. Nicht weit von Döberitz entfernt treffen sie auf die marschierende Brigade. Ehrhardt ist nicht bei der Truppe. Sie fahren weiter ins Lager und finden dort den Kapitän, der seinen Wagen erst für elf Uhr bestellt hat, um dann seiner Brigade nachzufahren.

Kühl empfängt Kapitän Ehrhardt die beiden Generale.

Verzweifelt macht Oven ihn darauf aufmerksam, daß die Regierung mit ihm zu verhandeln wünscht. Ehrhardt wehrt mit einer Handbewegung ab. Es sei nicht seine Aufgabe, zu verhandeln; er sei Soldat und führe die Befehle seines Vorgesetzten, des Generals von Lüttwitz aus.

General von Oven beißt sich auf die Lippen. Dieser Mann da vor ihm will ihn nicht verstehen. In Berlin stehen mehrere tausend Mann Reichswehr. Wenn die Brigade weitermarschiert, wenn sie den Versuch macht, gewaltsam das Regierungsviertel zu besetzen, muß es zum Kampf kommen. Deutsche Soldaten werden auf ihre Kameraden schießen, mit denen sie vier Jahre lang Schulter an Schulter gegen eine Welt von Feinden gefochten haben. Das ist für ihn als alten Soldaten die große Katastrophe, die unbedingt vermieden werden muß.

Hastig, in abgerissenen Sätzen, spricht er das aus. Und plötzlich wird Ehrhardt nachdenklich. Ob der General wirklich meine, daß es zum Kampf von Reichswehr gegen Reichswehr kommen wird?

Stumm nickt Oven.

Das allerdings ist etwas anderes. Das muß man zu vermeiden suchen. Wenn etwaige Verhandlungen dazu gut sein können, wird man sie führen. Er erklärt sich bereit, zunächst nur bis zum Tiergarten zu marschieren und dort bis zum Morgen um sieben Uhr zu warten, ob die Regierung die Bedingungen annimmt, die der General von Lüttwitz kürzlich Noske und Ebert unterbreitet hat und die er, Ehrhardt, jetzt noch einmal flüchtig auf ein Blatt Papier wirft und den beiden Generalen mitgibt.

Damit hat Ehrhardt bereits, ohne es zu wissen, und sicher ohne es zu wollen, die letzte Chance, die dieser Putsch überhaupt haben konnte, aus der Hand gegeben.

In den Entwürfen Schnitzlers, die dieser für Kapp ausgearbeitet hatte, spielte mit Recht das Überraschungsmoment eine große Rolle. Es war vorgesehen, daß in der Zeit zwischen ein Uhr nachts und sechs Uhr morgens nicht nur der gesamte Telefon- und Telegrafenverkehr Berlins lahmgelegt werden sollte, sondern daß auch in dieser Zeit ganz überraschend sämtliche Mitglieder der Reichsregierung und der preußischen Regierung sowie der Reichspräsident von den Truppen verhaftet werden sollten. Wäre das geschehen und auf diese Weise die Übersiedlung des Reichspräsidenten und der Reichsregierung zunächst nach

Dresden und dann nach Stuttgart unmöglich gemacht worden, so ist zum mindesten zweifelhaft, ob nicht die völlige Führerlosigkeit der Regierungspartei den Ausschlag zugunsten Kapps gegeben haben würde. Die sechs Stunden, die Ehrhardt in der ganz natürlichen Scheu des Soldaten vor einem bewaffneten Zusammenstoß mit alten Kameraden der Regierung Ebert-Noske schenkte, entschieden von vornherein zuungunsten der Aufrührer.

In diesen sechs Stunden spielte sich in Berlin jene historische Nachtsitzung der Reichsregierung ab, in der Noske unter keinen Umständen weichen, sondern den Ehrhardt-Truppen mit Waffengewalt entgegentreten wollte. Die anwesenden Generale, vor allem Oven und General von Seeckt, widersprachen mit aller Energie. Sie hatten nicht deshalb das Letzte bei Ehrhardt versucht, um jetzt doch zum Kampf von Reichswehr gegen Reichswehr gezwungen zu sein. Man hat von links her später besonders dem General von Seeckt den Vorwurf gemacht, daß auch er in dieser entscheidenden Stunde sich nicht aufrichtig hinter die legale Regierung gestellt habe. Das ist, wie viele derartige Vorwürfe, richtig und falsch zugleich. Die Überlegung der Generale ging dahin, daß in der allgemeinen Situation eine Katastrophe innerhalb der bewaffneten Macht unter allen Umständen im Interesse des Ganzen



vermieden werden müsse. Es kam nicht so sehr darauf an, im Augenblick die Machtposition der Regierung mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, als darauf, für die unruhige Zukunft in der Armee einen Machtfaktor von einiger innerer Geschlossenheit in der Hand zu behalten. War erst einmal von einzelnen Truppenteilen gegeneinander der Bruderkampf geführt worden, so war nicht abzusehen, wo dann der Punkt liegen werde, an dem man wieder zu einer Sammlung der Kräfte kommen könnte.

So ist es das merkwürdige Bild, daß der Kapp-Putsch, über dessen politisch völlig verfehlte Anlage eine Diskussion eigentlich überflüssig ist, zunächst einmal gar nicht so sehr an der Unfähigkeit der Politiker scheiterte, als an dem inneren und unüberwindlichen Widerstand, den die Offiziere gegen die Möglichkeit eines Bruderkampfes deutscher Soldaten gegen deutsche Soldaten spürten.

Es ist heute leicht, rückschauend festzustellen, daß Kapitän Ehrhardt sich in jener letzten Unterhaltung mit den Generalen von Oven und von Oldershausen habe bluffen lassen. In dem Augenblick, in dem diese Unterhaltung stattfand, konnte der Kapitän nicht wissen, daß die Generale ohne Zweifel auch dann, wenn er ihnen die Frist bis zum nächsten Morgen nicht zugestanden hätte, es nicht zum Kampfe hätten kommen lassen. So wie die Dinge sich entwickelt hatten, mußten sie naturgemäß auch weiterlaufen. Eine Gegenrevolution, politisch völlig unvorbereitet und gestützt auf militärische Führer, die bei aller Härte und aller persönlichen Tapferkeit nicht über das Maß an Brutalität verfügten, das zur Durchführung einer solchen Aktion unerläßlich ist, war von vornherein eine verlorene Sache.

*

Das alles wissen die Offiziere und Mannschaften der Marinebrigade, die am 13. März Berlin besetzen, nicht. Sie sind Soldaten, die militärische Befehle ausführen. Sie sind gute Deutsche, die ihre Freude daran haben, daß auf dem Regierungs-

gebäude an diesem Morgen wieder die alte schwarz-weiß-rote Flagge im Winde flattert.

Das alles wissen die Hunderte und Tausende von ehemaligen Offizieren und Kriegsfreiwilligen nicht, die in diesen Tagen dem Ruf zur Mobilisierung von Schutzformationen für Berlin folgen.

Was ist ein Generalstreik? Die Berliner lernen ihn in diesen Tagen zur Genüge kennen. Der Aufruf der geflohenen Regierung und der sozialdemokratischen Gewerkschaften wird zunächst auch von der Bürgerschaft nicht allzu ernst genommen. Erst als am Abend des 14. März keine Straßenbahn und kein Omnibus mehr geht, als in den Lokalen nicht mehr bedient wird, als alle Betriebe stilliegen, als sogar Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke ihre Arbeit einstellen, merkt man, daß es Ernst wird.

Was draußen im Reich vorgeht, ist gar nicht zu übersehen. Zeitungen erscheinen nicht. Aus den Proklamationen der Kapp-Regierung ergibt sich kein Bild. In den Menschenansammlungen auf den Straßen wird erregt diskutiert. Die Hetzer haben gute Zeit, denn nicht einmal die friedlichste Bürgersfrau ist imstande, einen Zustand zu schätzen, in dem sie für ihr Kaffeewasser eine Stunde lang an irgendeinem öffentlichen Brunnen anstehen muß, um dann zu Hause zu merken, daß sie gar keine Möglichkeit besitzt, das mühsam herbeigeschaffte Wasser auch kochen zu können.

Und trotzdem wäre auch dies vielleicht nicht das entscheidende Moment gewesen. Ein strikt durchgeführter Generalstreik in einer Millionenstadt wie Berlin ist sicherlich keine Annehmlichkeit. Aber es ist an sich eine ganz einfache und logische Überlegung, daß die verheerenden Wirkungen eines derartigen Streikes sich zunächst da am stärksten geltend machen müssen, wo die geringsten Reserven zum Durchstehen einer derartigen Periode vorhanden sind. Das ist in einer Großstadt ohne Zweifel in erster Linie bei der Masse der arbeitenden Bevölkerung, also in diesem Falle bei den Hauptträgern der Generalstreikbewegung, der Fall. Sie leiden bei weitem am stärksten unter dem Mangel an Nahrungsmittelversorgung, unter der Dunkelheit, Kälte und allen andern

Folgeerscheinungen des Streiks. Sie leiden viel mehr als der besser situierte Bürger, in dessen Speisekammer sich in den meisten Fällen immer noch so viel Vorräte befinden, daß man zur Not einige Tage durchhalten kann.

Eine kalte, zielbewußte Regierung der Gegenrevolution hätte sich also von dem Generalstreik nicht so in Schrecken setzen lassen, wie das die Kapp-Regierung getan hat.

Aber so hilflos, wie die ganze Aktion begonnen war, so hilflos tappte sie in den nächsten Tagen herum. Der Reichskanzler Kapp redete und verhandelte genau so viel, oder beinahe noch mehr, als die Männer der Regierung, die er hatte stürzen wollen. Die Truppe, auf die er sich stützte, stand untätig auf der Straße und wartete befehlsgemäß auf die politischen Erfolge.

Diese Erfolge mußten ausbleiben und blieben aus. Nach fünf Tagen war der Spuk zu Ende. Kapp und seine Mitarbeiter flüchteten teilweise ins Ausland. General von Lüttwitz trat nach einer letzten dramatischen Aussprache mit den Berliner Generalen und Kommandeuren von seinem Posten zurück, und in ebenso tadelloser Marschordnung, wie sie nach Berlin hereingerückt war, verließ die Brigade Ehrhardt die Hauptstadt.

Nur die Stimmung war anders. Als kurz vor dem Brandenburger Tor Beschimpfungen und schließlich ein Schuß aus der Menge gegen die abziehenden Truppen fielen, machten einige Gruppen kurz kehrt und gaben Feuer. Rund ein Dutzend Tote und viele Verwundete blieben auf dem Pariser Platz. So verließ die Brigade Ehrhardt die Hauptstadt.

Schon in den vorhergehenden Tagen hatten die linksradikalen Kräfte Hoffnung geschöpft. Sie glaubten die Gelegenheit zu einem Umschwung der Dinge in ihrem Sinne nicht vorübergehen lassen zu sollen.

Im Norden und Osten und in einem Teil der Vorstädte tauchten bewaffnete Trupps roter Arbeiter auf, und in den Organisationen wurde fieberhaft für eine Fortsetzung des Generalstreiks auch nach dem Rücktritt Kapps Propaganda gemacht. Wo unglücklicherweise Offiziere in Uniform, mochten

sie auch mit den Truppen Kapps nicht das geringste zu tun haben, gesichtet wurden, waren sie Überfällen ausgesetzt. Am Kottbuser Tor kam es zu einer regelrechten Schlacht, nachdem die Menge einen Offizier und einen Soldaten niedergeschlagen und ins Wasser geworfen hatte.

Maschinengewehre wurden eingesetzt, um der Revolte Herr zu werden. Dieser eine Zusammenstoß kostete allein fünfzehn Tote und zwanzig Verwundete. Am Wilhelmplatz in Charlottenburg stürzte sich die aufgehetzte Masse auf eine Abteilung der Einwohnerwehr, um sie zu entwaffnen. Auch hier kam es zu einem regelrechten Gefecht, bei dem sieben Personen getötet und achtzehn verwundet wurden.

Der grausigste Fall spielte sich in Schöneberg ab. Schon am Tage nach dem Einrücken der Brigade Ehrhardt in Berlin war zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung das sogenannte Schutzregiment Groß-Berlin, eine Zeitfreiwilligenorganisation, die größtenteils aus ehemaligen Offizieren bestand, alarmiert worden. In einzelnen Abteilungen waren die Offiziere zum Wacht- und Patrouillendienst in den verschiedenen Stadtteilen eingesetzt worden. Hauptsächlich die Rathäuser und andere öffentliche Gebäude wurden mit ihnen belegt.

Eine Halbkompanie dieses Regiments hatte während der Tage des Kapp-Putsches im alten Schöneberger Rathaus gelegen. Die Gegend, in der dieses Gebäude sich befindet, ist etwa die Scheide zwischen dem bürgerlichen und dem proletarischen Schöneberg. Die Offiziere hatten fünf Tage lang ihren Wachtdienst gemacht. Sie waren nachts auf Patrouillengängen in den dunklen Straßenzügen unterwegs gewesen. Aber zu Zusammenstößen ernsthafterer Art war es in der ganzen Zeit nicht gekommen.

Die Offiziere hatten durchaus das Gefühl, daß jetzt, nach der Beendigung des Putsches, ihre Tätigkeit abgeschlossen sei. Sie legten auch auf eine Fortsetzung ihres militärischen Dienstes keinerlei besonderen Wert. Die meisten von ihnen, sofern es sich nicht um ältere pensionierte Offiziere handelte, waren Studenten

oder arbeiteten bereits in irgendwelchen kaufmännischen Betrieben. Sie hatten selbstverständlich dem Alarmbefehl ihrer eingegangenen Verpflichtung gemäß Folge geleistet. Aber die fünf vergangenen Tage hatten ihnen gezeigt, daß militärische Lorbeeren auf keinen Fall zu ernten seien, und die Beendigung des Alarmzustandes schien ihnen durchaus zweckmäßig und angebracht.

Da kam der Befehl, daß wegen befürchteter und teilweise bereits eingetretener kommunistischer Unruhen die Kompanie noch nicht entlassen werden könne, sondern zunächst geschlossen in Lichterfelde untergebracht werden müsse, um dort für erneuten Einsatz bereitzustehen.

Nicht übermäßig erfreut über diese Aussicht, machten sich die Offiziere daran, ihre Zelte im alten Schöneberger Rathaus abzubrechen, um nach Lichterfelde zu übersiedeln.

In der Gegend der Kolonnenstraße, die hinter dem Schöneberger Rathaus vorbeiführt, in all diesen kleinen unfreundlichen Querstraßen mit Höfen und Hinterhäusern hatte sich die Nachricht von dem bevorstehenden Abzug der Rathausbesatzung mit Windeseile verbreitet. Im Umkreis um das Rathaus selbst sammelte sich eine riesige, drohende Menge. Die Situation war nicht angenehm, schien aber zunächst noch keineswegs ernsthaft bedrohlich. Die Offiziere waren durchweg gut bewaffnet. Sie waren eine geschlossene Formation, und es wäre eine Kleinigkeit gewesen, sich für den Abmarsch mit ein paar in die Luft abgegebenen Salven die notwendige Bewegungsfreiheit zu schaffen.

Da kam — woher wird sich wahrscheinlich niemals mit Sicherheit feststellen lassen — der Befehl, daß man die Bevölkerung nicht durch den Anblick des Abtransports bewaffneter Offiziere reizen dürfe. Vielleicht wollte die Stelle, die diesen wahnsinnigen Befehl herausgab, ähnliche Vorkommnisse vermeiden, wie sie sich am Tage vorher beim Abmarsch der Brigade Ehrhardt am Pariser Platz abgespielt hatten.

Auf diese Weise mußte es zur Katastrophe kommen. Völlig

waffenlos bestiegen die Offiziere zwei bereitgestellte Lastautos, die sie nach Lichterfelde hinausfahren sollten. Kaum waren die Wagen etwa hundert Meter weit gefahren, als die herandrängende Menge schon die Weiterfahrt zu verhindern versuchte. Steine und Bierflaschen wurden geworfen. Auf den Lastwagen standen dichtgedrängt und völlig wehrlos die Offiziere. Noch einmal machte der Fahrer des vorderen Wagens den Versuch, anzufahren. Ein hundertstimmiger Wutschrei war die Antwort. Wie die Wahnsinnigen stürzten die verhetzten Arbeiter sich auf die wehrlosen Offiziere. In wenigen Sekunden ist ein wildes Handgemenge im Gange, und neun der Unglücklichen werden von der wildgewordenen Masse buchstäblich zertrampelt und in Fetzen gerissen. Der Rest wird, großenteils übel zugerichtet, von inzwischen alarmierter Polizei herausgehauen und in Sicherheit gebracht.

*

Seit einer Woche schon tut der Student der Philosophie Ernst Ziegler seinen Dienst bei der Zeitfreiwilligenkompanie auf dem Flugplatz Adlershof. Sie alle, die hier draußen liegen, haben eigentlich keine rechte Vorstellung von dem, was sich in diesen Tagen in Berlin ereignet hat. Man hat sie alarmiert, und sie sind aus den Hörsälen gekommen.

Diese Studenten sind meist jüngere Offiziere oder Kriegsfreiwillige. Sie wissen nicht recht, ob die Unterbrechung ihrer Arbeit besonders begrüßenswert ist oder nicht. Sie brauchen ihre Zeit notwendig genug. Man hat den Kriegsteilnehmern Zwischensemester eingerichtet, damit sie mit ihrem Studium schneller fertig werden können. Da drängt sich viel zusammen, und acht oder zehn Tage sind unter Umständen nur schwer wieder einzuholen. Aber es wird wohl notwendig gewesen sein, daß man sie rief.

Besonders in den letzten Tagen haben die Patrouillen aus den Stadtvierteln in der Umgebung des Flugplatzes allerhand

Beunruhigendes zu melden gewußt. Die Arbeiter denken gar nicht daran, den Generalstreik abzubrechen. Plötzlich tauchen Waffen in Mengen auf, und wo eine Militäruniform sich zeigt, wird sofort geschossen. Es ist verdammt dicke Luft.

Der Student Ziegler hat während der letzten Kriegsjahre einiges mitgemacht. Wenn man als knapp Achtzehnjähriger als Kriegsfreiwilliger zum aktiven Gardejäger-Bataillon an die Front geschickt wird, dann weiß man längstens nach ein paar Monaten, wie der Krieg in seiner übelsten Form aussieht. Aber dieses hier ist irgend etwas anderes. Die ganze Atmosphäre ist mit einer andern Art von Elektrizität geladen als damals draußen. Da war ein Feind. Da wurde getrommelt. Da lag man in irgendeinem Granattrichter. Man ging vor, und man ging zurück. Man schoß. Man schmiß Handgranaten. Aber bei allem Dreck hatte man doch das Gefühl einer gewissen Klarheit.

Hier ist das anders. Hier liegt man auf einem scheinbar ganz friedlichen Flugplatz. Aber die Häuser da hinten blicken drohend und feindlich herüber. Man bekommt nicht jeden Tag stundenlanges Artilleriefeuer. Aber nie weiß man, ob man den Weg von der Baracke bis an den Bahndamm, diese paar hundert Meter, zurücklegen kann, ohne daß einem irgendeine heimtückische Kugel um den Kopf pfeift.

Der Kampf draußen war grausam, war wild, war brutal. Hier ist er leise, heimtückisch und hinterhältig. Man könnte zufrieden sein, und man wäre es, wenn möglichst bald alles hier ein Ende fände. Vielleicht würde es schon besser sein, wenn man einmal einen wirklichen Gegner vor die Flinte bekäme.

Über all das sprechen die Freiwilligen untereinander niemals. Sie tun ihren Wachtdienst. In der freien Zeit liegen sie herum, rauchen, spielen Skat und erzählen sich möglichst laut ihre Feldgeschichten. Sie tun, als ob sie sich als alte Feldsoldaten in dieser Umgebung ganz besonders wohl fühlten. Sie sind noch ein wenig derber und lauter, als sie eigentlich wollen, weil das die einzige Möglichkeit ist, dieses verteufelte Gefühl der inneren Unsicherheit und des Unbehagens zu übertönen.

Der Student Ziegler haut die unmäßig schmutzigen Skatkarten auf den Tisch. Er hat heute wirklich ein gradezu infames Pech. Es kann einen alten Soldaten, auch wenn er jetzt Philosophie studiert, gradezu maßlos erbittern, wenn er einen anständigen Grand ohne zwei ausreizt bis zum letzten und dann den ältesten Jungen aufnimmt und sich damit schamlos überreizt hat.

Dabei ist nicht einmal mehr Zeit, die Scharte sofort auszuwetzen. Die Wache am Bahndamm muß abgelöst werden. Das kann nicht warten, und die Revanche muß verschoben werden. Mißmutig greift der Student Ziegler nach seiner Büchse und nach dem Stahlhelm. Was er da in der Hand hat, ist natürlich ein ganz gewöhnliches Infanteriegewehr Modell 98, aber man ist ja schließlich nicht umsonst Gardejäger gewesen. Und ein richtiger Gardejäger beißt sich eher die Zunge ab, als daß er sein Gewehr anders als mit dem Jägerausdruck Büchse bezeichnet.

Mechanisch faßt der Student Ziegler nach den Patronentaschen und nach den beiden Handgranaten, die seitlich davon am Koppel hängen, und stolpert hinaus auf den Flugplatz. Er denkt noch immer mit Erbitterung an den überreizten Grand ohne zwei.

Nach ein paar Minuten hat er den Bahndamm erreicht. Suchend blickt er sich nach dem Posten um, den er ablösen soll. Wo ist denn der Mann? Um eine bessere Übersicht zu haben, klettert Ziegler den Bahndamm in die Höhe. Er steht auf den Schienen. Das ist in diesen Tagen gänzlich ungefährlich, denn die Stadtbahn geht ja doch nicht. Hoch aufgerichtet steht er da und sucht nach dem Posten.

Plötzlich liegt er auf dem Bauch. Den Bruchteil einer Sekunde ist er selber erstaunt, wie schnell ein alter Feldsoldat darauf reagiert, wenn mit dem Knall eines Gewehrabschusses gleichzeitig oder sogar scheinbar um eine Winzigkeit früher das dünne Pfeifen des Geschosses das Ohr erreicht.

Verdammt, das war ein gezielter Schuß. Nicht ganz gut

gezielt, aber immerhin zu beachten. Was soll diese Albernheit? Der Student Ziegler hat seinen Skat und den gesamten Ärger vergessen. Sie sind in einem Augenblick verschluckt von der gespannten Aufmerksamkeit, mit der er jetzt vorsichtig sichernd den Kopf erhebt, um festzustellen, woher die Kugel gekommen ist.

Aber das scheint eine ganz gut organisierte Sache zu sein. Kaum hat er den Kopf ein wenig gehoben, da pfeifen bereits die Kugeln um ihn herum.

Langsam schiebt er sich zurück bis an den Rand des Bahndamms. Wenn er jetzt hier nicht allein läge, wäre die Angelegenheit gar nicht so schlimm. Im Schutze des Bahndamms könnte dann einer zurücklaufen und die Kompanie alarmieren. Solange man den Bahndamm mit fünfzig oder sechzig Gewehren und ein paar leichten Maschinengewehren besetzt hält, kann eigentlich nicht viel passieren, wenn auch das Schußfeld vor dem Bahndamm nicht grade sehr gut ist. Schon vierzig oder fünfzig Meter weiter ist das Gelände ziemlich unübersichtlich. Da stehen Lauben und Büsche, und es ist gar nicht zu übersehen, ob nicht vielleicht die Roten schon in diesen Lauben da vorne sitzen.

Aber nun liegt er hier alleine und muß versuchen, die Kompanie zu alarmieren, ehe womöglich die Roten ihrerseits bis an den Bahndamm heran sind und dann der Flugplatzbesatzung gegenüber eine sehr günstige Position einnehmen.

Zu langen Überlegungen scheint hier keine Zeit zu sein. Ganz langsam und vorsichtig schieben sich da vorne aus einer Laube ein paar Gestalten heraus. Wahrscheinlich sind das die, die eben geschossen haben.

Die Entfernung vom Bahndamm bis zu den Baracken beträgt immerhin einige hundert Meter. Wenn Ziegler jetzt zurückläuft, um zu alarmieren, dann haben die Gegner inzwischen den Bahndamm besetzt. Wahrscheinlich aber kommt er nicht einmal bis zu den Baracken zurück, sondern wird vorher abgeschossen. Das hat also keinen Zweck.

Der Student der Philosophie Ziegler macht langsam und jetzt ganz ruhig die Handgranaten frei. Man muß die Leute auf

etwa dreißig bis fünfunddreißig Meter herankommen lassen und dann die Handgranaten werfen. Erstens wirkt das wahrscheinlich etwas abschreckend, und zweitens macht die Detonation einen solchen Krach, daß die Leute in der Baracke aufmerksam werden.

Die Roten schieben sich immer näher an den Bahndamm heran. Der Student Ziegler beobachtet sie ganz genau, aber er sieht auch, daß gleichzeitig ein paar hundert Meter weiter zwei



andere Patrouillen gegen den Bahndamm vorgehen. Das scheint ein regelrechter, durchgearbeiteter Angriff auf den Flugplatz zu werden.

Vorsichtig scharrt sich Ziegler mit den Stiefeln eine Art von Widerstand unter den Füßen zusammen. In dem Augenblick, in dem er die erste Handgranate wirft, muß er sich etwas aufrichten, um den Schwung herauszubekommen. Gott sei Dank hat man ja darin Übung. Wenn man das mangelnde Training in Rechnung stellt, kann man damit rechnen, immer noch etwa dreißig bis fünfunddreißig Meter mit einer Handgranate zu langen.

Jetzt ist es so weit. Ruck, die Zündung heraus. Mechanisch bewegen sich die Lippen: einundzwanzig, zweiundzwanzig ...

Da fliegt die Granate. Verdammt, zwei Meter oder auch drei zu kurz. Die Detonation brüllt auf. Die Roten liegen platt auf dem Bauch. Ziegler kann nicht erkennen, ob irgend jemand getroffen ist. Denn in dem Augenblick, in dem er grade die zweite Handgranate herausreißen will, fegt eine Maschinengewehrgarbe über den Bahndamm. Ziegler preßt den Kopf dicht an den Boden und sieht nicht mehr nach vorne. Erst zwei oder drei Sekunden später wirft er die zweite Granate. Im Werfen sieht er, daß jetzt das ganze Gelände vor dem Bahndamm plötzlich in Bewegung gekommen ist. Er kann nicht genau schätzen, wie stark die Roten sein werden. Jedenfalls aber sind sie wesentlich stärker als die gesamte Flugplatzbesatzung.

Vorsichtig läßt er sich den Bahndamm herunterkullern und wirft einen kurzen Blick nach hinten zu der Baracke. Gott sei Dank! Die beiden Handgranaten und die Maschinengewehrsalve haben als Alarm gewirkt. Schon springen die ersten Trupps der Zeitfreiwilligen in großen Sätzen über den Platz auf den Bahndamm zu.

Das gibt jetzt ein Rennen um Tod und Leben, denkt Ziegler. Aber die Roten sind näher daran. Die Vorgabe ist zu groß. Sie werden das Rennen machen müssen.

Als die Freiwilligen etwa die Hälfte der Entfernung zwischen Baracken und Bahndamm hinter sich haben, knallen ihnen schon die ersten Schüsse um die Ohren. Sie laufen weiter. Aber ein paar Sekunden später fegt das Feuer von mehreren Maschinengewehren über den Platz.

Die Roten haben den Bahndamm erreicht und besetzt.

Mitten zwischen den beiden Linien liegt der Student Ziegler im hohen Gras des Flugplatzes und kriecht langsam seinen Kameraden entgegen. Die liegen nun auch und feuern langsam und wohlgezielt auf den Bahndamm. Noch einmal wird ein Sprung nach vorwärts gemacht. Aber der kostet schon Tote und Verwundete. Dann liegen die Freiwilligen fest und kommen nicht meht weiter. Die Roten feuern wie rasend, und die Verluste der Zeitfreiwilligen werden immer größer. Wenn

nicht bald irgendwoher Verstärkung kommt, müssen sie zurück. Der Student Ziegler hört und sieht schon lange nichts mehr. Es ist ihm noch gelungen, die Linie seiner Kameraden zu erreichen. Er hat mit ihnen noch gefeuert, er hat auch noch dem Kompanieführer eine kurze Meldung machen können. Aber dann erreichte ihn eine Kugel. Mit zerschmettertem Becken liegt er in einer großen Blutlache ohnmächtig auf dem Platz.

Immer dünner wird das Feuer der Freiwilligen. Schon sieht man die Roten auf dem Bahndamm sich ziemlich ungeniert bewegen. Ein dicker Kerl mit einem Schlapphut auf dem Kopf und einem unrasierten Faunsgesicht springt von Gruppe zu Gruppe. Vergeblich versucht ein Leutnant, ihn abzuschießen. Grade in dem Augenblick, in dem er ihn endlich sicher über Korn und Kimme zu haben glaubt, fällt ihm der Kopf schwer nach vorn: Eine Kugel hat den Stahlhelm durchschlagen. Der Schuß bleibt im Lauf.

Wenige Minuten darauf setzen die Roten zum Sturm an. Noch einmal flackert das Feuer der Freiwilligen auf. Wer noch irgendwie ein Gewehr halten kann, verschießt die letzten Patronen. Aber dann ist es aus. Die Roten sind heran.

Ein kurzes, erbittertes Handgemenge bildet den Abschluß. Die Freiwilligen wehren sich verzweifelt. Aber die Übermacht ist zu groß. Nur ganz wenigen gelingt es, zu entkommen.

In blinder Wut wird alles niedergeschlagen. Selbst die Verwundeten finden keine Schonung. Wer sich noch rührt, dem wird mit dem Kolben der Garaus gemacht.

Unter einem Haufen von Leichen liegt in einem Schuppen der Student der Philosophie Ernst Ziegler. Man hat ihn wohl für tot gehalten und sich nicht mehr besondere Mühe damit gegeben, ihm den Schädel einzuschlagen. Die Roten sind Sieger. Die Zeitfreiwilligenkompanie von Adlershof ist beinahe restlos aufgerieben. Viele Verwundete gibt es nicht. Die Zahl der Toten beträgt weit über dreißig.

Die wenigen Überlebenden haben von den Geschehnissen sofort Meldung gemacht.

Mit unendlich müden Schritten kommt am Abend dieses Tages ein alter Mann auf das Hauptgebäude des Flugplatzes zu. Er sucht seinen Sohn. Er war bei den Zeitfreiwilligen von Adlershof. Der alte Mann hat von dem Gefecht gehört. Er kann sich nicht denken, daß die Roten ihm etwas tun werden, und wenn sie es wollten, es wäre ihm unendlich gleichgültig. Alles ist gleichgültig gegenüber der furchtbaren Ungewißheit, ob das einzige Kind tot ist oder ob es den Roten vielleicht lebend in die Hände fiel.

Ein paar bewaffnete Kerls am Eingang halten den alten Mann auf. Er fragt, wohin die verwundeten Zeitfreiwilligen gekommen seien.

Der Posten lacht: „Verwundete gibt's bei uns nicht. Wenn Sie jemanden suchen, dann können Sie ihn vielleicht da drüben finden."

Er zeigt über die Schulter nach einem Schuppen. Der alte Mann nickt verloren mit dem Kopf und geht langsam auf den Schuppen zu. Seine Füße sind so schwer, daß er meint, die hundert Meter niemals schaffen zu können. Ein alter Flugplatzarbeiter sieht die gebeugte Gestalt. So etwas wie Mitleid packt ihn, und er schließt sich dem alten Mann an.

„Herr, da drin liegen nur Tote. Vielleicht ist Ihr Sohn doch irgendwo anders."

Der alte Herr hört die Stimme. Er fühlt den Versuch eines ärmlichen Trostes. Er will sprechen und danken. Aber es geht nicht. Die Stimme ist zu rauh. Er schüttelt nur den Kopf und geht weiter.

Der alte Arbeiter weiß, wie es in dem Schuppen drinnen aussieht. Ein wirrer Haufen von Leichen, blutbeschmiert, viele gar nicht mehr erkenntlich. Er sieht den alten Herrn, und er weiß, daß der diesen Anblick nicht mehr ertragen wird.

„Sie dürfen da überhaupt nicht rein, Herr. Das ist verboten. Machen Se keine Sachen, und gehen Se wieder nach Hause."

Jetzt stehen die beiden an der schweren Tür des Schuppens. Vorsichtig faßt der alte Arbeiter nach dem Türgriff und drückt

ihn herunter. Er ist irgendwie erleichtert, als er den Widerstand merkt. Die Tür ist verschlossen.

Einen langen, unendlich zerbrochenen Blick wirft der alte Herr auf die schwere Tür. Dann dreht er sich langsam um und verschwindet mit schweren Schritten wieder in der Dunkelheit.

Die Roten werden ihres Sieges nicht lange froh. Auf die Nachricht von dem blutigen Gefecht in Adlershof werden sofort ein paar zuverlässige Reichswehrformationen gegen den Flugplatz eingesetzt. Aber es kommt gar nicht mehr zu einem ernsthaften Kampf. Als die Roten merken, daß ihnen überlegene Kräfte gegenüberstehen, werfen sie die Waffen hin und reißen aus.

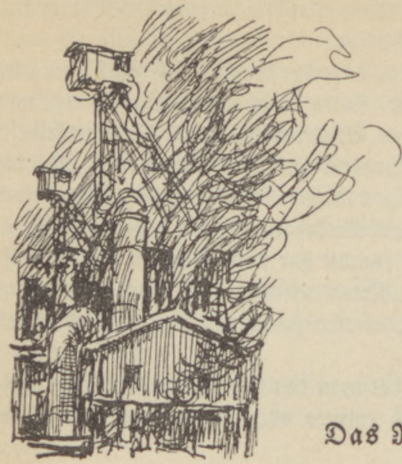
Unter den Toten findet man den Studenten der Philosophie Ernst Ziegler, der noch immer ohnmächtig von dem Blutverlust ist.

*

Noch mehrere Tage später kommt es in Hennigsdorf zu einem schweren Gefecht zwischen kommunistischen Arbeitern und Regierungstruppen. Zäh verteidigen sich die Rotgardisten, so daß Artillerie und Panzerkraftwagen eingesetzt werden müssen. Erst nach stundenlangem Straßenkampf gelingt es den Regierungstruppen, Hennigsdorf zu säubern. In den Häusern des Ortes werden nicht weniger als dreißig Maschinengewehre der kommunistischen Truppen gefunden.

Kleinere Zusammenstöße dauern auch in den nächsten Tagen noch an, und erst am 25. März herrscht wieder völlige Ruhe in Berlin.

In der Reichshauptstadt ist der Ansturm der Kommunisten abgeschlagen. Im Ruhrgebiet dauert es noch lange, ehe die kommunistische Gefahr völlig gebannt ist.



Das Revier brennt

Schon lange grollt unterirdisch dumpfer Donner im ganzen Ruhrgebiet. Nur äußerlich ist es nach der Niederwerfung der ersten schweren Aufstände im Frühjahr 1919 ruhig geworden. Die radikalen Elemente haben den Kampf keineswegs aufgegeben. Sie warten nur auf den günstigen Moment zum Losschlagen.

Immer wieder hat der verantwortliche militärische Kommandant, Generalleutnant von Watter, von Münster aus darauf gedrängt, daß gegenüber den Unruhestiftern scharf durchgegriffen werden müsse. Die Regierung kann sich nicht entschließen. Sie glaubt, mit vorsichtigem Verhandeln allmählich die Arbeiter beruhigen zu können. Sie sieht nicht, daß eine brutale und zielbewußte Agitation die weiche Hand der zivilen Regierungsstellen nur dazu benutzt, um ungehindert die Vorbereitungen für neuen Aufruhr treffen zu können.

Die Truppenmengen, die Generalleutnant von Watter zur Verfügung hat, sind zahlenmäßig sehr gering. Immer wieder ist es notwendig, in den einzelnen Industrieorten den Belagerungszustand zu verhängen und vorübergehend einzelne Truppen-

abteilungen zu entsenden. Die Formationen werden auf diese Weise aus einem Ort in den andern gehetzt. Sie können sich gar nicht mit den örtlichen Verhältnissen vertraut machen. Es gibt ständig Reibereien und Schwierigkeiten. Das Verhältnis zwischen Bevölkerung und bewaffneter Macht wird dadurch nicht besser, sondern schlechter.

Die großen Industriezentren wünschen keine Komplikationen. Angeblich werden sie unter allen Umständen in der Lage sein, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Sie haben ihre Polizei. Sie haben ihre Einwohnerwehren. Und sie glauben, damit gesichert zu sein.

Das ist ein selbstmörderischer Irrtum. Mag auch die Polizei zum größten Teile wirklich zuverlässig sein, die Einwohnerwehren und Fabrikwehren sind es häufig genug nicht. Sie sind, wie sich späterhin grausig erweisen wird, nur die wandernden Waffendepots für die kommunistischen Arbeiterbataillone.

Aber auch sonst sind in den großen Städten und vielfach sogar in den Industriedörfern noch genug Waffen in den Händen der radikalen Arbeiter. Die krampfhaften Bemühungen des preußischen Staatskommissars Severing, der während des ganzen Jahres 1919 seine Hauptaufgabe darin erblickt hat, eine Berührung zwischen der Arbeiterschaft und den Truppen zu vermeiden, haben es verhindert, daß wirklich durchgreifende Entwaffnungsaktionen eingeleitet werden konnten.

So befinden sich denn in den ersten Monaten des Jahres 1920 überall im Industriegebiet Gewehre und Maschinengewehre in großen Mengen in den Händen der radikalen Arbeiter. Andere Kampfmittel, wie Handgranaten, sind für die an den Umgang mit Sprengstoffen gewohnten Bergarbeiter leicht zu beschaffen. Das einzige, was wirklich fehlt, ist Artillerie in größeren Mengen. Aber sonst ist alles, ja teilweise sogar die Organisation für einen bewaffneten Aufstand gegen die Regierungsgewalt, vorhanden.

Das lang erwartete Signal zum Losschlagen ist am 14. März der Generalstreikaufruf der aus Berlin geflüchteten sozial-

demokratischen Regierung. Die radikalen Unabhängigen und die Kommunisten jubeln. Jetzt ist ihre Stunde da. Diese Stunde, auf die sie so lange gewartet haben. Die mehrheitssozialdemokratischen Gewerkschaften stehen mit den Radikalen in der gleichen Streikfront. Die Welle ist im Anlaufen. Man wird nur dafür zu sorgen haben, daß sie nicht so schnell wieder abflaut.

Schon am ersten Tage des Generalstreiks wird das Ziel ganz klar ausgesprochen. In einem Flugblatt, das im ganzen Revier verbreitet wird, heißt es über die endgültigen Absichten:

„Erringung der politischen Macht durch die Diktatur des Proletariates bis zum Siege des Sozialismus auf der Grundlage des Rätesystems. Um dieses Ziel zu erreichen, rufen die unterzeichneten sozialistischen Parteien alle Arbeiter, Beamten und Angestellten auf, am Montag, den 15. März geschlossen in den Generalstreik zu treten. Die Eisenbahner werden aufgefordert, jede Beförderung von Truppen und Munition strikte abzulehnen."

Überall in den Industrieorten schießen revolutionäre Aktionskomitees wie Pilze aus der Erde. Ganz offen wird erklärt, daß der Kampf keineswegs nur gegen die Kapp-Regierung gehe, sondern daß unter allen Umständen diesmal auch mit der Regierung Ebert-Noske Schluß gemacht werden müsse.

Den Funktionären der Gewerkschaften und der Mehrheitssozialdemokratie beginnt zu grauen. Aber der Stein ist im Rollen, der Stein, den ihre eigene Regierung dem Abgrund zugestoßen hat.

Als am 16. März ein Widerruf der Generalstreikparole durch die Regierungsstellen erfolgt, ist es längst zu spät. Überall, auf den Zechen, in den Werken, in den Betrieben werden die Anschläge hohnlachend heruntergerissen. Kein Mensch denkt mehr daran, die Arbeit wieder aufzunehmen. Aus den verschiedensten Orten kommen Meldungen von blutigen Zusammenstößen zwischen bewaffneten Arbeitertruppen und der Polizei. In den großen Städten werden die Sicherheitswehren entwaffnet, wenn sie sich nicht schon vorher den roten Bataillonen angeschlossen haben.

Überall im Revier schlagen die Flammen des roten Aufruhrs hoch auf. Jetzt rächt sich die Zurückhaltung, die Weichheit des vergangenen Jahres. Aber es ist zu spät. Die Lawine ist nicht mehr aufzuhalten. Das Ruhrgebiet brennt.

*

Der Vizewachtmeister Heukamp steht auf der Verladerampe des kleinen westfälischen Örtchens, in dem die Batterie Hasenclever die letzten vierzehn Tage gelegen hat. Der Vizewachtmeister ist einigen Kummer gewöhnt. Wenn man vier Jahre Krieg als aktiver Feldartillerist hinter sich hat, dann hat man einige Erfahrung mit dem Verladen der Geschütze, auch wenn keine Kopframpen vorhanden sind. Man weiß, daß es unter Umständen auch einmal gänzlich ohne Rampen gehen muß. Das kostet dann ein paar Bäume und Balken vom nächsten Bauernhof. Die Besitzer sind nicht erfreut. Aber schließlich kann man mit dem Verladen einer Batterie nicht warten, bis eines Tages irgendeine hohe Behörde an irgendeiner gottvergessenen Stelle eine vorschriftsmäßige Verladerampe bauen läßt.

Die Mannschaften und Pferde der Batterie wissen allmählich schon, wie man sich auf einem Transport benimmt. Früher kam es gelegentlich einmal vor, daß irgendein Gaul nicht in den Wagen wollte. Dann wurde ein bißchen geflucht, ein bißchen nachgeholfen, und dann ging es. Heute ist das schon ganz anders. Die Gäule wissen sozusagen, ob sie beim Betreten des Waggons rechtsrum oder linksrum zu machen haben. In den letzten fünfzehn Monaten haben sie Gelegenheit gehabt, das zu lernen, wenn sie es bisher noch nicht gekonnt haben sollten.

Die Batterie Hasenclever ist reichlich herumgehetzt worden. Alle paar Tage irgendwoanders. Die Geschütze rauf auf die Loren, festgezurrt, Klötze vor und hinter die Räder, und dann geht die Fahrt irgendwohin. Die Orte kann man weder zählen, noch kann man ihre Namen behalten. Es wird ausgeladen, Quartier bezogen, Wachtdienst gemacht, die Geschütze werden in Ordnung gehalten. Geschossen braucht fast niemals zu werden.

Es wird sozusagen Militärgewerbe im Umherziehen betrieben. Heute steht wieder einmal die Batterie auf der Verladerampe. Der Auftrag lautet: „In Wetter ausladen. Deckung der Bahnlinie Dortmund—Hagen gegen befürchtete Angriffe roter Arbeiterbataillone." Dieser Auftrag sieht nicht viel anders aus als viele andere Aufträge im letzten Jahr. Meist war es mit den Arbeiterbataillonen nicht gar so aufregend. Wenn die Batterie im befohlenen Orte ankam, dann war nur sehr selten noch irgend etwas Bedrohliches los.

Der Vizewachtmeister Heukamp ist nicht mehr in der Lage, sich über derartige Befehle zu erregen. Er ist aus dem großen Kriege andere Dinge gewöhnt. Er hat an der Somme gestanden und am Chemin-des-Dames. Seine Geschütze sind im flandrischen Lehm steckengeblieben und wurden wieder herausgeholt. Es gibt wenig Dinge, von denen der Vizewachtmeister Heukamp sich vorstellen könnte, daß sie ihn wirklich noch aufregen können.

Mit das Böseste war vielleicht Ende Achtzehn der Einzug in die alte Friedensgarnison. Das hatten sich die alten Soldaten etwas anders vorgestellt. Man lädt zum letztenmal die Geschütze ab. Die Batterie formiert sich, und man rückt durch die Stadt in die Kaserne. Und als man da hinkommt, stehen Rudel von uniformierten Lümmels, die nie eine anständige Granate haben krachen hören, und verlangen von den Kanonieren, daß sie ihre Kokarden von der Mütze tun, daß sie ihre Karabiner abgeben, daß sie ihnen ihre Geschütze, mit denen sie doch immerhin allerhand erlebt haben, so einfach überlassen sollen.

An diesen Moment denkt der Vizewachtmeister Heukamp nur ungern zurück, und wenn er daran denkt, dann packt ihn eine ganz anständige Wut.

Es war damals wirklich eine Erleichterung für ihn, als er sah, daß der Batteriechef dunkelrot anlief und ganz kurz und schneidend das Kommando zum Laden und Sichern der Karabiner gab. Und dann wurde Kehrt marsch befohlen. Die Batterie schwenkte stramm ein, und ein paar Minuten später lag die alte Kaserne wieder hinter ihnen. Die grünen Lümmels machten

dumme Gesichter, aber sie wagten nicht, die alten Feldsoldaten aufzuhalten.

So fing das selbständige Leben der Batterie Hasenclever nach dem Abschluß des großen Krieges an.

Heute also heißt das Ziel Wetter. Es wird auch nicht anders aussehen als andere Transportziele der letzten Monate.

Auf der Rampe erscheint der Batteriechef Hauptmann Hasenclever. Der Vizewachtmeister Heukamp meldet, daß die Batterie fertig verladen ist. Der Hauptmann dankt. Programmäßig ist man selbstverständlich eine Stunde vor der befohlenen Zeit fertig geworden, und der Vizewachtmeister Heukamp geht in das Abteil dritter Klasse zu den anderen Unteroffizieren, um möglichst wenig Zeit für den gewohnten Riesenreisedauerskat zu verlieren.

Irgendwann einmal wird der Zug anrucken und langsam in der vorgeschriebenen Transportgeschwindigkeit von fünfundvierzig Stundenkilometern durch die Gegend rollen.

Im roten Hauptquartier in Hagen kommandiert der Abschnittsführer Josef Ernst. Er schreit und schimpft. Er telefoniert und schickt Ordonnanzen. Ganz wie ein alter Generalstäbler, nur mit bedeutend mehr Kräfteverbrauch und Lärm. Er schnauzt, trotzdem er zu den Angeschnauzten „Genosse" sagt, und pflichtschuldigst stecken die Angepfiffenen ihre Zigarre ein, obwohl sie selber zu dem Abschnittskommandanten ebenfalls „Genosse" und „du" sagen. Aber das ist schließlich nur eine Äußerlichkeit. Die Hauptsache bleibt die tiefgründige und beinahe philosophische Erkenntnis, daß eine einigermaßen funktionierende militärische Organisation sich nicht ohne ein gewisses Maß von mehr oder weniger freundschaftlicher Grobheit auf die Beine stellen läßt.

Der Abschnittskommandant Ernst hat wirklich viel zu tun in diesen Tagen. Von allen Seiten kommen die Trupps der Arbeiter. Sie sollen bewaffnet, ausgerüstet, untergebracht, verpflegt werden. Und außerdem soll aus diesen einzelnen Haufen eine einigermaßen bewegliche und schlagkräftige Truppe gemacht werden.

Die Genossen, die sich hilfreich bei der Durchführung dieser Aufgabe mitbetätigen, verstehen nur zum geringen Teil etwas von den Dingen, um die es sich hier handelt. Es gibt unter ihnen tüchtige und kriegserfahrene Leute. Die reden nicht viel, aber dafür sind sie noch gröber als Herr Ernst selbst, und die schaffen auch etwas. Schlimm sind die andern, die bei jeder unpassenden Gelegenheit große politische Auseinandersetzungen anfangen, anstatt das zu tun, was im Augenblick notwendig ist.

Viel Zeit ist nicht zu verlieren, wenn das ganze Unternehmen des kommunistischen Aufstandes im Ruhrgebiet ein Erfolg werden soll. Eines Tages muß der Zeitpunkt eintreten, wo es selbst Herrn Severing zu dumm wird, zu verhandeln, und dann werden die Gewehre und die Geschütze entscheiden, und der wird oben bleiben, der am besten damit umzugehen versteht.

Das weiß der Abschnittskommandant Josef Ernst, und aus diesem Grunde kennt er keine Schonung und gönnt sich und seinen Mitarbeitern nur die allernotwendigste Ruhe.

Bisher sind die Dinge ganz erstaunlich glatt gegangen. Schlagkräftige Reichswehrtruppen waren im ganzen Revier überhaupt nicht vorhanden. Gelegentlich hat die grüne Polizei Widerstand geleistet. Aber nennenswerte Kämpfe hat es bisher nicht gegeben.

Das Telefon auf dem Tisch des Abschnittskommandanten Ernst schrillt. Er nimmt den Hörer und stößt sofort einen Fluch aus. Da, jetzt geht's los! Reichswehrtruppentransport nach Wetter ist unterwegs. Wenn die Noskiten jetzt anfangen energisch zu werden, dann wird die Sache faul. Man muß ihnen gleich am Anfang zeigen, daß die bewaffnete Arbeiterschaft diesmal gesonnen ist, ihr Ziel zu erreichen.

Im Augenblick weiß allerdings der Abschnittskommandant Ernst noch keineswegs ganz genau, wie er das machen soll. In aller Eile wird eine Beratung der militärisch einigermaßen sachverständigen Genossen zusammengetrommelt.

Die verschiedenartigsten, teilweise recht konfusen Vorschläge schwirren durch die Luft. Ein breitschultriger, älterer Mann, der

die zerschlissene Uniform eines Offizierstellvertreters trägt, hört sich das eine Weile lang ruhig mit an. Dann haut er mit der Faust auf den Tisch.

„Mit dem Maul werdet ihr die Noskiten aus Wetter nicht hinausbekommen, wenn sie erst einmal drin sind, Genossen. Packt zusammen, was ihr an bewaffneten Arbeitern hier greifbar habt, requiriert alle Autos, die ihr bekommen könnt, und dann hin nach Wetter. Wir müssen da sein, ehe die Noskiten aus dem Zuge sind. Nach den Meldungen handelt es sich um Artillerie. Ehe man die Geschütze und Fahrzeuge abgeladen hat, vergeht ein gutes Stück Zeit. Wenn man während dieser Zeit einen Angriff machen kann, hat man alle Aussicht, nicht nur die Leute abzuschießen, sondern obendrein noch ein paar Geschütze zu erben, die wir hier im Abschnitt ausgezeichnet gut gebrauchen können."

Der Vorschlag zündet. Zwanzig oder dreißig bewaffnete Kommunisten werden sofort losgeschickt, um alle verfügbaren roten Truppen in Hagen zu alarmieren. Eine sofort greifbare Abteilung bekommt den Auftrag, jedes Auto, das ihr in den Weg kommt, zu beschlagnahmen und an schnell festgelegte Sammelpunkte zu bringen.

Die Ausführung dieser Befehle klappt. In noch nicht zwei Stunden rollen etwa zweitausend bewaffnete Arbeiter in den requirierten Autos in Richtung Wetter ab. Der Abschnittskommandant Ernst reibt sich die Hände. Die Noskiten werden über den Empfang staunen, den sie in Wetter bei ihrer Ankunft zu gewärtigen haben.

Der Vizewachtmeister Heukamp ist gerade vierter Mann und sieht bedächtig aus dem Fenster, als der Transportzug der Batterie Hasenclever langsam an die Ausladerampe des Bahnhofs von Wetter heranrollt.

Scheinbar still und verlassen liegt der Bahnhof. Auch in den Gebäuden zu beiden Seiten der Gleise scheint nicht viel Leben zu herrschen.

Ein kurzes Rucken geht durch die Reihe der Waggons. Der

Zug hält. Fast automatisch klettert der Vizewachtmeister Heukamp als erster hinaus. Er weiß schon, der Hauptmann schickt ihn doch zum Bahnhofsvorsteher, um die nötigen Formalitäten zu erledigen. Da kann er auch besser gleich selber gehen. Je weniger Zeit man verliert, desto eher ist man mit dem Ausladen fertig, und desto eher kommt man in die Quartiere.

Ein ziemlich troddeliger Bahnhofsvorsteher scheint hier zu regieren. Dem Mann muß doch der Transport und die Zeit des Eintreffens gemeldet sein. Da könnte er sich doch von selber herbemühen, denkt der Vizewachtmeister Heukamp.

Aus den Pferdewaggons, von den Geschützloren springen die Kanoniere und Fahrer heraus auf die Rampe. Sie stecken sich ihre Pfeifen an. Sie recken und dehnen die steifgewordenen Knochen.

Der größte Teil der hundertundsiebzehn Mann der Batterie steht auf der Rampe. Jetzt wird gleich das Kommando zum Ausladen kommen.

Da bricht die Hölle los. Plötzlich, ganz unerwartet, wird aus allen umliegenden Häusern ein wahnsinniges Feuer auf die völlig überraschten und wehrlosen Mannschaften eröffnet. Die Wirkung ist furchtbar. In wenigen Sekunden liegen über die Hälfte der hundertundsiebzehn Mann tot und verwundet in ihrem Blut. Unter ihnen der Batteriechef Hauptmann Hasenclever.

Ein Teil der Mannschaften, die ihre Karabiner oder Fahrerpistolen bei sich haben, geben ein paar Salven gänzlich ungezielten Feuers in die Luft ab. Dann versuchen sie ganz instinktiv, die notdürftige Deckung des Stationsgebäudes zu erreichen, das der Vizewachtmeister Heukamp inzwischen bereits betreten hat.

Im Bahnhofsgebäude finden sich unmittelbar nach diesem ersten Überfall nur vierzig bis fünfzig völlig verstörte Kanoniere und Fahrer zusammen.

Das Feuer draußen läßt nach. Vorsichtig sichernd versucht der Vizewachtmeister festzustellen, wie die Lage jetzt aussieht.



Er erkennt sofort, daß die Batterie in eine großangelegte Falle hineingeraten ist. Alle Straßenzüge rund um den Bahnhof scheinen stark besetzt zu sein. Mit dem Glas kann man gut erkennen, daß auch auf den benachbarten Höhenzügen noch starke Massen von Roten stehen müssen, die sich jetzt anscheinend zum Sturm auf den Bahnhof formieren.

Der Vizewachtmeister überlegt fieberhaft. Er hat hier etwa vierzig bis fünfzig Mann, von denen noch nicht einmal die Hälfte bewaffnet ist, weil die Karabiner noch in den Waggons draußen liegen. An die Geschütze ist selbstverständlich überhaupt nicht heranzukommen. Hat es unter diesen Umständen irgendeinen Sinn, den Versuch des Widerstandes zu machen?

Die Vorstellung, sich zu ergeben, ist ihm widerwärtiger, als er das ausdrücken könnte. Aber hier geht es nicht allein um Gefühle. Er sieht ganz deutlich, daß an ein Herauskommen aus dieser Falle überhaupt nicht zu denken ist. Wehren sich die eingeschlossenen Kanoniere mit den paar Karabinern und Revolvern, die sie zur Hand haben, so bedeutet das mit Sicherheit den Tod sämtlicher Leute. Das ist unsinnig und nicht zu verantworten.

Also wird man sich ergeben müssen.

Dem Vizewachtmeister Heukamp laufen ein paar dicke

Tränen der Wut über die Backen, als er irgendeinen weißen Fetzen an einen Karabiner bindet und aus einem möglichst weit zu sehenden Fenster des Bahnhofsgebäudes herausstreckt.

Kurze Zeit darauf ist der Bahnhof von einer tausendköpfigen Menge bewaffneter Kommunisten umdrängt. Vergeblich versucht der Wachtmeister festzustellen, wo in diesem Haufen irgendso etwas wie ein Führer zu erblicken ist. Er sieht nur eine wogende Menge von schreienden, schimpfenden und verzerrten Gesichtern, die wild auf das Gebäude losdrängen. Ein eisiger Schreck durchfährt ihn. In diesem Augenblick wird es ihm klar, daß ein Verhandeln, ein Sichergeben bei solchen Gegnern überhaupt nicht möglich ist. Aber es ist zu spät. Zu Hunderten quirlen und brodeln die Roten in das Gebäude herein, und der letzte Akt des Dramas von Wetter spielt sich in grauenhafter Schnelle ab.

Die Kanoniere werden von der wildgewordenen Masse gar nicht aus dem Gebäude herausgelassen. In den Räumen des Bahnhofs, in den Gängen werden sie, wehrlos wie sie sind, niedergeschossen oder mit dem Kolben erschlagen. Nur schwach flackert noch einmal der Widerstand auf, als die Kanoniere merken, welches ihr furchtbares Schicksal ist. Mit Fäusten und Zähnen wehren sie sich verzweifelt gegen die hundertfache Übermacht. Nach wenigen Minuten ist alles zu Ende. Die Wahnsinnigen stechen und schlagen noch auf die Leichen ein, bis sich langsam eine Art von Ernüchterung einstellt.

Der Vizewachtmeister Heukamp hat sich mit dem Revolver in der Faust bis zur letzten Sekunde verteidigt. Ein hünenhafter Bergarbeiter hat ihm schließlich von hinten eine Kugel durch den Kopf geschossen, und Kolben und Messer gaben den Rest.

In einer Blutlache am Boden liegt verbogen und zertreten das Eiserne Kreuz erster Klasse, das der Vizewachtmeister Heukamp sich als Beobachter am Chemin-des-Dames geholt hat.

*

Die Vernichtung der Batterie Hasenclever in Wetter wirkt im ganzen Revier wie ein anfeuerndes Signal. Schon am Tage

danach kommt es in Herdecke in der Nähe von Dortmund auf ein Haar zu einem gleichen Drama, als eine Kompanie des Freikorps Lichtschlag auf dem Marsche von mehreren Tausend bewaffneten Kommunisten abgeschnitten wird. Den verzweifelten Bemühungen des Bürgermeisters von Herdecke gelingt es, die Abschlachtung der Soldaten zu verhindern. Sie werden nur entwaffnet und gefangengenommen.

Der Hauptteil des Freikorps Lichtschlag ist grade in Dortmund angekommen, wo am Tage zuvor ein Teil der Sicherheitswehr entwaffnet worden ist. Die wildgemachte Arbeiterschaft der Stadt Dortmund erhält Zuzug aus dem Abschnitt von Hagen, wo nach der geglückten Niedermetzelung der Batterie Hasenclever eine wilde Siegesfreude herrscht. Von Osten her greifen rote Formationen, die in der Gegend von Unna und Kamen zusammengestellt worden sind, die Stadt Dortmund an. Nach regelrechter Feuervorbereitung durch Artillerie und Minen beginnen die Tausende von gut ausgerüsteten Kommunisten den Sturm. Viele Stunden lang wütet in den Straßen Dortmunds ein erbitterter Kampf. Die Leute des Freikorps Lichtschlag wissen, was ihnen bevorsteht, und wehren sich bis zur letzten Patrone und bis zur letzten Handgranate.

Aber es hilft ihnen nichts. Die Übermacht ist auch hier viel zu groß. In den Mittagsstunden wird das Rathaus genommen, nachdem bereits der größte Teil der Freiwilligen des Freikorps Lichtschlag tot oder verwundet ist.

Auch hier spielen sich wieder die grauenhaftesten Szenen ab. Verwundete werden erschlagen, Gefangene viehisch ermordet.

Am Nachmittag übernimmt der Kommunist Weinberg die Verwaltung der Stadt Dortmund. Aber beinahe das schlimmste ist der militärische Erfolg dieses Sieges bei Dortmund und der Vernichtung des Freikorps Lichtschlag. Allein 32 Minenwerfer, darunter sogar einige schwere Minenwerfer, ein Panzerzug mit Schnellfeuergeschützen, zwei Panzerautos und eine große Menge von anderem brauchbarem Kriegsmaterial sind den Roten in die Hände gefallen. Das ist eine mehr als willkommene Beute für

sie. Denn der Bestand an schweren Waffen ist in den ersten Tagen dieses Aufstandes auf der Seite der Kommunisten noch nicht sehr groß.

Leute hat man genug. Die aufgehetzten Arbeiter des Reviers kommen zu Tausenden und Abertausenden. Wenn sich unter ihnen auch natürlich viele befinden, die im militärischen Sinne unbrauchbar sind, und andere sich an dem ganzen Unternehmen nur deshalb beteiligen, weil es ihnen als eine günstige Gelegenheit erscheint, zu rauben und zu plündern, so bleiben doch immer noch mehr als genug gediente und kriegserfahrene Leute, die sehr wohl mit allen modernen Waffen umzugehen verstehen.

Man darf nicht vergessen, daß dieser Aufstand noch nicht anderthalb Jahre nach dem Waffenstillstand erfolgt. Die Arbeiter haben zu dieser Zeit noch genügend Kriegserfahrung in den Knochen. Unter jeder Gruppe, die sich meldet, sind Leute, die mit leichten und schweren Maschinengewehren umgehen können, und auch Artilleristen, Pioniere, Minenwerfer und sonstige besonders ausgebildete Leute stehen in Hülle und Fülle zur Verfügung.

So ist es leicht zu erklären, daß rein militärisch die Teile der roten Armee des Ruhrgebietes, die man als Kampffront bezeichnen kann, sehr schnell so weit organisiert sind, daß sie einigermaßen funktionieren.

Es ist nach der Niederwerfung des Ruhraufstandes von 1920 teilweise auch in amtlichen Berichten die Feststellung gemacht worden, daß die ganze Aktion auch nach der militärischen Seite hin von langer Hand unbedingt bis ins einzelne vorbereitet gewesen sein müsse. Zu diesem Punkt kann man zurückschauend heute etwa folgendes feststellen: Es hat vor dem Beginn des Aufstandes im Ruhrgebiet eine vorbereitende Kampforganisation, die K. O., bestanden. Ihre Leistungen für die Mobilmachungsvorarbeiten und die Durchführung der Mobilmachung sind aber tatsächlich recht geringfügig gewesen. In einem Geheimbericht der Kommunistischen Partei heißt es folgendermaßen:

„Dem Proletariat fehlte in diesem Kampfe jede Organisation.

Wir hörten zwar viel von der K. O., aber dieselbe hat auch die bescheidensten Anforderungen nicht erfüllt. Von keiner der Organisationen in den verschiedenen Städten kann man sagen: Wenn die Stunde gebietet, dann ist sie ein Instrument, um den Kampf des Proletariats zum entscheidenden Siege zu führen."

In einer anderen kommunistischen Denkschrift, in der in späteren Jahren die Ereignisse des Märzaufstandes von 1920 für die Vorbereitung zu neuen Bürgerkriegsaktionen verarbeitet worden sind, heißt es: „Es ist leichter, mit einer organisierten Truppe und bloßen Fäusten sich Waffen zu verschaffen, als in einen regellos bewaffneten Haufen Organisation zu bringen. Die organisatorischen Vorbedingungen waren gegeben durch die jahrelange politische und gewerkschaftliche Schulung, die fast alle beteiligten Genossen hatten. Ferner durch die hochentwickelte Solidarität und nicht zum mindesten durch die Kriegsschulung, die die meisten beteiligten Arbeiter durchgemacht hatten. Endlich taten die vielen Arbeiter-, Sport- und Gesangvereine das ihre, die Arbeiterschaft zu einer disziplinierten und organisationsfähigen Masse zu machen."

Trotz dieser Vorbedingungen ist aber der Aufbau der roten Armee des Jahres 1920 im Ruhrgebiet auf die größten Schwierigkeiten gestoßen. Wenn es überhaupt gelungen ist, insgesamt etwa fünfzig- bis sechzigtausend Ruhrarbeiter zeitweise einigermaßen zusammenzufassen und teilweise gut bewaffnet gegen die Staatsgewalt anrennen zu lassen, so ist das zunächst einmal nur dadurch zu erklären, daß das ganze Revier von zuverlässigen Regierungstruppen, die bereits die Versammlung im Beginn hätten zerschlagen können, frei war. Die Einwohnerwehren und teilweise auch die zu schwache Polizei waren selbst da, wo sie Widerstand leisteten, nur als unfreiwillige Waffenlieferanten für die rote Armee nützlich.

In den ersten Tagen des Ruhrkampfes haben den Kommunisten tatsächlich im wesentlichen nur diese Waffen zur Verfügung gestanden, wenn auch natürlich gewisse Quanten von

leichten Waffen und hier und da auch ein Maschinengewehr schon vorher in den Händen der Arbeiter gewesen sind.

Die größte Beute an Gewehren und Munition bildete bei den ersten lokalen Aktionen die Überrumpelung der Waffendepots der Einwohnerwehren. Etwa 350 Gewehre fielen den Kommunisten bereits am 14. März in Hagen in die Hand; in Haspe war die Beute noch größer, und in Bochum gelang es ihnen sogar, einen grade eingelaufenen Transport von 2000 Gewehren, die für die Einwohnerwehr bestimmt waren, in die Hände zu bekommen.

Abgesehen von dem Massenmord in Wetter, der schon als erste größere planmäßige Aktion anzusprechen ist, waren die Kampfereignisse der Tage vom 14. bis etwa zum 19. März, an dem der noch näher zu behandelnde Sturm auf Essen stattfand, ausgesprochen lokaler Natur und dienten dazu, den Kommunisten die im Revier vorhandenen Bestände an Waffen und Munition zugänglich zu machen.

Aus all diesen lokalen bewaffneten Gruppen bildete sich nun mit überraschender Schnelligkeit die sogenannte rote Armee. Nach Ablauf der ersten Tage begann in Hagen eine Art von zentraler militärischer Stelle erkennbar zu werden. Die erste Proklamation dieser unter der Leitung des Lehrers Stemmer stehenden Zentrale lautet folgendermaßen:

„Um unsere bisherigen Siege zu vervollkommnen und zu sichern, hat es sich als durchaus notwendig erwiesen, daß eine militärische Zentrale für das gesamte Industriegebiet geschaffen wird. Dieselbe ist provisorisch in Hagen errichtet. Alle Befehle sind nur von dieser Stelle zu empfangen. Kein Arbeiterbataillon darf ohne Befehl marschieren oder angreifen."

Neben der Hagener Zentrale wurde für den rheinischen Bezirk eine militärische Zentralstelle in Mülheim an der Ruhr geschaffen.

Für den Mangel einer wirklich bis in die Einzelheiten gehenden militärischen Vororganisation des Aufstandes ist es bezeichnend, daß erstens diese militärischen Zentralstellen sich erst

im Laufe der Aktionen sozusagen aus der Notwendigkeit heraus bildeten und daß im weiteren Verlaufe der Kämpfe die Einwirkung der militärischen Zentralstellen auf die einzelnen Kampfabschnitte und die Formationen immer wieder auf beträchtliche Schwierigkeiten gestoßen ist.

In einer Bekanntmachung der militärischen Leitungsstelle in Marl vom 28. März heißt es:

„1. Die örtlichen Gefechtsleitungen stehen unter dem Oberkommando Mülheim-Ruhr. Von dem Oberkommando Ruhr sind sämtliche Befehle durchzugeben und nur solche zu beachten. Die Abschnittskommandeure sind nicht berechtigt, in das örtliche Gefecht einzugreifen.

2. Transporte haben durch das Oberkommando Ruhr ihre Befehle entgegenzunehmen. Dem Oberkommando sind unverzüglich Stärke und Bestand von Mannschaften und Waffen mitzuteilen.

3. Mannschaften haben nur Anspruch auf Verpflegung, wenn sie den Befehlen des Oberkommandos unverzüglich Folge leisten."

Aus diesem Befehl ist zu erkennen, daß eine einheitliche Organisation der Befehlsübermittlung und der Unterstellung der einzelnen örtlichen Verbände unter die militärischen Zentralstellen auch vierzehn Tage nach dem Beginn des bewaffneten Aufstandes und nachdem tatsächlich eine Reihe von beachtlichen militärischen Erfolgen erzielt worden war, sich nicht durchgesetzt hatte.

In der bereits vorhin zitierten geheimen kommunistischen Denkschrift wird zu diesem Punkte darauf hingewiesen, daß es bis zum Ende der ganzen Aktion immer wieder Schwierigkeiten mit den örtlichen Unterführern gegeben habe, die sich der Befehlsgewalt der Abschnittsführer und militärischen Zentralstellen nicht fügen wollten.

Ein weiteres Moment für die Schwierigkeiten der organisatorischen Zusammenfassung der roten Ruhrarmee lag in dem verhältnismäßig hohen Prozentsatz von Leuten, die nur um des

Stehlens und Plünderns willen mitgegangen waren. Bezeichnend für den Grad dieser Schwierigkeiten sind Befehle der höheren Kommandostellen, in denen den Plünderern die Todesstrafe angedroht wird.

Im Gegensatz zu dem Vorgehen etwa des Majors Bischoff während des Rückzuges der letzten deutschen Baltikumtruppen sind jedoch diese Strafen in keinem Falle tatsächlich zur Anwendung gekommen, wie ebenfalls in der bereits mehrfach zitierten geheimen Denkschrift ganz klar zum Ausdruck kommt. Selbst wenn die Absicht bestanden hätte, im Interesse des Zusammenhaltens der roten Armee scharf durchzugreifen, wäre das wahrscheinlich nicht möglich gewesen. Eben weil der Prozentsatz von gar nicht kampfeswilligen Elementen in den Reihen der kommunistischen Formationen viel zu groß war.

Das einzige, wozu man sich in späteren Stadien der Aktion tatsächlich entschlossen hat, war die Entwaffnung von Deserteuren und Plünderern. Auch das dürfte allerdings weniger aus moralischen Gründen geschehen sein als aus dem einfachen Zwange der Verhältnisse heraus. Wenn man bedenkt, daß in den letzten zehn Tagen des März tatsächlich eine durchlaufende etwa achtzig Kilometer lange Front der roten Armee vorhanden war, so ist es klar, daß die Nachschubwege und der Abschnitt hinter der eigentlichen Kampffront, der für die Bereitstellung der Reserven, Anlage von Munitions- und Verpflegungsdepots usw. erforderlich war, einigermaßen von bewaffneten Marodeurbanden freigehalten werden mußte. Da auch bis zuletzt im Verhältnis zur Masse der immer wieder der roten Armee zuströmenden Menschen die Bestände an Waffen und Munition nicht allzu groß waren, war es für die Kampfleitung der Kommunisten einfach eine Notwendigkeit, die vorhandenen Waffen Leuten in die Hände zu geben, die tatsächlich gewillt waren, zu kämpfen.

So stellt sich denn das Bild der roten Armee des Jahres 1920 als ein einziger dauernder Kampf der politischen und militärischen Leitung mit den nicht zu bewältigenden Fragen der Organisation einer größeren militärischen Aktion dar.

In diesem Zusammenhange kann immer nur wiederholt werden, daß es zu einer immerhin so beträchtlichen armeeartigen Militärorganisation nie hätte kommen können, wenn dem General von Watter gleich zu Beginn genügend Truppen zur Verfügung gestanden hätten, um energisch vorstoßen zu können. Es wäre dann unter allen Umständen möglich gewesen, den ganzen behelfsmäßigen Organisationsaufbau der sogenannten roten Armee bereits in den Ansätzen zu zerschlagen. Eine Vereinigung der ersten örtlichen, bewaffneten Truppen zu größeren Formationen wäre wahrscheinlich gar nicht möglich geworden, und unendlich viel wertvolles deutsches Blut hätte bei energischem Zugreifen zur rechten Zeit gespart werden können.

Der ganze Ablauf des Ruhrkampfes von 1920 entspricht aber auch keineswegs den kommunistischen Theorien von der Führung und der Taktik des Bürgerkrieges. Das, was im März 1920 im Ruhrgebiet sich abspielte, war mehr der Versuch der Nachbildung militärisch-taktischer Formen eines regulären Krieges. Man ist sich über diesen grundsätzlichen Anlagefehler, der ja ebenfalls nicht für das Vorhandensein einer guten militärischen Vororganisation spricht, in kommunistischen Kreisen später auch durchaus klargeworden.

Es ist interessant, festzustellen, daß in der illegalen kommunistischen Bürgerkriegsliteratur der Ruhrkampf von 1920 stets nur die Rolle des negativen Beispiels ausfüllt. Den kommunistischen Bürgerkriegsstrategen sind andere Aktionen, wie etwa die von Max Hölz im Voigtlande oder die dreiundzwanziger Kämpfe in Hamburg, für den Aufbau der Theorie der Bürgerkriegstaktik stets nach der positiven Seite hin viel wichtiger gewesen. In der illegalen Zeitschrift „Bürgerkrieg", die im Jahre 1924 erschienen ist, wird außer der Betrachtung der natürlich stets als das Ideal angesehenen russischen Revolutionsvorgänge der Betrachtung der mitteldeutschen Bürgerkriegsaktionen viel mehr Raum eingeräumt als der der an sich viel bedeutungsvolleren Ruhrkämpfe des März 1920.

Man hatte eben aus der Erfahrung gelernt, daß eine tat-

sächlich funktionierende militärische Massenaktion sich nicht ohne weiteres aus einer politischen Massenaktion heraus improvisieren läßt. Der spätere Aufbau der vorbereitenden Bürgerkriegsaktionen der Kommunisten hat dieser Erkenntnis stets Rechnung getragen und ist infolgedessen andere Wege gegangen. Der Vergleich, den man gelegentlich mit der französischen Revolutionsarmee zu ziehen versucht hat, schlägt deshalb nicht durch, weil es sich bei den hier entscheidenden Problemen gar nicht darum handelt, daß eine nicht erstklassig ausgerüstete Armee, die von einer einheitlichen Willensbewegung getragen wird, sehr wohl Erfolgsaussichten gegen eine an sich besser ausgerüstete und organisierte Armee haben kann. Worum es im Falle des kommunistischen Bürgerkrieges geht, ist vielmehr das Problem, wie eine politisch straff organisierte, militärisch aber nicht vorbereitete aktionswillige Minderheit sich am besten und zweckmäßigsten gegen die bewaffnete Macht des Staates durchzusetzen vermag. Dabei mußten die Kommunisten, wenn sie sich selber nicht etwas vorlogen, sich immer darüber klar sein, daß ihre Aktionen allerhöchstens örtlich, also etwa in den Großstädten der Industriebezirke oder in gewissen Teilen Berlins, mit der Unterstützung eines namhaften Teiles der Bevölkerung rechnen konnten.

Diese Voraussetzungen, die sich aus dem Ablauf grade der Ruhrkämpfe von 1920 ziemlich zwangsläufig ergeben, haben denn auch zu der völligen Umstellung der kommunistischen Bürgerkriegsstrategie auf sabotageartige, gleichzeitige Kleinaktionen an vielen Stellen, verbunden mit der Vorbereitung einer planmäßigen Terrorisierung der bürgerlichen Bevölkerung, geführt.

*

Stoppenberg bei Essen: Reste der Einwohnerwehr und Polizei versuchen noch am 17. und 18. März sich zu verteidigen. In dem kleinen Industrieort knallt es an allen Ecken und Kanten. Ein fortwährender Straßenkampf tobt von Haus zu

Haus. Die Massen der radikalisierten Bergarbeiter, unterstützt von Abteilungen aus anderen Orten, gewinnen langsam die Oberhand.

Im Hause des Arztes Dr. Kondring liegt eine Anzahl von verwundeten Einwohnerwehrleuten. Der Arzt und seine Frau sind in den letzten beiden Tagen nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen. Immer näher an die Villa heran zieht sich der Kampf. Bei den Roten ist bekannt geworden, daß im Kondring-Haus Einwohnerwehr liege. Das stimmt zwar nicht, denn vorläufig sind nur die Verwundeten da, die von dem Arzt und seiner Frau behandelt werden.

Immer näher kommt das Schießen. Unmittelbar vor dem Hause krachen Handgranaten. Ein paar Haufen von Roten setzen schon zum Sturm an. Da pfeifen ihnen Kugeln um die Ohren. Ein kleiner Trupp grüner Polizei dringt todesmutig vor, um das Haus und die in ihm befindlichen Verwundeten vor dem Letzten zu bewahren. Es gelingt ihnen, in das Haus hineinzukommen und von da aus die ersten Angriffe abzuschlagen.

Wütend versuchen die Roten immer von neuem, die Villa zu stürmen. Trupps von Kommunisten mit Handgranaten versuchen eine Umgehung; gegen die Mauern des Hauses werden geballte Ladungen geworfen. Kein Fenster ist mehr heil. Tiefe Risse durchziehen bereits das Gemäuer.

Unten im Keller, wenigstens einigermaßen gedeckt vor den einschlagenden Geschossen, arbeitet bei notdürftiger Beleuchtung der Arzt.

Es wird Abend, und noch immer haben die Roten ihr Ziel nicht erreicht. Das Dutzend Polizisten wehrt einen Angriff nach dem andern ab. Die Verluste der Kommunisten sind beträchtlich, und ihre Wut steigt immer höher.

Im benachbarten Essen hat man von den Kämpfen in Stoppenberg Nachricht erhalten. Trotzdem jeder Mann gebraucht wird und auch in Essen die Lage eigentlich bereits verzweifelt ist, versucht die Polizei im Laufe der Nacht ihre eingeschlossenen Kameraden zu befreien. Unter heftigen Kämpfen gelingt es, bis

in die Nähe der Villa Kondring vorzustoßen. Die Eingeschlossenen hören den Lärm des Kampfes und schöpfen schon neue Hoffnung. Aber die Essener Polizeikräfte sind zu schwach. Die Übermacht der Kommunisten setzt sich durch, und der Trupp, der den Versuch gemacht hat, die Villa Kondring zu entsetzen, muß sich mit beträchtlichen Verlusten wieder zurückziehen.

Neue Angriffe, diesmal unter Einsatz von Maschinengewehren, setzen ein. Den Polizisten in der Villa ist schon lange die Munition knapp. Sie schießen nur noch, wenn sie glauben, daß die Kugel auch wirklich ihr Ziel erreichen wird.

Gegen vier Uhr morgens ist die letzte Patrone verschossen. Die meisten der Verteidiger des Hauses sind verwundet; völlig ausgepumpt und überanstrengt sind alle. Im Morgengrauen sehen die wenigen Überlebenden ein, daß weiterer Widerstand sinnlos ist. Sie machen deshalb den Versuch, sich zu ergeben. Die wildgewordene Meute der Kommunisten stürzt sich auf die wehrlosen Polizisten und reißt sie einfach in Fetzen. Nichts, was von den Kugeln noch verschont geblieben ist, bleibt jetzt in der ganzen Villa heil. Unten im Keller findet man den Arzt und seine Frau bei den Verwundeten. Sie werden bedroht und geschlagen, zweimal stellt man die unglückliche Frau an die Wand, um sie zu erschießen. Aber dann greifen einige besonnene ältere Arbeiter ein. Jeder von ihnen kennt den Arzt und weiß, daß er stets und unter allen Umständen ein Herz für die Arbeiter gehabt hat. Es kommt beinahe zu einer Schießerei zwischen den paar vernünftigen Elementen und der Masse der teilweise ortsfremden Kommunisten. Aber dann gelingt es doch noch im letzten Augenblick, die ohnmächtige Frau vor dem Schicksal der unglücklichen Polizisten zu bewahren.

Nun ist in Stoppenberg der letzte Widerstand gebrochen, und siegestrunken requirieren die Kommunisten alle Gefährte, die ihnen in die Hände fallen, um die Eroberung von Essen noch im Laufe des anbrechenden Tages zu vollenden.

Gegen die von allen Seiten nach Essen hineinströmenden Massen der Aufständischen sind die geringen Kräfte der Ein-

wohnerwehr und der grünen Polizei sehr schnell machtlos. Alle wesentlichen öffentlichen Gebäude sind bereits in den Mittagsstunden von den Kommunisten erobert. Durch die Straßen ziehen die johlenden und schreienden Haufen der Bewaffneten. Die Bürger wagen sich schon längst nicht mehr auf die Straße. Aber auch in ihren Wohnungen sind sie keineswegs sicher. Für die vielen Tausende ist natürlich Verpflegung und Unterbringung nicht vorhanden. So wird in den Geschäften geplündert und requiriert. Wenn irgendein Kaufmann auch nur wagt, ein schiefes Gesicht zu ziehen, geht es ihm schlecht.

Das rote Chaos beherrscht die Metropole des Ruhrbezirks.

Draußen am Wasserturm steht noch eine Besatzung, vierzehn Mann der Einwohnerwehr und nicht ganz dreißig grüne Polizisten unter dem Befehl des Leutnants Weißenstein. Der Offizier hat den Befehl, unter allen Umständen den Wasserturm zu halten, damit so lange wie möglich die Wasserversorgung der Großstadt Essen aufrechterhalten bleibt.

Gegen Mittag erfolgen die ersten Angriffe. Die Polizisten und ihr Führer sind sich nicht einen Augenblick darüber im unklaren, was ihnen jetzt bevorsteht. Sie wissen, daß die Roten keine Schonung kennen und daß ein Verzweiflungskampf auf Tod und Leben unausbleiblich ist. Aber sie haben hier eine Pflicht zu erfüllen, und sie werden sie tun, auch wenn es ihr Leben kostet.

Der Leutnant teilt noch einmal seine kleine Schar ein. Er gibt die letzten Instruktionen, und dann kann der Kampf beginnen.

Mit zusammengebissenen Zähnen liegen die Polizisten auf ihren Posten. Sie schießen langsam und vorsichtig. Jede Patrone ist ein Wertgegenstand. Sie müssen damit rechnen, sich vielleicht tagelang hier zu verteidigen.

Von allen Seiten schieben sich die Haufen der Roten gegen den Wasserturm vor. Die Garben der Maschinengewehrsalven reißen tiefe Schrammen in das Gemäuer des Wasserturms. Es wird immer schwieriger, ein einigermaßen gezieltes Feuer auf die Angreifer abzugeben. Die Roten haben Munition in Hülle und Fülle. Sie brauchen nicht zu sparen.

Der Leutnant Weißenstein geht immer wieder von Mann zu Mann. Er spricht mit jedem einzelnen. Er beruhigt die Nervösen, er weiß aus der Erfahrung des Krieges, daß unter Umständen in den fürchterlichsten Situationen ein gutes Wort oder auch ein derber Witz Gold wert sind. Die Leute nicken. Sie schießen. Sie hören mit halbem Ohr die Versicherungen ihres Führers, daß ja unbedingt bald Verstärkungen kommen müssen. Sie glauben ihm nicht recht, denn sie wissen ja, daß weit und breit im ganzen Revier keine Truppen vorhanden sind. Aber trotzdem tun sie ihre Pflicht.

Die kleine Besatzung schmilzt von Stunde zu Stunde mehr zusammen. Die Roten machen Angriff auf Angriff. Stoßtrupps mit Handgranatenladungen versuchen, heranzukommen und den Turm zu sprengen. Immer wieder werden sie abgewehrt. Aber das wahnsinnige Maschinengewehrfeuer verstärkt sich, und die Eingeschlossenen sehen einen Kameraden nach



dem anderen tot oder verwundet fallen. Solange der Führer, Leutnant Weißenstein, noch da ist, geht es einigermaßen. Aber als ihn schließlich auch eine Kugel trifft, ergreift die Überlebenden die erste tiefe Unsicherheit. Die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage wird ihnen klar. Aber noch geben sie den Kampf nicht auf. Noch verteidigen sie sich mit den letzten Kräften.

Erst als die Mehrzahl der ganzen Wasserturmbesatzung tot oder verwundet ist, erst als die Roten beginnen, mit Minenwerfern auf den Wasserturm zu schießen, geben die letzten, die bis dahin die Verteidigung noch geführt haben, völlig erschöpft den Widerstand auf. Ein Feldwebel läßt die weiße Fahne aufziehen und geht selber hinaus, um wegen der Übergabe zu verhandeln. Er kommt nicht weit. Die Roten schlagen ihn wie einen tollen Hund nieder. Als die wenigen noch unverwundeten Leute der Besatzung kurze Zeit darauf den Wasserturm verlassen, werden sie von der Meute der Roten buchstäblich zertrampelt.

Aus den Fenstern der umliegenden Bürgerhäuser sehen mit schreckensstarren Blicken die Einwohner das grausige Bild.

Der letzte Widerstand in Essen ist gebrochen.

Eine Gedenktafel am Essener Wasserturm nennt vierzig Namen der Männer, die dort gefallen sind: „In Erfüllung ihrer Pflicht, getreu bis in den Tod".

Alle wesentlichen Städte des Ruhrgebietes sind bis zum 20. in den Händen der Roten. Der Terror herrscht in einer Weise, von der man sich heute überhaupt keine rechte Vorstellung mehr zu machen vermag.

Der Staatskommissar für das Industriegebiet Carl Severing wehrt sich noch immer gegen den rücksichtslosen Einsatz der Reichswehr. Er glaubt, mit Verhandlungen und Aufrufen die Situation retten zu können. Nach Bielefeld sind die Delegierten der Gewerkschaften und Parteien von ihm eingeladen. Offizielle Vertreter der roten Armee nehmen an diesen Verhandlungen teil. Nur die Reichswehr ist nicht eingeladen. Unaufgefordert entsendet Generalleutnant von Watter einige Offiziere, um sich wenigstens über den Gang der Diskussionen einigermaßen auf

dem laufenden zu halten. In der Bielefelder Konferenz wird ein Abkommen erzielt, nach dem zunächst einmal das weitere Vordringen der roten Armee eingestellt werden soll. Die Gewerkschaftsvertreter und Parteifunktionäre unterzeichnen, aber die Beauftragten der roten Armee weigern sich und fahren ab.

Noch immer verbietet Severing eine Angriffsaktion der Reichswehr. Die kleinen Formationen des Generals von Watter, die in einzelnen Teilen des Reviers, so zum Beispiel in der Mülheimer Gegend, noch stehen, geraten dadurch in eine militärisch völlig unhaltbare Situation. Die stärkeren Kräfte, die im Raume der Festung Wesel unter dem Befehl des Generalleutnants Kabisch versammelt sind, dürfen ihnen nicht zu Hilfe kommen. Unter diesen Umständen bleibt dem Generalleutnant von Watter nichts anderes übrig, als auch die vorgeschobenen Truppenteile bis in den Raum der Festung Wesel zurückzunehmen. Der Rückmarsch dieser Formationen ist ein fortgesetzter Kampf mit den in einer Art von Siegestaumel nachdrängenden Truppen der roten Armee. Teilweise ist es den schwachen Freikorps nicht einmal möglich, ihr gesamtes Material zu retten. In Düsseldorf fallen den Roten 3600 Gewehre, 600 Karabiner, 600 Pistolen, 100 Minenwerfer, eine Anzahl Geschütze, Flammenwerfer und sonstiges Kriegsgerät und große Mengen Munition in die Hände.

In Hamborn kommt es am 20. März zwischen Resten der aus Mülheim und Essen zurückgehenden Sicherheitspolizei und den nachdrängenden Kommunisten zu erbitterten dreitägigen Kämpfen. Die Verluste der Regierungstruppen sind besonders deshalb sehr hoch, weil der Rückmarsch von den radikalen Teilen der Bevölkerung als Zeichen der Schwäche aufgefaßt wird und stündlich Angriffe und Überfälle von neu sich bildenden roten Abteilungen auf die zurückgehende Truppe ausgeführt werden. Es ist ein ausgesprochener Franktireurkrieg, der hier gegen die Regierungstruppen geführt wird, und es ist notwendig, sich diese Tatsache vor Augen zu halten, um den Grad der Erbitterung

ermessen zu können, der allmählich immer stärker bei den Reichswehrsoldaten und Polizisten anwächst.

Der Lippefluß bildet vorläufig das Ende des Rückmarsches. Am Ufer der Lippe setzt sich die Reichswehr fest und verhindert ein weiteres Vordringen der roten Armee. Wesel soll unter allen Umständen gehalten werden.

Hier zeigt sich zum erstenmal, daß auch eine zahlenmäßig weit unterlegene, aber einheitlich geführte Truppe durchaus in der Lage ist, der roten Flut Widerstand entgegenzusetzen.

Am 24. März stellt das rote Oberkommando ein Ultimatum. Innerhalb von sechs Stunden soll sich die Festung Wesel ergeben, sonst würde die Stadt mit schwerer Artillerie beschossen. General Kabisch zuckt nur die Achseln. Er weiß zwar, daß die politischen Regierungsstellen immer noch ein ernsthaftes Vorgehen gegen die Aufständischen vermeiden wollen, aber er denkt gar nicht daran, die Befestigungen von Wesel kampflos zu räumen. Er ist vielleicht auch der Meinung, daß ein wirklicher Angriff der Roten militärisch nur erwünscht sein kann. Aus der Abwehr heraus wird es möglich sein, selber vorzustoßen. In einer solchen Situation entscheiden dann selbstverständlich nur noch militärische Gesichtspunkte, und die Politiker mögen sehen, wie sie weiterkommen.

Tatsächlich beginnt am Nachmittag des 24. März die Artilleriebeschießung der Stadt Wesel. Zu einem großangelegten Angriff aber kommt es — beinahe könnte man sagen: bedauerlicherweise — nicht. Hier machen sich zum erstenmal jene Schwierigkeiten bei der Kampfführung der Roten bemerkbar, die bereits in anderem Zusammenhange gekennzeichnet worden sind. Hier hat man es mit einem wirklichen Gegner zu tun, und in diesem Augenblick versagt die Organisation, weil die Einzelaktion nicht mehr ausreicht und die Zusammenfassung der Kräfte zu einem einheitlichen Ganzen nicht durchzuführen ist.

Gegenüber der Linie der Reichswehr graben die roten Abteilungen sich ein, und es kommt zu einem Stellungskrieg, der einige Tage lang mit ziemlicher Erbitterung von beiden Seiten

geführt wird. Feuerüberfälle, Patrouillenvorstöße, gewaltsame Erkundungen — alles geht so vor sich, wie man es im großen Kriege gelernt hat.

Einer solchen Kriegführung ist der mangelnde innere Zusammenhalt der zusammengewürfelten Arbeiterformationen nicht gewachsen. Langsam aber durchaus fühlbar bröckelt die rote Front ab. Immer größere Haufen lösen sich aus der Kampflinie und strömen in das Hinterland, wo sie nun nur noch rauben und plündern.

Der erste Elan der großen roten Flut ist damit bereits gebrochen. Aber die unglücklichen Städte und Dörfer, die den bewaffneten Horden der Räuber und Plünderer ausgeliefert sind, leiden Furchtbares.

Jetzt wäre es schon kein militärisches Wagnis mehr, mit den bei Wesel konzentrierten Reichswehrtruppen energisch nachzustoßen und eine Säuberungsaktion großen Stils vorzunehmen. Aber immer noch kann sich die Regierung nicht entschließen, obwohl die Notschreie der gepeinigten Bevölkerung in den heimgesuchten Ortschaften von Tag zu Tag lauter werden.

Trotz des glatten Fiaskos des sogenannten Bielefelder Abkommens beruft Severing eine neue Konferenz nach Münster in Westfalen ein. Die Reichswehrsoldaten sind mit Recht bis zum äußersten darüber empört, daß an diesen Besprechungen wiederum Führer der roten Truppen teilnehmen, als ob überhaupt nichts passiert wäre. Das Resultat der Verhandlungen ist ein Ultimatum an die Kommunisten, bis zum 30. März zwölf Uhr mittags die verfassungsmäßige Staatsautorität anzuerkennen und der Wiedereinsetzung der staatlichen Verwaltungs- und Sicherheitsorgane keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen. Die rote Armee soll aufgelöst und entwaffnet werden. Alle Gefangenen sind sofort freizugeben.

Wieder vergehen zwei Tage, in denen der rote Terror unumschränkt weitertobt. In der Führung der Aufstandsbewegung kommt es zwar zu heftigen Auseinandersetzungen, in denen sich die einzelnen Gruppen gegenseitig wild beschimpfen, aber die

raubenden und plündernden Horden in den Städten und Ortschaften denken gar nicht daran, die Waffen abzugeben, und fühlen sich nach wie vor völlig als Herren der Situation.

Trotz des Ablaufs der Frist des Ultimatums kann sich die Regierung immer noch nicht zum Handeln entschließen. Da wird es schließlich selbst dem ungeheuer korrekten Generalleutnant von Watter zu viel.

Die Roten kommen ihm ungewollt zu Hilfe. Am 31. März greifen sie mit ziemlich starken Kräften die Reichswehr in der Gegend von Dinslaken an. Sie werden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Am 2. April wiederholen die Kommunisten ihre Vorstöße, und nun geht die Reichswehr im Gegenangriff wenigstens in diesem Abschnitt vor.

Nach stundenlangem hartnäckigem Kampf, bei dem auf beiden Seiten beträchtliche Mengen von Artillerie zum Einsatz gelangen, werden die roten Truppen bei Dinslaken zurückgeworfen, und im Nachstoß geht die Reichswehr bis Dorsten und Hamm vor. Die Verluste sind auf beiden Seiten nicht unerheblich. An diesem einen Tage werden allein über zweihundert Tote der roten Armee festgestellt.

Damit ist ein Keil in die rote Front getrieben, aber die Lage der vorgeschobenen Truppenteile ist alles andere als angenehm. Will man nicht die befreiten Ortschaften von neuem dem roten Terror ausliefern, so ergibt sich ganz zwangsläufig die Notwendigkeit, auch in dem Abschnitt von Recklinghausen zum Angriff vorzugehen.

*

Der Leutnant Hartmann hat mit seinem Zuge die Spitze der gegen Recklinghausen vorgehenden Brigade Faupel. Ein alter Kriegspionier muß alles können. Wer draußen in Frankreich und in Rußland eine selbständige Pionierkompanie geführt hat, kann auch, wenn es sein muß, einen Infanteriezug kommandieren.

Da vorne im Dunst muß der Ort Haltern liegen. Dort

geht eine große Brücke über die Lippe. Dieser Übergang ist wichtig.

Der Leutnant schickt rechts und links der Straße ein paar Patrouillen zur Sicherung vor. Die Luft scheint ziemlich rein zu sein. Anscheinend haben sich die Roten schon bis auf das jenseitige Ufer der Lippe zurückgezogen, und wenn sie sich ernsthaft verteidigen wollen, ist das ja schließlich auch das klügste, was sie tun können.

Etwa einen halben Kilometer vor dem Orte Haltern sammelt der Leutnant seinen Zug und führt eine Umgehungsbewegung aus. Es ist immerhin möglich, daß in der Ortschaft vorgeschobene Teile der Roten sitzen. Wenn er mit ihnen ins Gefecht gerät, werden am Ende die Hauptkräfte auf dem anderen Ufer vorzeitig gewarnt, und das kann für die Brücke gefährlich werden.

Etwas oberhalb des Ortes erreicht der Zug bei Dunkelwerden den Fluß. Wieder werden Patrouillen vorgeschickt, um zu erkunden, ob die Brücke besetzt ist. Inzwischen liegt der Rest des Zuges gesichert am Ufer. Es wird nicht geraucht. Jedes laute Sprechen ist verboten.

Gespannt wartet der Leutnant Hartmann auf die Meldung seiner Patrouillen. Schließlich trifft der erste Melder ein und berichtet, daß die Brücke anscheinend ziemlich stark gesichert ist. Es wird Mühe kosten, heranzukommen.

Der Leutnant überlegt. Wenn drüben auf der anderen Seite bei den Roten auch nur ein paar Leute sind, die so etwas wie Kriegserfahrung besitzen, dann müssen die sich sagen, daß sie spätestens am nächsten Morgen mit einem Angriff zu rechnen haben, nachdem im Nachbarabschnitt der Vorstoß der Reichswehr bereits erfolgt ist. Wollen die Roten überhaupt Widerstand leisten, dann müssen sie den Versuch machen, im Laufe der Nacht die Brücke zu sprengen. Das zu verhindern, ist wichtig.

Leise tritt der Zug an. Durch das Dunkel der Nacht tasten sich die Infanteristen vorwärts, bis sie die in Deckung liegenden Patrouillen erreicht haben. Mit halblauter Stimme meldet der führende Unteroffizier der vordersten Patrouille, daß sich auf der Brücke in der letzten halben Stunde Bewegung gezeigt habe.

Die Roten, die auf dem diesseitigen Ufer gelegen haben, sind offensichtlich zurückgegangen.

Ganz leise pfeift der Leutnant zwischen den Zähnen. Aha! Es ist so, wie er es sich schon gedacht hat. Die Kommunisten werden jetzt versuchen wollen, die Brücke zu sprengen, und haben aus diesem Grunde die vorgeschobenen kleinen Abteilungen vom diesseitigen Ufer zurückbeordert. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren.

Ein Teil des Zuges unter einem zuverlässigen Vizefeldwebel wird so postiert, daß er die Brücke schräg seitlich unter Feuer halten kann. Mit dem Rest geht der Leutnant Hartmann selbst gegen die Brücke vor, um unter allen Umständen den Versuch einer Sprengung zu verhindern.

Die Nacht ist still und leider ziemlich sternklar. Dunkel blinkt das trübe Wasser der Lippe herauf, und trotz aller Vorsicht schallen die Schritte der vorgehenden Infanteristen durch die Nacht.

Der kleine Trupp ist noch gar nicht bis ganz an die Brücke herangekommen, als er schon vom jenseitigen Ufer Feuer erhält. Vorsichtig kriechen nun die Leute weiter. Da, wo die Brücke beginnt, wird ein kurzer Halt gemacht. Der Leutnant geht mit zwei Mann vor, um zu erkunden, ob die Brücke selber besetzt ist. Zu erkennen ist nichts. Aber kaum steht er auf der Brücke, als ihm ein paar Kugeln um den Kopf pfeifen.

Die kommen nicht vom jenseitigen Ufer. Deutlich hat er das Aufblitzen der Abschüsse von der Mitte der Brücke her feststellen können. Also ist da bereits ein Trupp mit den Vorbereitungen zur Sprengung beschäftigt.

Jetzt ist wirklich keine Zeit mehr zu verlieren. Der Leutnant reißt den Revolver heraus und knallt ein paar Schuß in der Richtung, in der er das Aufblitzen der Abschüsse wahrgenommen hat. Dann die Signalpfeife heraus und das verabredete Signal für den zweiten Halbzug gepfiffen. Von da, wo der Vizefeldwebel mit seinen Leuten liegt, setzt sofort ein planmäßiges Schützenfeuer auf das gegenüberliegende Ufer ein. Im Lauf-

schritt kommen auch die Leute des Leutnants Hartmann zur Unterstützung heran.

Wieder blitzen Schüsse auf. Einer der Infanteristen schreit auf und bricht zusammen. Der Leutnant ist bereits vorgestürzt, da spürt er einen Ruck in der Schulter. Es ist wie ein Schlag mit einem stumpfen Instrument, aber mit ungeheurer Wucht geführt. Im Laufen dreht er sich und stürzt. Aber schon ist er wieder auf den Beinen und hastet weiter. Warm spürt er es den linken Arm hinablaufen. Schwein gehabt, denkt er. Ein paar Zentimeter weiter, und ich würde mich nicht mehr rühren.

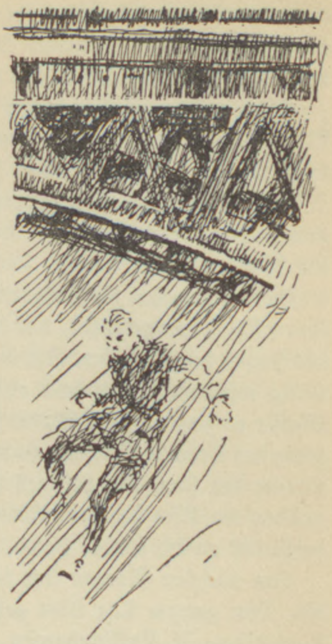
Aber da sind auch seine Leute schon heran. Auf ein paar Schritt Entfernung sehen sie jetzt die Gestalten der Roten vorsichtig gedeckt liegen. Es sind nicht viele, aber anscheinend verwegene Burschen. Bis zum letzten Augenblick feuern sie, und dann springen sie auf und wehren sich mit den Kolben. Ein kurzes Handgemenge entsteht. Einer der Roten fliegt in hohem Bogen über den Brückenrand hinweg in den Fluß. Das Wasser spritzt auf, dann wird es still.

Tief aufatmend steht der Leutnant Hartmann einen Augenblick auf der Brücke. Ganz mechanisch greift er nach vorne an seinen Feldrock, um das Verbandpäckchen herauszunehmen. Dabei stößt er mit der rechten Hand an den Stil der Handgranate, die er am Koppel hat.

Er fährt zusammen. Verdammt. Daran hätte er denken müssen. Die Roten haben doch sonst immer besonders gerne mit Handgranaten gearbeitet. Weshalb haben die Kerls eben nicht auf die heranstürmenden Infanteristen Handgranaten geworfen? Hier stimmt irgend etwas nicht.

Vergessen ist der Schulterschuß. Vergessen das Verbandpäckchen. Der alte Pionieroffizier hat sofort begriffen, daß die Roten alle Handgranaten, die sie bei sich gehabt haben, zu geballten Ladungen zusammengebunden und wahrscheinlich hier in unmittelbarer Nähe unter der Brücke befestigt haben, um damit schnell noch die Sprengung zu versuchen. Die Handgranaten der Roten sind teilweise ein recht gefährliches Zeug.

Die Bergarbeiter des Reviers verstehen sich berufsmäßig auf solche Dinge.



Mit zwei großen Sätzen springt der Leutnant an das Brückengeländer. Trotz der zerschossenen Schulter schwingt er sich hinüber und versucht festzustellen, ob von außen her unter der Brücke eine Sprengladung angebracht ist.

Da sieht er, wie unmittelbar vor ihm unter der Brücke sich eine Gestalt bewegt. Einer der Kommunisten ist es, der, gedeckt von seinen Kameraden, die geballten Handgranatenladungen angebracht hat. Der Leutnant stößt einen Fluch aus. Mit dem heilen rechten Arm muß er sich festhalten. Er kann nicht an seinen Revolver. Der Rote sieht sich entdeckt und weiß, daß es nun zu Ende ist. Mit einem Ruck reißt er die zusammengebundenen Zündungen der Handgranaten heraus, und gleichzeitig läßt er sich fallen und stürzt ins Wasser.

„Achtung!" brüllt der Leutnant. „Achtung! Sprengung!"

Die Infanteristen auf der Brücke hören den Ruf. Sie rasen zurück. Eine halbe Sekunde später läßt auch der Leutnant sich ins Wasser fallen. In dem Augenblick, in dem er den Wasser-



spiegel berührt, erfolgt über ihm die Detonation. Vom gegenüberliegenden Ufer peitschen Schüsse über das Wasser. Der Leutnant schwimmt mit letzten Kräften dem anderen Ufer zu.

Oben auf der Brücke haben die Infanteristen sich zwanzig Meter zurück hingeworfen. Ein Ruck geht durch die Eisenkonstruktion. Aber die Brücke hält. Nur die eine Hälfte der Ladung ist zur Explosion gebracht worden. Die andere Hälfte war noch nicht fertig montiert und ist, ehe sie explodieren konnte, ins Wasser gestürzt.

Vorsichtig gehen die Infanteristen wieder vor. Ein paar von ihnen sind zurückgelaufen, um den Vizefeldwebel und den Rest des Zuges heranzuholen. Sie kommen grade rechtzeitig, um den völlig erschöpften und halb ohnmächtigen Leutnant aus dem Wasser zu ziehen. Zwei Mann schleppen ihn zurück, um gleichzeitig der Brigade Meldung zu machen. Der Vizefeldwebel übernimmt den Zug. Ein heftiges Feuergefecht mit der Besatzung drüben am Ufer beginnt. Aber die Roten kommen nun nicht mehr bis an die Brücke heran. Die Sprengung ist verhindert.

Am nächsten Morgen setzt der Angriff der Brigade Faupel ein. Den ganzen Tag über geht der Kampf, aber am späten Nachmittag ist Recklinghausen erreicht. Unter dem Jubel der aufatmenden Bevölkerung ziehen die Truppen ein.

Erst am 3. April gibt endlich die Reichsregierung die Genehmigung zum energischen Vorstoß der Reichswehrtruppen. Nun geht es verhältnismäßig schnell zu Ende mit der roten Herrlichkeit. Noch an verschiedenen Stellen, so bei Bottropp, wo die Brigade Löwenfeld angreift, kommt es zu heftigen Kämpfen, die aber an dem endgültigen Zusammenbruch des Aufstandes nichts mehr zu ändern vermögen.

Am 5. April ist Mülheim befreit. Dortmund folgt am 6., und am 7. rückt die Reichswehr in Essen ein. Damit ist der Widerstand der Roten gebrochen. Reste von ihnen flüchten ins besetzte Gebiet und teilweise weiter nach Holland. Die große Mehrzahl wirft die Waffen hin und geht nach Hause.

Über den Umfang dieses größten bewaffneten Aufstandes der

deutschen Nachkriegszeit geben die Zahlen der Toten und Verwundeten traurige Gewißheit. Die Sicherheitspolizei verlor während der Gesamtaktion 41 Tote und 127 Verwundete, die Reichswehr 208 Tote und 578 Verwundete, sowie 123 Vermißte, die wohl durchweg den Toten zugerechnet werden müssen.

Aber noch ein anderes Moment darf nicht ganz vergessen werden. In der gesamten Reichswehr, besonders aber natürlich bei den an der Niederwerfung des Aufstandes beteiligten Truppen, ist ein tiefes Mißtrauen gegen die Regierungskünste der Berliner Herren die Folge des allzu langen, weichlichen Verhandelns mit den Aufständischen gewesen. Die Offiziere und Soldaten sagten sich mit Recht, daß der größte Teil der Verluste unbedingt hätte vermieden werden können, wenn rechtzeitig und mit Energie durchgegriffen worden wäre. Nachdem man einmal so lange gewartet hatte, kostete der Gegenstoß, der ja doch einmal geführt werden mußte, unnötiges Blut, und die Offiziere und Soldaten haben lange der Berliner Regierung dieses unnötig geflossene Blut deutscher Soldaten nicht zu vergeben vermocht.



Das Ringen um O. S.

In den Stunden zwischen drei und sechs Uhr morgens gehört der Breslauer Hauptbahnhof nicht zu den Aufenthaltsorten dieser Welt, die einen auch nur geringfügigen Reiz auszuüben vermögen.

Wenn die Dämmerung grau durch die Hallen kriecht, läuft der erste der Berliner Nacht-D-Züge in Breslau ein.

Übernächtigt und verfroren spaziert ein beträchtlich über-lebensgroßer Zivilist vor der Sperre auf und ab. In kurzen Abständen geht er in den Wartesaal und genehmigt einen drei-stöckigen Korn. Was soll man auch anderes tun, wenn der ver-fluchte Berliner Zug wieder einmal über eine Stunde Ver-spätung hat.

In diesen Maitagen des Jahres 1921 funktioniert im Osten Deutschlands, und ganz besonders von Breslau herunter nach Südosten, noch einiges mehr als nur der Bahnverkehr nicht ganz

normal. Zum drittenmal seit der Beendigung des Krieges sind die Polen losgebrochen. Diesmal wollen sie in Oberschlesien ganze Arbeit machen. Diesmal soll gelingen, was ihnen bisher stets mißglückt ist und was durch den Ausfall der Volksabstimmung vom 20. März endgültig gescheitert zu sein schien: Oberschlesien bis mindestens zur Oder soll polnisch werden.

Das ist die Parole Korfantys. Das ist die Absicht der Warschauer Regierung. Zu diesem Zweck hat man fünfzig- bis sechzigtausend bewaffnete Insurgenten, geführt und durchsetzt von aktiven polnischen Truppen und Offizieren, ausgerüstet mit so ziemlich allen modernen Kriegsmitteln, auf die Beine gebracht. Um dieses Ziel zu erreichen, wird geschossen, gemordet, geplündert. Weite Teile des flachen Landes in Oberschlesien sind von dem Ansturm der Insurgenten glatt überrannt worden. Mit verschränkten Armen haben die Franzosen zugesehen. Ihre Truppen standen Gewehr bei Fuß. Nur ganz im Süden bei Ratibor haben die Italiener vorübergehend den Versuch gemacht, ernsthaft für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Zweimal sind sie gegen die überlegenen polnischen Streitkräfte vorgegangen. Beide Male haben sie beträchtliche Verluste gehabt und sind nicht weitergekommen. Da gaben sie es auf. Sie sahen wohl nicht ein, weshalb sie sich zweieinhalb Jahre nach der offiziellen Beendigung des großen Krieges für fremde Interessen in einem fremden Lande aus dem Hinterhalt über den Haufen schießen lassen sollten.

In den größeren Städten haben sich vorläufig ein paar hundert beherzte deutsche Männer zusammengefunden, um so etwas wie eine Verteidigung, einen notdürftigen Schutz der deutschen Bürger vor Mord und Plünderung ins Leben zu rufen. Aber damit ist es nicht getan. Diese Kräfte sind viel zu schwach, um der Übermacht der gut ausgerüsteten Polen auf die Dauer Widerstand zu leisten.

Die Regierung in Berlin läßt papierene Proteste in die Welt gehen, um die sich die Polen nicht kümmern, über die die Franzosen lachen. Das ist so ziemlich alles, was von da her geschieht.

Aber da sind noch andere. Die alten Freikorpssoldaten und Offiziere, die im Baltikum gefochten haben, die gegen die Kommunisten eingesetzt wurden, sind plötzlich wieder da. Niemand hat sie gerufen. Niemand unterstützt sie. In Berlin hat man Angst vor ihnen. An anderen Stellen versucht man sie zu hindern. Aber trotzdem kommen sie. Da ist deutsches Land, das um sein Leben kämpft. Da sind deutsche Menschen, die geschützt werden müssen und — nicht ganz zuletzt — da ist ein anständiger Orlog. Und wo es den gibt, werden diese Männer unter keinen Umständen fehlen, und wenn sie zu Fuß von wer weiß woher nach Oberschlesien laufen müßten.

Der lange Leutnant Deinhard, der diesen braven Sektnamen deshalb führt, weil er unter seinem wirklichen Familiennamen sich in Oberschlesien nicht vierundzwanzig Stunden lang aufhalten könnte, ohne von der französischen Militärpolizei verhaftet zu werden, kommt grade wieder aus dem Wartesaal, als endlich der Berliner Zug oben auf dem Bahnsteig einläuft.

Ein paar Minuten später steht der lange Deinhard in einer Gruppe von etwas ruppig angezogenen Zivilisten. Das sind alles alte Kriegsoffiziere, dazu ein paar Deutschbalten, die gezwungenerweise während des großen Krieges russische Uniformen tragen mußten.

Deinhard gibt ein paar kurze Instruktionen. Mit der Bahn kommt man nicht übertrieben weit. Die französische Kontrolle an der Grenze des besetzten Abstimmungsgebietes ist zu scharf. Niemand wird hineingelassen, der nicht einen Paß als geborener Oberschlesier vorweisen kann. Solche Pässe werden natürlich fabriziert. Deinhard selber hat sogar einen ausgezeichneten, nach dem er in dem ihm gänzlich unbekannten Orte Ziegenhals geboren ist. Aber in großen Mengen läßt sich das nicht machen. Die Herren müssen per Auto in der nächsten Nacht über die Grenze geschafft werden. Ist man erst einmal drin im besetzten Gebiet, dann muß man sich auf sein gutes Glück und darüber hinaus ein wenig auf die Pistole in der Rocktasche verlassen.

Marschziel ist vorläufig Ratibor. Dort sitzen die Italiener,

die einigermaßen zufrieden damit sind, wenn sie nicht selber gegen die Polen zu fechten brauchen. Unangenehm sind ein paar französische Kompanien und die französische Militärpolizei. Aber auch das geht. Es haben sich schon gewisse Verkehrsformen herausgebildet. Die Franzosen müssen wissen, daß es mit unmittelbarer Lebensgefahr verbunden ist, deutsche Selbstschutzleute anzufassen. Der lange Deinhard kann davon ein Lied singen.

Es war in Gleiwitz, als man einen Vetter seines wirklichen Namens, der dort den Selbstschutz aufziehen wollte, mit französischen Soldaten ins Gefängnis abzuführen versuchte. Ein Offizier der Militärpolizei und acht bis zehn Leute erschienen mitten in der Nacht in der Wohnung des alten Marineoffiziers, um ihn zu verhaften.

Das ging keineswegs so einfach, wie diese Herren sich das vielleicht vorgestellt hatten. Ein anständiger Revolver hat mindestens sieben bis neun Schuß, und der Offizier und genau sechs Mann der Verhaftungskolonne blieben denn auch auf der Strecke. Wenn der Revolver zwölf Schuß gehabt hätte, würde der Kapitänleutnant wahrscheinlich heute noch leben. Aber ehe er wieder laden konnte, hatte ihn selber die Kugel eines der übriggebliebenen französischen Soldaten erreicht.

Der Vorfall von Gleiwitz hatte außer der Tatsache, daß der Leutnant Deinhard von diesem Tage an den Sektnamen führen mußte, den unbestreitbaren Vorteil, daß die französische Militärpolizei beträchtlich vorsichtiger wurde. Es ist kein gutes Geschäft, wenn man im Durchschnitt auf jeden Verhafteten ein halbes Dutzend eigene Tote verrechnen muß.

So hat sich denn der Verkehrston, der zur Zeit herrscht, allmählich herausgebildet.

In Ratibor ist das Hinterzimmer der Weinstuben von Glusa vorläufig einmal zum Hauptquartier des deutschen Selbstschutzes avanciert. Dort ist ein fortwährendes Kommen und Gehen. Die neu eintreffenden Offiziere und Freiwilligen werden eingeteilt. Die Formationen zunächst auf dem Papier und anschließend daran auch in der freien Gottesnatur zusammen-

gestellt. Draußen in der Umgebung sind einige Waffenlager. Leider sind die Bestände knapp.

Mit den reinen Ortswehrformationen ist bedauerlicherweise nicht übertrieben viel anzufangen. Die Leute sind ausgezeichnet, wenn es darum geht, das eigene Dorf, die eigenen Höfe zu verteidigen. Dann wehren sie sich mit Klauen und Zähnen. Aber zu größeren militärischen Unternehmungen sind sie schwer zu haben und nicht immer gut zu verwenden. Also müssen besondere Stoßtrupps für gewaltsame Erkundungen, für Beunruhigung und Störung der Polen formiert werden.

Das ist etwas für die Balten und die alten Baltikumer. Diese Art von Krieg liegt ihnen und macht ihnen eine Art von grimmiger Freude. Sehr schnell findet sich in Ratibor eine Gruppe von etwa dreißig bis vierzig Deutsch-Balten und ein paar ehemalige Baltikum-Offiziere zusammen, die in ganz kurzer Zeit zum Schrecken für die Polen und Franzosen werden. Ihr Führer ist ein ehemaliger russischer Rittmeister, Erzieher und Adjutant der jüngeren Zarentöchter, aus einer alten deutschen Familie, die in den letzten hundert Jahren irgendwo im Kaukasus ansässig gewesen ist.

Dieses Kommando ist mehr wert als ein ganzes Bataillon. Seine Angehörigen bestehen fast ausschließlich aus Leuten, die in ihrem Leben schon so viel mitgemacht haben, daß sie nichts mehr überraschen oder in Schrecken setzen könnte. Sie stammen zum großen Teil aus den deutsch-baltischen Provinzen. Sie waren Besitzer oder Söhne von Besitzern riesiger Güter. Sie kannten keine materiellen Sorgen. Sie lebten, wie man sich das in solcher Breite in Deutschland auch vor dem Kriege gar nicht mehr vorstellen konnte. Dann kam der Krieg, der sie in furchtbare innere Konflikte stürzte. Durch die Jahrhunderte hatten ihre Familien es als die vornehmste Aufgabe betrachtet, deutsche Sprache und deutsche Kultur auf vorgeschobenem Posten gegen den slawischen Ansturm zu verteidigen. Jetzt sollten sie als russische Untertanen gegen Deutschland, das sie stets als ihre völkische Heimat betrachtet hatten, fechten. Die allgemeine Wehrpflicht in

Rußland hatte sie gezwungen, in der russischen Armee zu dienen. Sie waren in den allermeisten Fällen Reserveoffiziere der kaiserlich russischen Armee. Sie hatten dem russischen Zaren als Soldaten ihren Treueid geleistet, und sie haben ihn gehalten, auch wenn es ihnen noch so schwer gefallen ist.

Dann kam der große Umsturz. Die Unterwelt begann zu regieren, und der durch Generationen aufgehäufte Haß der lettischen und estnischen Urbevölkerung der Provinzen entlud sich in grausigen Gewalttaten. Keiner von diesen Männern, die jetzt hier in Oberschlesien für die deutsche Sache kämpfen, hat nicht in seiner engsten Familie ein oder mehrere Todesopfer lettisch-bolschewistischer Rache zu beklagen. Ihre Besitzungen sind ihnen genommen. Sie selber sind von Haus und Hof vertrieben. Die Heimat, die sie siebenhundert Jahre gegen alle Anstürme verteidigen konnten, ist verloren.

Was haben diese Männer auf dieser Welt noch zu verlieren? Ihr Leben? Das haben sie oft genug aufs Spiel gesetzt. Das ist ihnen niemals so viel wert gewesen, daß sie darum irgend etwas, was sie für notwendig hielten, oder auch nur, was ihnen momentan Freude machte, unterlassen hätten. Das sind diese Männer, die das schauerlich groteske Spiel vom Kuckuck zu spielen pflegen, wenn der Wein und der Schnaps ihre Sinne langsam zu umnebeln beginnen. Dieses Spiel hat verschiedene Variationen, und eine davon sieht so aus:

Im Raume sitzen die Männer, und das Los bestimmt einen zum Kuckuck. Der geht an den Schalter des elektrischen Lichts, dreht die Beleuchtung aus, so daß es dunkel im Zimmer ist, und dann zählt er: „Eins, zwei, drei... Kuckuck." Auf den Ruf Kuckuck haben alle andern Anwesenden das Recht, in die Richtung des dunklen Zimmers zu schießen, aus der der Ruf gekommen ist. Wird der Kuckuck getroffen, dann hat er verloren.

Man wird sagen, daß diese Vergnügung einen etwas rohen Charakter trage. Das ist richtig. Man wird sich auch eine wohlerzogene deutsche Bürgergesellschaft kaum bei einem solchen Spiele vorstellen können. Aber schon in ihren guten Zeiten haben

diese Männer von deutscher Bürgerlichkeit oder gar Spießbürgerlichkeit niemals etwas gehalten. Selbst der bürgerliche deutsch-baltische Kaufmann ist immer in ganz anderer Weise ein Herr gewesen als der reichsdeutsche Kaufmann. Das hatte bei aller Rauheit, bei aller Härte den großen und vielleicht ausschlaggebenden Vorteil, daß bis zuletzt in den baltischen Provinzen das Wort eines Mannes etwas galt und zum Beispiel im wirtschaftlichen Leben ein Handschlag, eine mündliche Zusage gar nicht erst durch paragraphengespickte Verträge, die nachher doch nur den Rechtsanwälten Gelegenheit zum Geldverdienen geben, unterstrichen zu werden brauchte.

Der Stoßtrupp dieser Männer wird bald zum Schrecken der Polen und Franzosen. Ihre tollkühnen Unternehmungen bringen dem ganzen Bezirk eine spürbare Entlastung. Die Polen wissen, daß ihr Terror gegen die deutsch gebliebene Bevölkerung unter keinen Umständen unbestraft bleibt. Sie werden vorsichtiger, weil sie die trübe Erfahrung machen müssen, daß sie nirgends und zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht vor den Revolvern dieses Stoßtrupps sicher sind.

Auch die Franzosen beginnen trotz aller Wut, allmählich ein wenig nachdenklich zu werden. Wochenlang wagen sie nicht zuzufassen. Es ist ein nur noch als grotesk zu bezeichnendes Bild, wenn im Speisesaal des Hotels Knittel in Ratibor oft genug am Abend an einem Tisch fünf oder sechs der Deutsch-Balten und Baltikumer friedlich zu Abend essen und ihre Flasche Wein trinken und zwei oder drei Tische weiter der Chef der französischen Kriminalpolizei mit seinen Offizieren tafelt. Die Franzosen kennen ihre Todfeinde natürlich ganz genau. Sie würden vieles darum geben, wenn sie im Interesse ihrer polnischen Freunde diese Männer hinter Schloß und Riegel bringen könnten. Aber das ist nicht so einfach, wie es vielleicht den Anschein haben könnte. Der französische Polizeichef weiß genau, daß trotz des strengen Waffenverbotes jeder der Deutschen da drüben am Tisch in jeder Rocktasche einen geladenen und entsicherten Revolver trägt. Bei der ersten verdächtigen Bewegung,

die am Fenster oder an irgendeinem Eingang des Speisesaales entstehen würde, würden diese Revolver mit unheimlicher Schnelligkeit in Aktion treten. Zehn oder zwölf derartige Waffen bedeuten billig gerechnet eine Feuerkraft von achtzig bis neunzig Schuß. Diese Kugeln, abgeschossen von Leuten, die dieses Handwerk unbestritten erstklassig verstehen, bilden für die französischen Polizeioffiziere die Sicherheit, daß keiner von ihnen im Ernstfalle mit dem Leben davonkommen würde. Wenn man diese Gewißheit hat, wird das Interesse an der Durchführung von unsicheren Verhaftungsexperimenten wesentlich geringer.

Auch an ganz kleine Gruppen wagen sich die Franzosen nur ungern heran. Man kann selbstverständlich in irgendeiner Nacht irgendeinen der gefürchteten Leute mit einem riesigen Militäraufgebot aus dem Bett holen. Man kann ihn ins Gefängnis setzen. Man kann ihn auch erschießen. Aber was hat man davon, derartige Erfolge vorweisen zu können, wenn man sie unter keinen Umständen länger als vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden überlebt? Für einen Verhafteten oder Erschossenen geht stets eine ganze Anzahl von französischen Offizieren und Soldaten den dunklen Weg, von dem noch niemand zurückgekommen ist. Das geht alles ziemlich lautlos und ohne großes Aufheben davon zu machen. Einer der Baltikumer wird von französischen Soldaten unter Führung eines Offiziers gestellt und bei dieser Gelegenheit erschossen. Nur wenige Tage später fischt man die Leiche des französischen Offiziers und mehrerer Unteroffiziere und Soldaten der Verhaftungsabteilung nacheinander aus der Oder.

Aber nicht nur mit Polen und Franzosen räumen diese Leute im Verlaufe dieses furchtbaren Krieges im Dunkeln auf. In den Reihen der Deutschen selbst finden sich oft genug Spitzel, Verräter oder gefährliche Hochstapler. Es gibt in dieser Zeit viele, die die oberschlesischen Wirren für ihre persönlichen Schmutzereien ausnutzen zu können glauben. Da tauchen Waffenschieber auf, die imaginäre oder tatsächliche Bestände an Waffen heute an die Deutschen und morgen an die Polen

verschieben wollen. Da gibt es Leute, die über ein paar Dutzend Gewehre verfügen, die sie angeblich für irgendeine neue deutsche Selbstschutzformation zur Verfügung stellen. Die Waffen sollen abgeholt werden, aber inzwischen ist der ganze Vorgang den Franzosen gemeldet. Bei der Ankunft werden die Deutschen verhaftet. Die Waffen selbst sind längst irgendwo anders, um an die Polen oder an irgendeine andere deutsche Selbstschutzformation verkauft zu werden.

Was soll man mit solchen Leuten machen? Die deutsche Gerichtsbarkeit im besetzten Gebiet ist unter den Bajonetten der Franzosen tatsächlich nur eine Farce. Wollte man einen solchen Mann verhaften und den Behörden übergeben, so wäre der Erfolg einfach der, daß derjenige, der ihn verhaftet, selber wegen Amtsanmaßung, Verdacht der Waffenschiebung, Konspiration gegen die Besatzungstruppen und was derlei schöne Dinge noch mehr sind, festgenommen und zu langjähriger Gefängnisstrafe verurteilt werden würde. Der Verbrecher selbst wäre spätestens in vierundzwanzig Stunden wieder auf freiem Fuße und könnte an irgendeiner anderen Stelle seine schmutzigen Geschäfte weiter machen.

Verhaftete ins unbesetzte Gebiet abzutransportieren, ist in den allermeisten Fällen einfach unmöglich. Außerdem weiß man aus Erfahrung, daß die Behörden im unbesetzten Deutschland unter dem Druck der Entente wahrscheinlich gar nicht in der Lage sein würden, ordnungsmäßige Verfahren dieser Art durchzuführen.

So greift man zu dem zwar brutalen, aber einzig möglichen Mittel der Selbstjustiz durch Beseitigung der schädlichen und gefährlichen Elemente.

Nicht anders sieht es mit den zahllosen Spitzeln und Verrätern aus, die immer wieder in den Reihen des deutschen Selbstschutzes auftauchen. Es ist sicherlich richtig, daß durch die Selbstjustiz der deutschen Selbstschutzformationen in streng juristischem Sinne eine Reihe von Leuten vom Leben zum Tode befördert worden sind, die unter normalen Umständen ihre

Vergehen mit einer kürzeren oder längeren Freiheitsstrafe hätten sühnen können. Aber bei der Beurteilung dieses Kom- plexes, der später in den sogenannten Femeprozessen eine große Rolle gespielt hat, wird man zu bedenken haben, daß lang- wierige, ins Einzelne gehende Untersuchungen überhaupt nicht möglich waren. War jemand verdächtig, so mußte das be- dauerlicherweise genügen. Er verschwand und tauchte in den meisten Fällen nie wieder auf.

Es ist natürlich auch vorgekommen, daß auf Grund absolut falscher Denunziationen ganz Unschuldige Opfer dieser Selbst- justiz geworden sind. Aber diese Fälle sind tatsächlich ungemein selten, denn der Denunziant hatte, wenn bei irgendeiner Ge- legenheit sich die Unschuld seines Opfers herausstellte, ganz selbstverständlich die gleiche Strafe zu gewärtigen. Der Respekt vor der Unantastbarkeit eines Menschenlebens ist in diesen wilden und eigentlich mit kaum etwas anderem vergleichbaren Zeiten nicht sehr groß gewesen. Der Kampf, den die wenigen Tausende zu allem entschlossener deutscher Männer damals gegen die Polen, die Franzosen und teilweise sogar gegen die Laschheit der eigenen Führung und Regierung zu führen hatten, konnte keinen Raum für sentimentale Humanitätsüber- legungen lassen. Das, was damals geschah, ist nur aus der Atmosphäre heraus zu verstehen, die diese Zeit völlig beherrschte. Es ist ganz unmöglich, für die Beurteilung des sogenannten Femekomplexes Maßstäbe einer bürgerlich-normalen Zeit und eines bürgerlich-normalen Empfindens anzulegen. Weder die Zeit noch die Männer, die in ihr kämpften, waren bürgerlich. Sie waren in all ihren Auffassungen, in all ihrem Handeln sogar das absolute Gegenteil davon. Sie standen nur auf sich gestellt in einer feindlichen Welt, in der sie sich nur behaupten konnten, wenn sie eigentlich unausgesetzt nach allen Seiten um sich schlugen. Daß dieses Leben und diesen Kampf wiederum nur Männer zu führen vermögen, die schon an sich ihrem ganzen Wesen nach unbürgerlich eingestellt sind, liegt auf der Hand. So trieb eins das andere. Unbürgerliche Menschen in die wildeste

Zeit hineingestellt, die man sich denken kann, das ergibt eine Häufung von rauhen, unbürgerlichen Lebenselementen, wie man sie sich härter und kompromißloser gar nicht vorzustellen vermag.

Wer alles oder das meiste, was in diesem Leben ihm von Wert war, verloren hat; wer das Gefühl hat, daß außer den Kameraden niemand für ihn einsteht; wer nie weiß, ob er am nächsten Morgen noch aufwachen wird, wenn er sich abends schlafen legt; wer bei jedem Spaziergang damit rechnen muß, verhaftet oder über den Haufen geschossen zu werden — der stellt nicht mehr lange Überlegungen an, ob derjenige, den seine eigene Kugel trifft, nun vielleicht in irgendeinem minuziös durchgeführten ordentlichen Gerichtsverfahren bloß drei oder dreieinhalb Jahre Gefängnis bekommen hätte.

Zwei Jahre nach den oberschlesischen Kämpfen von 1921 haben sich in der sogenannten schwarzen Reichswehr eine Reihe von Fällen ereignet, die dann wiederum Jahre später als sogenannte Femeprozesse in der deutschen Öffentlichkeit ein ungeheures Aufsehen erregt haben.

Es ist interessant, festzustellen, daß solche Femefälle nachweislich nur in den Abteilungen der sogenannten schwarzen Reichswehr vorgekommen sind, in denen die überwiegende Zahl der Angehörigen aus alten oberschlesischen Formationen stammten. Hier war das Denken und Fühlen jener Zeit wach geblieben und setzte sich in Handlungen um, sobald die Situation derjenigen von damals auch nur ähnlich zu werden begann. Man hat allerdings wieder bestritten, daß zur Zeit der Küstriner Femefälle für die schwarze Reichswehr eine Situation gegeben war, die mit der des Oberschlesien von 1921 auch nur die geringste Ähnlichkeit gehabt habe. Diese Behauptung, die aufgestellt wurde, um die sogenannten Fememörder in den Augen der bürgerlichen Öffentlichkeit zu belasten, läßt sich aber tatsächlich nicht aufrechterhalten.

Die Formationen der schwarzen Reichswehr wurden offiziell nicht anerkannt. Niemand, auch im Inlande, durfte zur Zeit

des Ruhrkampfes die geringste Ahnung davon haben, daß hier im Osten Vorbereitungen für einen militärischen Grenzschutz gegen die zur Zeit des Ruhrkampfes unbedingt drohende Gefahr polnischer Überfälle getroffen wurden.

Was sollten unter diesen Umständen die bei ihrer Einstellung zu allerstrengster Verschwiegenheit verpflichteten Angehörigen der schwarzen Formationen nun im Falle von Verräterei oder Sabotage praktisch tun? Leute, die Verrat begangen hatten oder bei denen der Verdacht bestand, daß sie Verrat begehen würden, konnten nicht den ordentlichen Gerichten übergeben werden — ebensowenig aber war ein einfaches Abschieben von Verrätern und Saboteuren möglich. Kamen diese Leute zur Entlassung, so bestand die dringende Gefahr, daß sie zur nächsten Zweigstelle der interalliierten Kontrollkommission liefen und dort ihre Kenntnisse gegen bare Bezahlung an den Mann brachten.

Tatsächlich liegen also bei der Beurteilung der sogenannten Femefälle in der schwarzen Reichswehr die Verhältnisse von denen in Oberschlesien keineswegs sehr verschieden. Es ist deshalb völlig widersinnig, wenn man später den Versuch gemacht hat, den ganzen Femekomplex der schwarzen Reichswehr unabhängig von den oberschlesischen Vorgängen des Jahres 1921 zu beurteilen. Eine Beurteilung ist überhaupt nur möglich, wenn man diese Zusammenhänge kennt und sie als gegeben hinnimmt.

*

Es ist ein ausgesprochen schöner Abend, an dem der Führer des Ratiborer Baltikumstoßtrupps sich von seinen Freunden trennt. Besondere Aufgaben sind im Augenblick nicht zu lösen, und mit jener Landsknechtsheiterkeit, die das Wesen dieser Männer kennzeichnet, begeben sich die meisten von ihnen zunächst einmal zu einem ausgedehnten Abendschoppen in die Weinstuben von Glusa.

Die Getränke, die dort konsumiert werden, umfassen eine ziemlich weit gespannte Skala. Vom harmlosen Schnaps geht es bis zu den kompliziertesten Mischungen. Eine der teuflischsten

Angewohnheiten ist das sogenannte Namentrinken. Man sagt nicht mehr schlicht und einfach Prost und trinkt irgendeinem der Kameraden zu, sondern man kompliziert dieses Verfahren auf folgende Weise. Es gibt bekanntlich eine unendliche Menge verschieden benannter Schnäpse und Liköre. Man kann nun aus den Anfangsbuchstaben dieser verschiedenartigsten Alkoholien mit Leichtigkeit ein Alphabet zusammenstellen: Allasch, Benediktiner, Curaçao usw. Anstatt nun Prost zu sagen, wird eine Batterie von Schnäpsen aufgefahren, deren Anfangsbuchstaben der Reihe nach den Namen dessen ergeben, den man zu ehren wünscht. Heißt nun jemand gar Baron Lewis of Menard, so ergibt sich selbst für einen angenehm trinkfesten Mann eine gewisse Schwierigkeit, wenn er dem Kameraden mit diesem alten Kreuzritternamen mehr als dreimal am Abend zuprosten will.

Der Abendschoppen bei Glusa ist im besten Gange. Die Uhr beginnt langsam sich auf zwei zu bewegen, und selbst der eisenfeste Kaplan aus dem benachbarten Markowitz fängt an, gelegentlich verstohlen zu blinzeln. Er tut das nur verstohlen, denn er weiß, daß die baltischen Herren es ausgesprochen übelnehmen, wenn irgend jemand in ihrer Gesellschaft den kindlichen Versuch macht, vor morgens um vier oder fünf das Feld zu räumen.

Plötzlich wird die Tür aufgerissen. So energisch, daß bei den meisten Teilnehmern der Tafelrunde die erste Reaktion das Freimachen der Revolver ist. Aber diesmal ist es keine vorwitzige französische Militärpatrouille, sondern ein schreckensbleicher Selbstschutzmann, der hereinkommt. Die Männer sehen den Ankömmling, und auf einmal ist nichts mehr von dem Alkoholdunst von vorhin zu spüren. Ganz klar und kalt sind sie, als sie hören, daß vor einer halben Stunde ihr Führer, der Rittmeister, von den Franzosen in seiner Wohnung verhaftet worden ist.

Sie überlegen, wie das möglich ist. Die Wohnung des Rittmeisters ist nicht weit entfernt. Man hätte das Schießen, das

bei einer solchen Verhaftung oder dem Versuch dazu absolut unausbleiblich ist, unter allen Umständen hören müssen.

Der Bote bringt auch dafür die Aufklärung. Die Franzosen müssen gewußt haben, daß der Rittmeister an diesem Abend Damenbesuch hatte. Sie müssen weiter gewußt haben, daß dieser Mann, dem die Pistole vielleicht noch lockerer sitzt als all seinen Leuten, es aus irgendeiner Hemmung heraus nicht schätzt, in Gegenwart einer Frau zu schießen. Darauf haben die Franzosen gebaut. Eine starke Patrouille unter Führung des Chefs der französischen Militärpolizei ist in die Wohnung eingedrungen, und tatsächlich hat der Rittmeister keinerlei Gegenwehr geleistet. Er hat sich aufs höflichste von der jungen Dame, die bei ihm war, verabschiedet und ist, ohne einen Schuß abzugeben, den Franzosen gefolgt. Augenblicklich sitzt er bereits im Bezirksgefängnis von Ratibor.

Die Baltikumleute sind mit einem Schlage stocknüchtern. Sie wissen, daß diese Verhaftung der Versuch ist, ihre ganze Organisation zu zerschlagen. Das, was jetzt zu geschehen hat, ist etwas anderes als irgendeine gewöhnliche Angelegenheit der vergangenen Wochen. Der Kampf, der nun beginnt, ist ein Kampf um das Prestige, um das Ansehen des ganzen Trupps. Lassen sie sich gefallen, daß ihr Führer vor ein französisches Militärgericht gestellt wird, dann ist damit der Beweis erbracht, daß die Macht der Franzosen ausreicht, um sie und ihre Tätigkeit hier lahmzulegen. Das muß verhindert werden.

Aber wie?

Ein Angriff auf das von einer ganzen französischen Kompanie mit Maschinengewehren gesicherte Gefängnis ist ausgeschlossen. Aber so lange der Rittmeister im Gefängnis von Ratibor sitzt, kann man ihn nicht aburteilen. Seine Verurteilung muß unter allen Umständen vor dem obersten Gericht der interalliierten Kommission in Oppeln erfolgen. Er hat viel zu viel im Sinne der Franzosen auf dem Kerbholz, als daß die Verurteilung in Ratibor selbst vor sich gehen könnte.

Da liegt die Chance zum wirkungsvollen Gegenschlag. Aus

Ratibor heraus werden die Franzosen ihren Gefangenen unter keinen Umständen bringen.

Die Franzosen selbst haben anscheinend schwere Bedenken, den wertvollen und gefährlichen Gefangenen abzutransportieren. Sie könnten ihn unter guter Bedeckung in die Bahn setzen und nach Oppeln schaffen. Aber die Strecke von Ratibor nach Oppeln ist nicht ganz kurz, und die Franzosen wissen, daß in einem ähnlichen Falle vor nicht allzu langer Zeit leider der Zug, der den Gefangenen nach Oppeln bringen sollte, unterwegs entgleist ist. Das gab einige Tote und eine beträchtliche Verwirrung. Dann knallte es einige Male, und ehe sich die Bedeckungsmannschaften recht versahen, standen sie allein mit den Trümmern ihres Zuges im Gelände.

Der Gefangene war weg.

So etwas wollen sie ungern zum zweitenmal erleben. Vorläufig warten sie ab. Es vergehen drei, vier Tage, in denen nichts passiert. Die Leute des Rittmeisters sind in dieser ganzen Zeit von einer musterhaften Zurückhaltung, aber sie schlafen keineswegs. Das Gefängnis wird genau beobachtet. Der Bahnhof steht unter ständiger Kontrolle. Alle Ortsausgänge von Ratibor sind mit kleinen Patrouillen Tag und Nacht besetzt. Das ist für eine Abteilung von höchstens vierzig Mann eine Aufgabe, die jeden einzelnen zwölf Stunden am Tage in Anspruch nimmt, und wenn das nicht ausreicht, muß nach guter alter militärischer Sitte noch die Nacht zu Hilfe genommen werden. Aber diese Männer sind es gewöhnt, sich die Nächte um die Ohren zu schlagen. Häufig genug tun sie das in ihrem sogenannten normalen Leben ja auch. In diesem Falle ist es ihnen vollständig gleichgültig, ob sie Zeit zum Essen oder Schlafen haben. Es geht darum, den Franzosen einen Schlag zu versetzen, den sie sobald nicht vergessen, und es geht noch um mehr: um das Leben ihres Rittmeisters.

Acht oder zehn Tage mögen so seit der Nacht der Verhaftung vergangen sein. Noch immer sitzt der Rittmeister im Gefängnis in Ratibor. Noch immer wagen die Franzosen nicht, ihn ab-

zutransportieren. Noch immer liegen die Leute des Rittmeisters Tag und Nacht auf der Lauer.

Eines schönen Morgens, als grade die Dämmerung einsetzt, entschließt sich der Chef der französischen Militärpolizei doch zu dem großen Wagnis. Die letzten acht Tage sind so ruhig vergangen. Es ist kein Attentat auf ihn verübt worden. Man könnte beinahe annehmen, daß diese verfluchten Deutschen durch die Verhaftung des Rittmeisters einen solchen Schock bekommen haben, daß sie sich nicht mehr getrauen, etwas zu unternehmen. Der französische Polizeichef ist sehr zufrieden mit sich. Da ist der Beweis. Man braucht nur zuzugreifen und wirklich einmal energisch zu werden, dann ducken sich diese Boches.

Trotzdem ist natürlich Vorsicht durchaus am Platze. Zum Abtransport wird eine Kompanie italienischer Soldaten kommandiert. Eine ganze Kompanie für einen einzigen Mann. Dazu drei Lastwagen. Auf dem vordersten ein schußfertiges Maschinengewehr und zwanzig italienische Soldaten mit entsicherten Gewehren. Auf dem zweiten sitzt der französische Polizeichef neben dem Fahrer, dahinter wieder fünfundzwanzig oder dreißig Soldaten, in ihrer Mitte, zwischen aufgepflanzten Bajonetten, der Gefangene. Der dritte Wagen ist ebenso ausstaffiert wie der erste.

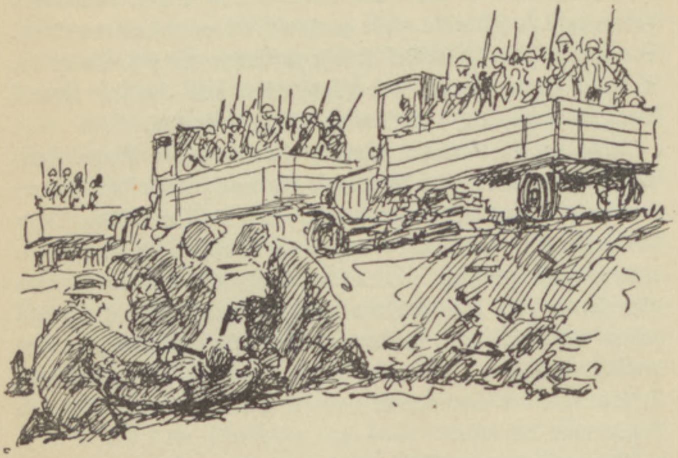
So muß es gehen. Polternd rumpeln die drei Lastwagen über das morgenstille Kopfsteinpflaster der Stadt Ratibor. In den Straßen rührt sich noch nichts. Der Ausgang der Stadt ist schon erreicht. Das Schlimmste scheint überwunden zu sein. Über den Oderwiesen liegt noch der Nachtnebel. Langsam beginnt er sich unter den ersten Sonnenstrahlen zu heben.

Der vorderste der drei Lastwagen ist grade um eine Kurve gebogen. Fünfzehn bis zwanzig Meter hinter ihm folgt der zweite.

Da ereignet sich etwas völlig Unerwartetes. Aus dem Chausseegraben hinter einem Haufen von Pflastersteinen knallen in rascher Folge sieben oder acht Revolverschüsse, die zum Teil dem Fahrer des ersten Wagens um den Kopf fliegen, zum Teil

den Motor des ersten Wagens treffen. Unwillkürlich reißt der Mann die Bremse, und der Fahrer des zweiten Wagens bekommt sein schweres Gefährt noch grade zum Stehen, ehe es auf den vordersten Wagen aufprallt.

Der französische Polizeichef stößt einen mörderlichen Fluch aus und greift nach dem Revolver. Neugierig erschreckt starren die italienischen Soldaten in den Morgen.



Da, ehe noch Zeit zur Überlegung ist, springt mit einem Satz, der schon beinahe eine olympische Leistung ist, ein baumlanger Mann auf den Führerstand des zweiten Lastwagens los. Mit einem einzigen Griff hat er den französischen Polizeichef am Kragen und reißt ihn vom Wagen herunter auf die Straße. Die Italiener sind völlig erstarrt. Im Chausseegraben landen die beiden bei zwei andern nicht sehr vertrauenerweckend aussehenden Männern, die ebenfalls dem Kapitän die entsicherten Revolver an die Stirn drücken.

Die Italiener wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen. Wenn sie auf die kleine Gruppe feuern, so müssen sie unbedingt den französischen Offizier mittreffen. Also schießen sie lieber nicht.

Der Mann, der den Franzosen vom Wagen heruntergeholt hat, ist der baltische Baron Lewis of Menard, und in ausgezeichnetem Französisch teilt er dem Kapitän jetzt kurz und durchaus unmißverständlich mit, daß er genau dreißig Sekunden Zeit habe, um den Italienern den Befehl zu geben, den Rittmeister vom Wagen herunterzulassen. Wenn er das nicht tut, ist er in der einunddreißigsten Sekunde ein toter Mann.

Der Franzose kennt seine Gegner gut genug, um zu wissen, daß sie keine Phrasen machen. Wenn diese Männer drohen, daß sie schießen, dann tun sie es auch. Also gibt er den Befehl. Mit besonders schönen Handschellen gefesselt, klettert der Rittmeister freundlich lächelnd vom Wagen. Der französische Polizeichef entnimmt zähneknirschend seiner Tasche den Schlüssel, und klirrend fallen die Handschellen auf die Straße.

Aber damit ist es noch nicht ganz zu Ende. Wieder bekommt er dreißig Sekunden Zeit, um den Autos den Befehl zur Rückkehr nach Ratibor zu geben. Er selber wird die Freundlichkeit haben, noch ein wenig in der angenehmen Gesellschaft zu bleiben und dann zu Fuß zurückzulaufen. Aber auch das nur, wenn er sein Ehrenwort gibt, in den nächsten vier Stunden nichts gegen die vier Leute zu unternehmen. Wieder erklärt sich der Franzose einverstanden. Mit einiger Mühe wenden die schweren Lastwagen auf der schmalen Straße und rumpeln nach Ratibor zurück.

Zwanzig Minuten später folgt ihnen zu Fuß und gänzlich unbewaffnet der hochmögende Chef der französischen Militärpolizei. Er hat diesen Morgen noch lange nicht vergessen. Aber er hat sein Ehrenwort gehalten. Vielleicht weil er sich als Offizier an sein Wort gebunden fühlte, vielleicht aber auch — und das ist sogar das Wahrscheinlichere — weil er nach diesem tollen Stück der nicht unberechtigten Meinung war, daß die Drohung, er werde den etwaigen Bruch seines Ehrenwortes nicht um achtundvierzig Stunden überleben, von diesen Leuten oder ihren ebenso gefährlichen Kameraden unter allen Umständen wahrgemacht werden würde.

Noch lange nach der Beendigung der oberschlesischen Kämpfe

waren der Rittmeister und seine Leute im ganzen südlichen Oberschlesien beinahe legendäre Figuren.

*

Es gibt keine Behandlung, keine Darstellung der oberschlesischen Kämpfe des Jahres 1921, die nicht die Tätigkeit und den Einsatz des Freikorps Oberland ziemlich in den Mittelpunkt aller Betrachtungen stellt. Oberschlesien und Oberland lassen sich voneinander nicht trennen, und in vieler Hinsicht ist dieses ursprünglich hauptsächlich aus bayerischen Freiwilligen zusammengesetzte Freikorps der Inbegriff des Freikorpswesens und der Freikorpsleistung geworden.

Am 11. Mai abends traf die Stammformation des Freikorps Oberland mit ihren Führern Major Horodam und Hauptmann Beppo Römer in Neustadt in Oberschlesien ein. Schon der Antransport der kleinen Truppe war von Schwierigkeiten aller Art begleitet gewesen. In Sachsen hatte auf Befehl des unabhängigen Innenministers Lipinski die Polizei den Versuch gemacht, den Bahntransport in Dresden anzuhalten. Mit der Waffe in der Hand hatten die Bayern gedroht, daß sie das ganze komische Städtchen zu Brei schlagen würden, wenn sie nicht sofort eine Lokomotive für die Weiterfahrt nach Oberschlesien bekämen. Das hatte gewirkt, und sechsundzwanzig Stunden nach der Abfahrt von München erfolgte der Einmarsch in Neustadt.

In wenigen Tagen wurde hier das Freikorps durch Einstellung weiterer Freiwilliger ergänzt und auf die Stärke von drei Bataillonen gebracht. Bewaffnung und Ausrüstung waren jedoch keineswegs vollkommen oder auch nur ausreichend. Alte Felduniformen waren mit oberbayerischen Trachten und städtischen Zivilanzügen gemischt. Das gemeinsame Erkennungszeichen war das Edelweiß am Kragen. Diese ungleichmäßige Ausrüstung und Uniformierung hatte eine weitere, nicht nur für dieses Freikorps sehr typische Erscheinung zur Folge: da der Zusammenhalt durch gleichartige Uniformierung fehlte, ging man dazu über, jeder Kompanie ihre Fahne zu geben. In den

späteren Kämpfen haben diese Fahnen dann wieder eine Rolle gespielt, wie man sie aus den Schilderungen der Kriege des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts kennt.

Die Bewaffnung war zunächst völlig unzureichend. Keineswegs jeder der Freiwilligen hatte eine Schußwaffe. Das feststehende Messer oder unter Umständen auch nur ein derber Knüppel mußte ausreichen. Schwere Waffen, wie Maschinengewehre, leichte Minenwerfer usw., waren fast überhaupt nicht vorhanden. In ganz kurzer Zeit gelang es den Führern des Freikorps, Major Horodam und Hauptmann Römer, diese Truppe mit ihrem eigenen vorwärtsdrängenden Geist so zu erfüllen, daß das Freikorps Oberland bei den Kämpfen um den Annaberg und bei den späteren hauptsächlichsten militärischen Operationen nicht nur in vorderster Linie eingesetzt werden konnte, sondern tatsächlich weit darüber hinaus zum eigentlichen Träger und vorwärtsreißenden Faktor des ganzen oberschlesischen Selbstschutzes geworden ist.

Der Freikorpsgeist dieser Truppe und ihrer Führer ließ sich auch durch die scheinbar unüberwindlichsten Schwierigkeiten nicht einen Augenblick irremachen. Der Drang nach vorwärts, der Drang, deutsches Land von Terror und feindlicher Invasion freizumachen, war so ungeheuer, daß weder mangelnde Bewaffnung noch ein zahlenmäßig und an Ausrüstung um ein Mehrfaches überlegener Gegner ihm je standgehalten hat.

Die Kehrseite der Medaille ist darin zu erblicken, daß eine solche Formation als Freikorps — im wahrsten Sinne dieses oft mißbrauchten Wortes — allzu leicht den Rahmen einer zentral geleiteten militärischen Führung sprengt oder zu sprengen versucht. Diese Gefahr ist besonders dann gegeben, wenn die Entschlüsse der militärischen Führung von politischen Momenten beeinflußt werden oder Überlegungen Rechnung tragen müssen, deren Sinn nicht ohne weiteres von den Freikorpsoffizieren und Soldaten erkannt oder anerkannt wird. In den oberschlesischen Kämpfen haben sich diese Differenzen zwischen oberer militärischer Führung und dem Freikorps Oberland oft genug gezeigt.

Die Situation der obersten militärischen Führung des deutschen Selbstschutzes war ohne Zweifel in allen Stadien des Abwehrkampfes ganz ungeheuer schwierig. Unter den Augen und gegen den Willen der französischen Besatzungstruppen mußte die Aufstellung des deutschen Selbstschutzes erfolgen, und die Operationen waren ständig durch die erzwungene Rücksichtnahme auf die Forderungen der interalliierten Kommission in Oppeln gehemmt. Dazu kam die halb unfreiwillige Lethargie der Berliner Regierungsstellen, die es an Unterstützung für die oberschlesischen Freiwilligenformationen während der ganzen Zeit fehlen ließen. Es ist heute eine beinahe müßige Frage, entscheiden zu wollen, wie weit diese Enthaltsamkeit tatsächlich von außen her erzwungen war, oder wie weit die innerpolitische Abneigung der Berliner Regierung gegen die Freikorps in Oberschlesien ihre Haltung tatsächlich bestimmt hat. Fest steht das eine, daß außer verhältnismäßig reichlichen Geldmitteln eine Unterstützung für die oberschlesischen Selbstschutzformationen von offiziellen Stellen des Reiches nur sehr zögernd erfolgt ist. Dieses Verhalten steht in krassem Gegensatz zu dem der Warschauer Regierung, die in der ganzen Zeit ganz offiziell den Aufstand der polnischen Insurgenten gefördert und unterstützt hat. Besonders in der Frage der Bewaffnung und der Ausrüstung der Formationen mit Artillerie und Maschinengewehren machte sich das zum Nachteil der deutschen Formationen geltend.

Nach dem ersten Vordringen des polnischen Insurgentenheeres bis an die Oder übernahm der im Kriege erfolgreiche, aus Oberschlesien gebürtige Generalleutnant Höfer die oberste militärische Leitung. Aus der militärischen Lage ergab sich die Gliederung der Front gegen die vordringenden polnischen Truppen in zwei Abschnitten. Der Abschnitt Nord unterstand dem Oberstleutnant Grützner, der Abschnitt Süd dem Generalleutnant von Hülsen. Die Hauptschwierigkeit für die Durchführung einheitlicher militärischer Operationen lag darin, daß, abgesehen vom Freikorps Oberland und einer Reihe von anderen kleineren freikorpsartigen Formationen, die Masse des Selbst-

schutzes aus lokalen Ortswehren bestand, deren Verwendbarkeit über den Rahmen der Verteidigung ihres allerengsten Heimatsbezirkes hinaus recht fraglich war.

Unter diesen Umständen, zu denen erschwerend die fortgesetzten Einmischungs- und Pressionsversuche des französischen Militärs kamen, glaubte Generalleutnant Höfer zunächst nicht, offensiv gegen die zahlenmäßig und an Ausrüstung weit überlegenen Polen vorgehen zu können. Erst als das immer stärkere Nachdrängen der polnischen Insurgentenarmee zu einer taktisch gänzlich unhaltbaren Situation geführt hatte, gab Generalleutnant Höfer schweren Herzens der Gruppe Süd, an deren nördlichem Flügel bei Gogolin das Freikorps Oberland stand, die Genehmigung zu einem taktischen Entlastungsvorstoß, der von Krappitz nach Osten durchgeführt werden sollte. An die Erstürmung des beherrschenden Annaberges wurde zunächst noch gar nicht gedacht. Die oberste militärische Führung wollte nur die Oderhöhen so weit freimachen, daß für die Durchführung der Verteidigung gegen weitere polnische Angriffe eine bessere Lage geschaffen wurde.

Schon diese von oben her befohlene Beschränkung des Angriffszieles war etwas, was Männern wie dem Major Horodam und dem Hauptmann Römer unter keinen Umständen in den Kopf wollte. Sie vertraten die von ihrem Standpunkt aus gerechtfertigte Auffassung, daß ihre Truppe auch unter ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen Leistungen vollbringen könne und werde, die weit über das Maß dessen hinausgingen, was die obere Führung ihr zutraute. Dazu kam ein weiteres Moment: Die Freiwilligen hatten sich zur Verfügung gestellt, um Oberschlesien von der polnischen Invasion zu befreien. Sie und ihre Führer hatten das Gefühl, daß diese Aufgabe durchgeführt werden müsse, auch wenn man den Teufel persönlich mit den bloßen Fäusten aus der Hölle zu holen habe. Taktische Erwägungen wie die Verbesserung einer Verteidigungsstellung oder Ähnliches betrachteten sie als generalstäblerische Flauheit, wenn nicht als Verrat an der großen deutschen Aufgabe.

So war die Situation, als in der Nacht vom 20. zum 21. Mai 1921 die Bataillone des Freikorps Oberland zum befohlenen Angriff bereitgestellt wurden.

*

Um ein Uhr ist die Bereitstellung vollendet. Die letzten anderthalb Stunden vor dem für zwei Uhr dreißig angesetzten Angriff schleichen dahin. Alte Feldsoldaten liegen neben blutjungen Freiwilligen, die noch nie eine Kugel haben pfeifen hören. Die alten Soldaten wissen, daß die kommenden Stunden verflucht hart werden müssen. Im ganzen Abschnitt des Freikorps Oberland steht nicht ein einziges Geschütz. Die Polen drüben auf den Höhen haben massenhaft Artillerie und schwere Maschinengewehre. Dagegen mit vier bis sechs Gewehren in der Gruppe ohne einen Schuß Artillerieunterstützung anzulaufen, ist bestimmt keine Kleinigkeit.

Die Alten beißen die Zähne zusammen, und ihre Augen werden hart. Die Jungen sind fieberhaft erregt. Sie brennen darauf, ins Gefecht zu kommen. Die Alten lächeln ein wenig spöttisch. Sie wissen aus hundertfacher Erfahrung, wie ein Sturmangriff aussieht. Das ist keine Sache, nach der man sich unmäßig reißt. Was sein muß, muß sein und wird gemacht werden. Aber zum wilden Jubel ist vorläufig nicht die geringste Veranlassung.

Punkt zwei Uhr dreißig treten die vordersten Wellen an. Das



erste Bataillon Oberland unter Major Österreicher soll zunächst das Vorwerk Strebinow nehmen und wenn möglich weiter auf Sakrau und die Höhe 209 vorstoßen. Das zweite und dritte Bataillon sollen nach Nordosten Luft schaffen und den Polen die Kalkwerke von Gogolin wegnehmen. Die dem Freikorps angegliederte Sturmabteilung Heintz soll nördlich umfassend versuchen, die Sprentschützer Höhen etwa

zwei Kilometer nördlich der Chaussee Gogolin—Großstrelitz in die Hand zu bekommen.

Ohne einen Schuß abzugeben, gehen die Abteilungen vor. Die Polen sind anscheinend auf den Angriff vorbereitet. Völlige Überraschungen gibt es in diesem Kriege überhaupt nicht. Dazu laufen zu viele Spione und andere dunkle Existenzen in der ganzen Gegend herum.

Sämtliche Abteilungen des Freikorps Oberland erreichen in verhältnismäßig kurzer Zeit die ersten befohlenen Angriffsziele. Die polnische Feuerüberlegenheit hilft nichts, auch wenn die Lücken, die bereits in diesem Stadium der Schlacht in die Reihen der Oberländer gerissen werden, schmerzlich genug sind. Wenn die Deutschen erst einigermaßen heran sind, dann gibt es für die Polen nicht mehr viel zu bestellen. Dann arbeiten Kolben und Messer, und die polnischen Insurgenten lernen, sofern sie dazu noch Gelegenheit haben, eine gut oberbayerische Wut aufs peinlichste und genaueste kennen.

Bei der Eroberung von Sakrau fallen dem Bataillon Österreicher zwei polnische Geschütze in die Hand, die nachher noch ausgezeichnete Dienste leisten sollen. Schon hier ist festzustellen, daß aktive französische Offiziere auf seiten der polnischen Insurgenten mitkämpfen.

Weniger erfreulich sieht die Gefechtslage rechts vom Freikorps Oberland aus. Dort hat die Abteilung von Chappuis den Auftrag, Oberwitz und die Wygodaer Höhen südlich der Bahnlinie Gogolin—Kandrczin zu nehmen. Aber die Abteilung, die ebenfalls ohne jede Artillerieunterstützung vorgehen soll, kommt nicht recht weiter, und dadurch gerät die ganze rechte Flanke des Freikorps Oberland in ernsthafte Gefahr. Die Polen haben die Möglichkeit, starkes flankierendes Feuer auf die vorgehenden Deutschen abzugeben, die Teile ihrer ohnehin schwachen Kräfte nach Süden abdrehen müssen, um nicht der Gefahr eines Angriffs in den Rücken ausgesetzt zu sein.

Diese Situation machen sich die Polen sehr bald zunutze. Mit starken Kräften versuchen sie, im Gegenangriff von Oleschka und

Jeschona aus das erste Bataillon Oberland in der Flanke zu fassen, um auf diese Weise den ganzen deutschen Angriff an dieser Stelle der Front zum Stehen zu bringen und zurückzuwerfen.

In dieser Lage entschließt sich Hauptmann Römer zu einem Vorgehen, das an Schneid und Initiative kaum seinesgleichen finden wird.

Er sieht dabei die Situation folgendermaßen: Der gesamte Angriff muß zum Stehen kommen, wenn der polnische Gegenangriff aus südöstlicher Richtung nur dadurch abgeschlagen werden kann, daß an diesem Punkte Verstärkungen eingesetzt werden, die ja doch nur von den andern Bataillonen des Freikorps genommen werden können. Er läßt also seine bedrohte rechte Flanke so bedroht sein, wie sie will, und geht mit Teilen des ersten Bataillons einfäch seinerseits zum Angriff in Richtung Jeschona vor.

Diese Aktion kann nur glücken, wenn die Leistungen jedes einzelnen Mannes beim ersten Bataillon gradezu unwahrscheinlich groß sind. Aber Beppo Römer weiß, was er den Besten seiner alten Oberländer zumuten kann. Und seine Berechnung erweist sich als richtig. Der polnische Gegenangriff wird tatsächlich zum Stehen gebracht. Jeschona wird genommen, und nun sind die weit westlich noch auf den Wygodaer Höhen bei Oberwitz haltenden Polen der Meinung, daß sie völlig umgangen sind. Sie wissen natürlich nicht, daß nur ganz schwache Kräfte, die selber alle Mühe haben, sich zu halten, in ihrem Rücken sind. Sie halten ein derartiges teuflisches Vorgehen wohl einfach nicht für möglich. Der Erfolg ist jedenfalls der, daß sie die Wygodaer Höhen räumen und nach Südosten ausweichen. Die Abteilung Chappuis kann jetzt endlich den ersten befohlenen Angriffsstreifen in Besitz nehmen.

Damit ist eigentlich schon der gesamte ursprüngliche Angriffsplan der Gruppe Süd durchgeführt. Aber vor den Augen der Freiwilligen vom Freikorps Oberland liegt der beherrschende Annaberg. Von seiner Höhe schaut die Kirche weit ins Land,

und die Führer des Freikorps Oberland wissen, daß Besitz oder Nichtbesitz dieser Höhe weit mehr als nur rein militärische Bedeutung hat. Der Annaberg ist für die Polen etwas Ähnliches an moralischer Bedeutung, wie es in Frankreich die Lorettohöhe war. Wer sie besitzt, besitzt das Wahrzeichen Oberschlesiens, und eine Eroberung muß ohne Zweifel auf die Gesamtlage von weitgehendem Einfluß sein.

Das, was den Bataillonen des Freikorps Oberland bisher zugemutet worden ist, waren Leistungen, die schon beinahe übermenschlich waren. Aber Major Horodam und Hauptmann Römer überlegen nicht einen Augenblick. Sie wissen, daß sie ihren Leuten alles und noch ein wenig mehr zumuten können.

Durch den polnischen Gegenangriff sind die hauptsächlichsten Reserven der Polen aller Wahrscheinlichkeit nach in die Gegend des Südwestabhanges des Annabergs zusammengezogen worden. Wenn man jetzt, ohne den Polen Zeit zur Besinnung zu lassen, den Annaberg von Nordwesten her zu fassen versucht, muß es möglich sein, ihn zu stürmen.

Aber die besten und bewährtesten Kompanien des Freikorps liegen noch immer am gefährdeten, wenn auch jetzt etwas entlasteten rechten Flügel starken polnischen Kräften gegenüber, und jeden Augenblick kann ein neuer polnischer Gegenangriff losbrechen. Das alles wissen die Führer des Freikorps Oberland. Aber sie wissen auch, daß sie gerade ihre Stammkompanien für den geplanten Angriff auf den Annaberg nicht entbehren können. Und deshalb wird angesichts des überlegenen polnischen Feindes eine völlige Umgruppierung der Kräfte vorgenommen. Aus der schwachen Front wird das erste Bataillon Oberland herausgelöst und durch das zweite Bataillon ersetzt. Diese Bewegung mit einer Truppe, die immerhin zum großen Teil aus jungen und ziemlich unerfahrenen Freiwilligen besteht, ist eine der erstaunlichsten Leistungen der ganzen Schlacht um den Annaberg.

Es ist bezeichnend für den moralischen Eindruck, den die ganze bisherige Kampfhandlung bei den weit überlegenen Polen

hinterlassen haben muß, daß in dieser Situation nicht ein neuer Gegenangriff erfolgt, der ganz ohne Zweifel große Aussicht auf einen durchschlagenden Erfolg gehabt hätte.

Bei der militärischen Oberleitung ist man sich in diesem Augenblick über die Lage beim Freikorps Oberland ganz und gar nicht im klaren. Hauptmann Römer legt aber auch nicht den geringsten Wert darauf, seinem Vorgesetzten, dem Generalleutnant von Hülsen, Gelegenheit zum Eingreifen zu geben. Nach all dem, was der Erteilung des Angriffsbefehls vorausgegangen ist, glaubt er — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben —, daß die obere Führung Bedenken haben werde, dem Angriffsplan auf den Annaberg in der beabsichtigten Form zuzustimmen. Es ist ja auch noch sehr vieles durchaus unsicher und unklar, und die Generalstäbler hinten, die nicht so genau wie Horodam und Römer wissen, was die Oberländer zu leisten imstande sind, könnten, von ihrem Standpunkt aus mit Recht, Bedenken haben.

Um ganz sicher zu gehen, schickt deshalb Hauptmann Römer Meldungen an die Leitung, aus denen hervorgeht, daß der rechte Flügel des Freikorps Oberland im Gegenstoß den polnischen Entlastungsangriff zurückgewiesen hat und den weichenden Polen auf den Fersen bleibt. Diese Darstellung der Lage findet sich denn auch in der späteren Schilderung der Annaberg-Schlacht, die Generalleutnant von Hülsen gegeben hat. In Wirklichkeit war der rechte Flügel des Freikorps Oberland in diesem Augenblick keineswegs im Nachdrängen, sondern er wurde angesichts eines weit überlegenen Feindes in tollkühner Weise umgruppiert, und wesentliche Teile wurden für den geplanten Angriff nach Norden herausgezogen.

Ein schwieriger Punkt ist in dieser Situation die Frage, ob die Höhe 310 hart nördlich des Waldes von Wysoka, durch den das erste Bataillon Oberland zum Angriff auf den Annaberg angesetzt werden soll, noch von den Polen besetzt ist oder nicht. Kräfte, die eine gewaltsame Erkundung gegen die Höhe vornehmen könnten, stehen selbstverständlich nicht zur Verfügung.

Also übernehmen Major Horodam, Hauptmann Römer, ein Ordonnanzoffizier und zwei berittene Ordonnanzen selber die Patrouille. In rasendem Galopp jagen sie die Anhöhe hinauf. Kugeln pfeifen ihnen um die Ohren. Aber aus dem Schießen ist keineswegs zu ersehen, ob die Höhe von starken oder schwachen Kräften der Polen besetzt ist. Ein Karabiner und vier Pistolen stellen die ganze Feuerstärke der kleinen deutschen Abteilung dar. Aber das alles spielt in diesem Augenblick gar keine Rolle. Weiter geht die wilde Jagd, und die Polen sind anscheinend der



Meinung, daß die Patrouille da vorne nur der Beginn eines starken Angriffs sein kann. Die Tollkühnheit, daß fünf Leute eine besetzte Höhe angreifen, geht ihnen einfach nicht ein.

Im Reiten feuern die fünf, was nur aus den paar Waffen heraus will. Und richtig — als sie den Rand der Höhe 310 erreichen, verschwinden auf der andern Seite die letzten fliehenden Polen, denen noch ein paar Schuß nachgesandt werden.

Die Höhe 310 ist erobert. Eine Ordonnanz wird zurückgejagt mit dem Befehl, sofort die beiden in Sakrau eroberten Geschütze der Polen heranzubeordern, damit sie von der beherrschenden Höhe aus den Angriff auf den Annaberg unterstützen können. In der Zwischenzeit halten die restlichen vier Mann die Höhe besetzt.

Der Befehl, die Geschütze auf die Höhe heraufzubringen, ist weit leichter gegeben als ausgeführt. Pferde sind nicht vorhanden, und den Freiwilligen zerspringen beinahe die Muskeln,

als sie den Versuch machen, die schweren Geschütze auf die Höhe hinaufzuwuchten. Aber an diesem Tage gibt es nichts, was unmöglich wäre. Nach einer geradezu erstaunlich kurzen Spanne Zeit sind die beiden Geschütze in Stellung gebracht, und gegen elf Uhr vormittags steht das neu gruppierte Freikorps Oberland zum entscheidenden Sturm auf den heiligen Berg Schlesiens bereit.

Von der Höhe 310 aus beginnen die Geschütze so etwas wie eine Feuervorbereitung. Aber viel Zeit wird damit nicht verloren. Durch den unübersichtlichen Wald von Wysoka, fast ohne die Möglichkeit einer wirklichen Orientierung geht das erste Bataillon des Freikorps Oberland gegen den Annaberg vor. Das Ziel ist die ragende Spitze des Klosterkirchturms oben auf der Höhe des Berges.

Die andern Bataillone des Freikorps greifen von Westen und von Norden zu beiden Seiten des ersten Bataillons ebenfalls an.

Verzweifelt wehren sich die Polen. Aber gegen diese deutschen Teufel sind sie machtlos. Ihre Maschinengewehre kämmen die Hänge ab, aber nur selten gelingt es den Polen, mit ihren Garben die sprungweise in ganz kleinen Gruppen sich vorarbeitenden Deutschen zu fassen. Wo das der Fall ist, gibt es schwere Verluste. Aber zum Stehen zu bringen sind diese Oberländer nicht.

Es mag sein, daß den Polen besonders unheimlich die Tatsache ist, daß trotz aller Verluste der Angreifer die Feuerstärke nicht geringer wird. Das liegt einfach daran, daß auch jetzt bei Beginn des letzten Angriffs auf den Annaberg noch keineswegs alle Angehörigen des Freikorps im Besitz von Gewehren sind. Wo ein Kamerad fällt oder verwundet liegenbleibt, greift ein anderer nach seinem Gewehr und feuert weiter. Die blutigen Verluste werden also in der Feuerstärke tatsächlich überhaupt nicht fühlbar.

Einem so verbissenen Angriff, der gleichzeitig von drei Seiten geführt wird, halten die Polen nicht lange stand. Es ist im aller-



letzten Stadium tatsächlich eine Art von Wettrennen, das die drei Bataillone des Freikorps Oberland, unterstützt durch die angeschlossene Sturmabteilung Heintz, ausführen.

Um sechs Uhr nachmittags ist der Annaberg in deutscher Hand, und die Reste der Polen fliehen nach Osten und Südosten zurück. Nur der Ort Zyrowa wird von ihnen noch gehalten. Das zweite Bataillon Oberland unter seinem Führer Hauptmann Ritter von Finsterlin macht kurz kehrt und erstürmt vom Annaberg halb rückwärts hinab auch diese letzte polnische Stellung.

Das ist in großen Zügen die Schlacht am Annaberg. Die absolut ungeheuerliche militärische Leistung des Freikorps Oberland ist im einzelnen überhaupt nicht zu schildern. Aber man braucht sich nur vor Augen zu halten, daß die drei Bataillone zusammen noch nicht ganz tausend Mann stark waren, daß die gesamte Artillerie aus zwei im Laufe des Gefechts erbeuteten Geschützen bestand und daß die Mehrzahl der Kompanien überhaupt keine Maschinengewehre hatte. Diese Truppe hat einen an Zahl mindestens sechs- bis achtfach stärkeren Gegner aus einer fast uneinnehmbaren Stellung einfach — man kann es kaum anders nennen — hinausgeprügelt.

Die Wirkung dieses Sieges auf die Polen ist zunächst in moralischer Hinsicht riesenhaft. Ganze Teile der polnischen Insurgentenarmee spielen einfach nicht mehr mit, Sie haben das Gefühl, gegen diese deutschen Teufel doch machtlos zu sein. Sie werfen die Gewehre hin und gehen nach Hause. Nur mit großer Mühe gelingt es der unerhörten Energie Korfantys unter der Hilfe aktiver polnischer und französischer Offiziere, in den nächsten achtundvierzig Stunden neue Truppen in beträchtlicher Zahl an die Front zu werfen und zu einem Gegenangriff bereitzustellen. Denn ein Erfolg soll und muß erzielt werden, wenn nicht der Verlust des Annaberges den ganzen Eindruck der bisherigen polnischen Erfolge zunichte machen soll.

Am 23. Mai setzen die Polen zu einem großen Gegenangriff auf den südlich des Annaberges liegenden Ort Leschnitz ein.

Die dort an der Front stehenden deutschen Abteilungen geraten sehr schnell in eine beinahe verzweifelte Situation. Halbkreisförmig eingeschlossen, verteidigen sie sich gegen den Angriff der wiederum zahlenmäßig weit überlegenen Polen. Aber wie lange wird das gehen? Sie bitten das Oberkommando um sofortige Unterstützung. Reserven, die eingesetzt werden könnten, hat der Generalleutnant von Hülsen nicht zur Verfügung. Also ordnet er an, daß das auf der Höhe des Annaberges liegende erste Bataillon Oberland zur Verstärkung der in Leschnitz kämpfenden Abteilungen eingesetzt wird.

Auf der Höhe des Annaberges steht mit dem Fernglas am Auge Hauptmann Römer und beobachtet ungerührt den erbitterten Kampf um Leschnitz. Da kommt der Befehl der Gruppe Süd, das erste Bataillon Oberland in den Ort herunter in Marsch zu setzen.

Hauptmann Römer schüttelt nur den Kopf. Wenn die Oberländer jetzt eingreifen, dann werden sie bestimmt nicht nach Leschnitz marschieren und sich dort einschieben, um eine ins Wanken geratene Front zu zementieren. Das mag von hintenher gesehen richtig sein, hier vorne sieht sich das ganz anders an.

Immer dringender und schärfer werden die Befehle des Generalleutnants von Hülsen. Hauptmann Römer rührt sich nicht. Nach seiner Meinung ist der Augenblick des Einsatzes noch nicht da. Das Feldtelefon schrillt beinahe ununterbrochen. Hauptmann Römer geht mit ein paar Schritten an den Apparat und reißt mit einem kurzen Ruck das Kabel aus der verbindenden Klemme. Jetzt können die Herren dahinten so viel telefonieren, wie sie wollen. Das blödsinnige Gebimmel macht nur unnötig nervös.

Um Leschnitz hat sich inzwischen der Ring der Polen beinahe geschlossen. Die Verteidiger des Ortes kämpfen mit letzter Kraft, und die Polen sind gezwungen, ebenfalls so ziemlich alle verfügbaren Reserven einzusetzen. Von der Höhe des Annaberges aus läßt sich das alles ganz wunderschön mit dem Glas beobachten. Es ist, als ob man ein Schachspiel in voller Ruhe betrachtet.

Jetzt scheint dem Hauptmann Römer der Zeitpunkt für den Einsatz des Freikorps Oberland gekommen zu sein. Aber er denkt gar nicht daran, sich mit einem Gegenstoß des ersten Bataillons so, wie Generalleutnant von Hülsen sich das gedacht haben mag, zu begnügen. Das zweite Bataillon wird sich an dieser Unternehmung, die nach dem Plane Römers den Polen eine neue schwere Niederlage bringen soll, gleich beteiligen.

Die Angriffsziele werden ausgegeben. Der Befehl lautet, die große Chaussee von Groß-Strelitz nach Slawentzitz bei den Orten Olschowa, Klutschau und Salesche zu erreichen. Dort müssen die hauptsächlichen polnischen Reserven bereitstehen. Sie sollen bei dieser Gelegenheit zerschlagen werden.

Beim Stabe des Generalleutnants von Hülsen ist die Stimmung schon beträchtlich unter Null gesunken, weil anscheinend am heutigen Tage das Freikorps Oberland in seiner Untätigkeit zu verharren gedenkt. Da bricht von Norden her der Angriff der Oberländer los. In einem einzigen Stoß fällt das erste Bataillon des Freikorps den um Leschnitz kämpfenden und völlig überraschten Polen in Flanke und Rücken. In ganz kurzer Zeit ist der bedrängte Ort frei, und an dieser Stelle strömen die Polen unter schweren Verlusten in wilder Flucht zurück. Bis gegen Mittag hat das Bataillon bereits die befohlene Linie an der Straße Groß-Strelitz—Slawentzitz erreicht und die dort noch stehenden polnischen Reservebataillone in die Flucht gejagt.

Nicht ganz so glatt geht der Angriff des zweiten Bataillons Oberland weiter nördlich vor sich. In und bei Olschowa liegen zwei starke polnische Bataillone, und das Gelände vor dem Ort ist teilweise ausgezeichnet einzusehen. Den vorgehenden Kompanien des Bataillons Finsterlin peitschen die Salven der polnischen Maschinengewehre entgegen. Die Verluste, besonders auch an Offizieren, sind schwer, und der Angriff gerät ins Stocken.

Das ist für einen Mann wie den Hauptmann Ritter von Finsterlin aber noch lange kein Grund, sich geschlagen zu

geben. Aus seinem Stabe, aus Schreibern, ein paar zusammengerafften Leuten und einer Anzahl von Leichtverwundeten bildet er einen Stoßtrupp, mit dem er das Dorf Olschowa von Norden her umgeht. Die Polen sind immer noch ganz auf die Abwehr der vor ihrer Front liegenden deutschen Kompanien konzentriert. Da fliegen ihnen Handgranaten um die Ohren. An der Spitze seines kleinen Haufens stürmt Hauptmann von Finsterlin gegen das Dorf an. Ein erbitterter Nahkampf entspinnt sich. Die Deutschen feuern ihre Handgranaten und gehen dann mit Kolben und Messern auf die überraschten Polen los. Und wieder ereignet sich das beinahe unmöglich Erscheinende. Der überraschende Flankenstoß von ganzen siebenundsechzig Mann wirft die beiden polnischen Bataillone aus dem Orte Olschowa heraus.

Damit ist die Absicht des Freikorps Oberland vollständig erreicht. Wenn es nach dem Willen der oberen militärischen Leitung gegangen wäre, hätte man nur den Angriff der Polen auf Leschnitz zum Stehen gebracht und abgewiesen. Der Erfolg wäre wahrscheinlich in den nächsten Tagen eine Wiederholung mit verstärkten Kräften gewesen. Durch das selbständige Vorgehen des Hauptmanns Römer ist aber nun nicht nur der polnische Angriff auf Leschnitz gescheitert, sondern darüber hinaus sind insgesamt nicht weniger als fünf für neue polnische Angriffe bereitgestellte Bataillone völlig zerschlagen worden.

Der Erfolg zeigt sich: In den nächsten Tagen wagen die Polen keinen neuen Vorstoß. Dafür aber werden die Franzosen und die interalliierte Kommission um so lebendiger. In Oppeln häufen sich die Klagerufe Korfantys, der nach dem Verlauf der Tage vom 20. bis 23. Mai damit rechnen zu müssen glaubt, daß seine ganze groß angelegte Aktion jetzt einfach zu Bruch gehen wird, wenn die Deutschen weiter vorstoßen. Die Stimmung bei den Insurgenten ist zum großen Teil furchtbar. Sie haben das Gefühl, trotz ihrer zahlenmäßigen Übermacht sich gegen weitere Angriffe nicht halten zu können.

General Le Rond hat für die Schwierigkeiten seines Freundes

Korfanty volles Verständnis. Er schickt dem General Höfer ein Ultimatum nach dem andern, in dem die sofortige Einstellung des deutschen Vorgehens verlangt wird. Der deutsche Führer ist in einer recht verzweifelten Situation. Nicht überall steht ein Freikorps Oberland. Aber selbst das würde ja nicht ausreichen, wenn der General Le Rond wirklich Ernst macht und seine etwa fünfzehntausend Mann französischer Truppen gegen den deutschen Selbstschutz einsetzt. Infolgedessen muß Höfer den Befehl zur Einstellung weiterer Angriffsaktionen geben.

Beim Stabe des Freikorps Oberland faßt man diese Anordnung als eine gänzlich unverständliche Schlappheit der obersten Leitung auf. Hauptmann Römer hat Nachricht erhalten, daß nordöstlich von der jetzt vom Freikorps gehaltenen Stellung starke polnische Kräfte zusammengezogen worden sind. Er pfeift auf das Angriffsverbot des Generals Höfer und geht mit zwei Bataillonen seines Freikorps, verstärkt durch die Sturmabteilung Heintz, am 31. Mai nach Norden gegen die Orte Kallinow und Rosniontau an der Straße Groß-Strelitz—Gogolin vor.

Aber diesmal sind die Polen gut vorbereitet. Dem auf Kallinow vorstoßenden dritten Bataillon Oberland peitscht schweres Feuer entgegen. In kurzer Zeit sind die Verluste sehr beträchtlich. Eine Kompanie des Bataillons verliert sechs Offiziere und den Kompanieführer. Als der Angriff zu stocken beginnt, übernimmt Hauptmann Römer selber die Führung, und seinem persönlichen Einsatz gelingt es, nicht nur den Ort Kallinow zu nehmen, sondern darüber hinaus nach Norden weiterzustoßen bis an die große Bahnlinie von Oppeln nach Gleiwitz. Um den in den letzten Tagen verschiedentlich als störend empfundenen Einsatz polnischer Panzerzüge unmöglich zu machen, wird die Bahnlinie gesprengt.

Weiter östlich kämpft um Rosniontau das zweite Bataillon Oberland unter seinem Kommandeur Ritter von Finsterlin. Erbittert wird um die beherrschende Höhe des Ruinenberges gerungen. Auch hier sind die Verluste der Deutschen schwer.

Aber die befohlenen Ziele werden erreicht, und die Polen verlieren nicht nur eine große Zahl von Toten und Verwundeten, sondern beträchtliche Mengen von wertvollem Kriegsmaterial, darunter allein fünfzehn Maschinengewehre. Die Bereitstellungen für neue polnische Angriffe aus dieser Richtung sind ebenfalls zerschlagen, und im Laufe des Tages beruhigt sich auch der zunächst über die Eigenmächtigkeit der Oberländer empörte General von Hülsen, als ihm nämlich Protokolle von Gefangenenaussagen übersandt werden, aus denen hervorgeht, daß die vom Freikorps Oberland geschlagenen polnischen Bataillone tatsächlich in den nächsten Tagen zu neuen Angriffen hatten Verwendung finden sollen.

Nach all diesen Erfolgen hat die Führung des Freikorps Oberland das Gefühl, daß ein Vorgehen auf das schwer unter dem polnischen Terror leidende Industriegebiet durchaus im Bereich der Möglichkeit liege. Zu diesem Zweck wäre es notwendig gewesen, aus der bisher erreichten Linie nach Südosten vorzustoßen, die polnischen Stellungen bei Slawentzitz und längs des Klodnitzkanals zu überrennen und dann im Sturm in das Industriegebiet vorzustoßen. Eine derartige Aktion hätte militärisch wahrscheinlich sogar Aussicht zum mindesten auf einen vorübergehenden Erfolg gehabt. Auf seiten der Franzosen hat man jedenfalls solche Absichten befürchtet und suchte sie unter allen Umständen zu verhindern. Trotzdem hat es tatsächlich nur an einem Haar gehangen, daß das Freikorps Oberland auch diesen letzten und größten Plan zur Durchführung gebracht hätte.

Die taktische Lage hatte sich in den letzten Tagen des Mai und in den ersten Tagen des Juni derart gestaltet, daß zwischen den Hauptkräften des deutschen Selbstschutzes und dem in der Hand der Polen befindlichen Industriegebiet eine starke Barriere polnischer Insurgententruppen etwa in der Linie der Klodnitz und des Klodnitzkanals mit dem Schwerpunkt bei Slawentzitz und vorgeschobene Teile bei Salesche und Poppitz standen. Wenn also überhaupt beabsichtigt wurde, bis zum Industriegebiet

vorzustoßen, dann mußte zunächst diese polnische Barriere überrannt werden.

Bei der obersten militärischen Leitung hat man derartige Absichten ernsthaft anscheinend gar nicht gehabt. Generalleutnant von Hülsen hat zwar ein Angriffsprojekt ausgearbeitet und vorgelegt, aber Generalleutnant Höfer mußte, von seinem Standpunkt aus mit Recht, diesen Plan, der ein Vorgehen in mehreren Tagesetappen vorsah, als undurchführbar ablehnen.

Das Verhältnis zu den Franzosen hatte sich nämlich bereits derart zugespitzt, daß General Le Rond ganz offen bei weiteren Angriffen der Deutschen drohte, die französischen Besatzungstruppen aus den hauptsächlichen Industriestädten zurückzuziehen und diese dann dem unausdenkbaren Terror der polnischen Insurgentenbanden völlig zu überliefern. Nach dem Hülsenschen Plan hätte diese französische Drohung zur Durchführung gelangen können, und eine derartige Verantwortung glaubte Generalleutnant Höfer mit vollem Recht nicht übernehmen zu können. Anders sah es dagegen mit dem Durchbruchsplan des Freikorps Oberland aus, den Hauptmann Römer ausgearbeitet, aber in seiner natürlichen Abneigung gegen allzu enge Beziehungen mit höheren Stäben gar nicht erst vorgelegt hatte.

Das Freikorps Oberland wollte in scharfem Stoß die Polen bei Salesche und Slawentzitz überrennen, dann den übrigen Teilen des Selbstschutzes das Aufräumen mit den polnischen Truppen an der Klodnitz überlassen und auf nachgeführten Lastkraftwagen zwei Bataillone über Ujest nach Gleiwitz hineinwerfen. Die Entfernung von Ujest nach Gleiwitz beträgt etwa vierzig Kilometer, und Hauptmann Römer rechnete damit, daß die beiden Bataillone zwei bis drei Stunden nach der Einnahme von Slawentzitz bereits in Gleiwitz eingetroffen sein könnten.

Das Ganze war, nüchtern betrachtet, ein absolut tollkühnes Unternehmen, dessen Durchführung mit ziemlicher Sicherheit die Genehmigung des Generalleutnants Höfer nicht gefunden hätte. Wenn man aber bedenkt, was die Oberländer mit

ihrer Tollkühnheit sowohl am Annaberg wie bei den späteren Kämpfen tatsächlich positiv erreicht haben, so wird man zurückschauend nicht ohne weiteres sagen können, ob nicht auch dieses Mal der tollkühne Entschluß Römers einen durchschlagenden Erfolg gebracht hätte. Stellt man sich vor, daß tatsächlich etwa innerhalb eines halben Tages zwei der sieggewohnten Oberlandbataillone bis Gleiwitz vorgestoßen wären, so ist gar nicht zu übersehen, wie groß die Wirkung eines solchen Erfolges gewesen wäre. Das Freikorps Oberland glaubte jedenfalls damit rechnen zu können, daß sein plötzliches Auftreten im Industriegebiet das Signal für einen allgemeinen Aufstand der deutschgesinnten Bevölkerung bilden könne und daß es auf diesem Wege gelingen müsse, das ganze Abstimmungsgebiet von den polnischen Insurgenten zu säubern. Ob diese Berechnung gestimmt hätte, läßt sich nachträglich natürlich mit absoluter Sicherheit nicht mehr sagen.

Tatsächlich ist aber der Plan Römers ebensowenig zur Durchführung gelangt wie das noch weit weniger erfolgversprechende Projekt des Generalleutnants von Hülsen.

Am 3. Juni greifen die Polen aus der Klodnitz-Stellung wiederum an, und am 4. erfolgt der vorbereitete Gegenstoß der Deutschen. Die Bataillone des Freikorps Oberland glauben jetzt ihre weittragenden Pläne verwirklichen zu können. Das Bataillon Finsterlin stürmt Salesche und Poppitz und sichert dann nach Osten die zum Durchbruch in das Industriegebiet bestimmten Teile des Freikorps, die aus der Radfahrabteilung von Richthofen, dem ersten Bataillon Oberland, der Feldkanonenbatterie Lembert und dem Korpsstab bestehen und die geschlossen auf der Chaussee von Salesche nach Slawentzitz vorstoßen.

Durch den Angriff auf Salesche sind die Polen aber gewarnt und sprengen die hauptsächlichsten Klodnitzbrücken bei Slawentzitz. Trotzdem gelingt den andringenden Oberländern der Übergang über die Klodnitz und die Wegnahme von Slawentzitz. Jetzt scheint dem Hauptmann Römer die Durchführung

seines Planes möglich zu sein. Da stellt eine Patrouille unter dem Leutnant Diebitsch fest, daß Ujest von starken französischen Kräften besetzt ist. Der Durchbruch muß also zweckmäßigerweise auf der weiter südlich verlaufenden Straße nach Gleiwitz erfolgen. Aber beim Übergang größerer Formationen über die halb gesprengte Brücke, die den Ausgangspunkt dieser Straße von Slawentzitz aus bildet, stürzt die Brücke vollends ein, so daß vorläufig weder die Artillerie noch späterhin die erwarteten Lastwagen auf diese Straße gebracht werden können. Damit ist an sich schon der Plan des Hauptmanns Römer gescheitert. Denn ohne Lastwagen im Fußmarsch schnell genug bis nach Gleiwitz vorstoßen zu können, ist unmöglich. Es bleibt noch die ganz geringe Chance, mit einem Bataillon, das bei Ferdinandshof nordwestlich von Ujest steht, die Franzosen aus Ujest herauszuwerfen und dann noch die Straße, die durch diesen Ort nach Gleiwitz führt, zu benutzen.

Eine offene bewaffnete Auseinandersetzung mit den Franzosen hält aber Generalleutnant von Hülsen für offenbaren Wahnsinn. Die Folge muß naturnotwendig der sofortige Einsatz der gesamten französischen Truppen gegen den deutschen Selbstschutz sein, und der Ausgang eines solchen Kampfes ist bei der ungeheuren materiellen Überlegenheit der Franzosen leider keinen Augenblick zweifelhaft.

So muß denn der Durchbruchsplan aufgegeben werden, und der Rest des Tages wird dazu benutzt, um in harten Kämpfen längs der Klodnitz die polnischen Stellungen aufzurollen und die nördlich der Klodnitz noch stehenden Teile der Insurgentenarmee abzuschneiden und einzuschließen. Am Abend des Tages sind etwa viertausend Polen völlig eingekesselt. Bis nach Kandrczin hat der Vorstoß geführt, und wieder sind große Teile der polnischen Insurgentenarmee vernichtend geschlagen.

In den folgenden Tagen wird noch an verschiedenen Stellen heftig weitergekämpft. Als am 7. Juni die letzten Schüsse fallen, haben die polnischen Insurgenten in den vergangenen drei Tagen neun- bis zehntausend Mann verloren. Sechshundert

bewaffnete Gefangene sind gemacht worden, etwa achttausend Mann haben, wie aus einem Befehl des polnischen Oberkommandos hervorgeht, einfach die Waffen weggeworfen, und die blutigen Verluste der Polen sind gering mit sechs- bis siebenhundert Mann zu veranschlagen. Auf deutscher Seite betragen die Verluste dieser Kämpfe rund zweihundert Mann.

Trotz der Größe dieses Erfolges bleibt ein bitterer Rest. Das Eingreifen der Franzosen bei Ujest hat, wenn man so will, die Befreiung des Industriegebiets, die greifbar nahe zu sein schien, verhindert. Die Franzosen sind sich darüber auch völlig im klaren und schieben jetzt sofort starke Kräfte zwischen die Deutschen und die Polen. Weitere Vorstöße, die der Erreichung des gesteckten Zieles hätten dienen können, werden dadurch unmöglich gemacht. Im Schutze der französischen Bajonette kann Korfanty auch weiterhin große Teile Oberschlesiens unter seinem Terror halten.

Mit der Unternehmung gegen Slawentzitz finden auf diese Weise die größeren militärischen Aktionen des Kampfes um Oberschlesien ihren Abschluß.

Der grausame Krieg im Dunkeln, der in den Städten und kleinen Ortschaften geführt wird, geht dagegen noch monatelang weiter. Auch ohne die Hoffnung auf Hilfe von außen geben die kleinen deutschen Trupps in den Städten und auf dem Lande ihren Kampf für die deutsche Sache nicht auf. Was in diesen Wochen und Monaten von diesen Männern geleistet wird, steht hinter dem, was die tollkühnen Oberländer vollbracht haben, nicht zurück. Nirgends sind die Kräfte so stark, daß es möglich wäre, zu großen, geschlossenen Aktionen überzugehen. Das wird auch von den Franzosen überall schon im Ansatz verhindert, Aber trotzdem ist es dem heldenmütigen Widerstand der kleinen. schlecht bewaffneten Gruppen von deutschen Männern im ganzen Lande zu verdanken, daß wenigstens in den großen Städten die Polen nicht ebenso furchtbar hausen können wie auf dem flachen Lande, wo ihnen fast nirgends Widerstand entgegengesetzt werden kann.

Immer noch haben Franzosen und Polen vor neuen Schlägen des Selbstschutzes beträchtliche Furcht. Alle diplomatischen und politischen Druckmittel kommen deshalb zur Anwendung, um die Auflösung der Selbstschutzformationen zu erzwingen. Neue Kämpfe drohen auszubrechen, bis endlich die Engländer eine ganze Division unter General Henniker einschieben und von da an nur noch die Politiker das Wort haben. Ende Juni kommt es zu einem Abkommen, nach dem der deutsche Selbstschutz im Norden Oberschlesiens östlich von Kreutzberg und im Süden östlich von Oberglogau stehen bleiben soll. Die Polen sollen die Kreise Gleiwitz und Hindenburg räumen, aber sie bleiben in den Bezirken von Kattowitz, Rybnik, Pleß und Tarnowitz.

Im Laufe des Juli wird der deutsche Selbstschutz offiziell aufgelöst, aber unter der Hand bleibt die Organisation überall im Lande erhalten, obwohl die Franzosen nunmehr noch weit schärfer vorgehen als bisher. Die Waffenlager, mit denen im Falle neuer polnischer Überfälle die Selbstschutzformationen ausgerüstet werden sollen, müssen alle paar Tage im Schutze der Nacht an andere Plätze gebracht werden. Spionage und Spitzelei treiben wiederum die wahnsinnigsten Blüten. Aber die Selbstschutzorganisation als Ganzes kann wenigstens so weit erhalten werden, daß die Polen immer noch im Andenken an die harten Schläge, die sie im Mai erhalten haben, größere Aktionen nicht mehr zu unternehmen wagen.

*

Der ganze Kampf um Oberschlesien ist in vieler Hinsicht trotz allem Furchtbaren, was in dieser Zeit das Land erdulden mußte, ein erster schwacher Hoffnungsschimmer auf deutsche Selbstbesinnung nach dem Zusammenbruch von Ende 1918. Die Leistungen, die sowohl in den geschlossenen Selbstschutzformationen wie in den verstreuten kleinen Stoßtrupps und Abteilungen vollbracht worden sind, sind Leistungen von Männern und werden als solche grade im neuen Deutschland die rechte

Würdigung finden können. Alle, die damals gekämpft haben, die sich bis zum Letzten einsetzten, ohne Rücksicht auf die Gefahr, haben diesen Kampf für Deutschland und die deutsche Sache geführt. Sie fragten damals den Kameraden nicht nach Partei oder Weltanschauung. Wer im Kampfe seinen Mann stand, war angesehen und setzte sich durch. Wer versagte, fiel der Verachtung anheim, mochte er sich noch so national gebärden. Dieser Gemeinschaftsgeist, wie er im Freikorps Oberland, wie er in zahlreichen anderen Formationen und Gruppen sich fand, war der wesentlichste Gewinn dieser schweren und entscheidenden Monate.

Wo sind die Männer geblieben, die aus diesem Geiste heraus Leistungen vollbrachten, die ans Übermenschliche grenzen und die sich mit denen der großen Schlachten des Weltkrieges in mancher Hinsicht wohl zu messen vermögen?

Einer von diesen Kämpfern war Albert Leo Schlageter. Der Oberschlesiengeist ließ ihn nicht ruhen, als zwei Jahre später neue furchtbare Not über das deutsche Vaterland hereinbrach. Sein Kampfgeist, bewährt in dem Ringen um Oberschlesien, war es, der auch im Ruhrkampfe des Jahres 1923 das vorwärtstreibende, das heroische, das aktivistische Element bildete.

Ein Volk, das solche Kämpfer hervorbringt, wird sich immer wieder durchbeißen, wenn es gilt, Unmögliches möglich zu machen, um des Volkes und des Reiches willen.

Das ist die Gewißheit, die der Kampf um Oberschlesien uns rückschauend immer wieder zu geben vermag.



Das Volk steht auf

Im Morgengrauen des 10. Januar 1923 überschreiten die ersten Kolonnen französischer Kavallerie mit gezogenem Säbel die Grenze zwischen dem besetzten und dem unbesetzten Gebiet. Poincaré hat den Befehl gegeben, das Ruhrgebiet als angebliches Pfand für ebenso angebliche deutsche Verfehlungen bei Reparationslieferungen zu besetzen.

Das ist die offizielle Begründung. Wie es in Wahrheit um die Ruhrbesetzung des Jahres 1923 bestellt war, sagt mit unübertrefflicher Klarheit der damalige englische Botschafter in Berlin, Lord d'Abernon, in seinen Lebenserinnerungen:

„Wenn die Ruhrbesetzung, die am 10. Januar 1923 begann, ihr beabsichtigtes Ziel reibungslos und schnell erreicht hätte, wenn sie nicht auf den wirksamen Widerstand gestoßen wäre, wenn die Grubenbesitzer und Bergarbeiter unter französischer Besatzung angesichts der französischen Bajonette ihre Arbeit fortgesetzt hätten, wäre eine De-Facto-Lage geschaffen worden, die der juristischen Position, wie sie der Versailler Vertrag festgestellt hatte, bei weitem überlegen gewesen wäre. Deutschland hätte aufgehört, eine Gefahr zu sein. Es hätte sogar aufgehört, als Großmacht zu existieren, wäre zu einem militärisch ver-

krüppelten, wirtschaftlich abhängigen Lande geworden. Frankreich hätte eine herrschende Stellung erreicht, die nur mit seiner Übermacht nach dem Frieden von Tilsit zu vergleichen gewesen wäre."

Das war tatsächlich das Ziel, und um es zu erreichen, hat die französische Soldateska im besetzten Gebiet vor keiner Grausamkeit, vor keiner Gewalttat gegenüber der wehrlosen Bevölkerung zurückgeschreckt.

Aber das ist das Großartige dieses Jahres 1923, das mit dem Hexentanz der wildesten Inflation, mit den Umsturzbemühungen der Kommunisten, mit der furchtbaren Bedrückung von außen her vielleicht das schwärzeste Jahr Deutschlands nach dem Kriege gewesen ist, daß grade in diesem Moment, grade in einer Lage, die zu apathischer Verzweiflung wie geschaffen schien, mit Urgewalt nationales Empfinden in der breiten Masse der am schwersten betroffenen Bevölkerung des besetzten Gebietes sich Bahn brach. Das, was im passiven Widerstand während der Ruhrbesetzung, was bei der Niederkämpfung des hoch aufzüngelnden landesverräterischen Separatismus von Hunderttausenden von Deutschen aller Stände geleistet worden ist, war ungeheuerlich und bleibt auch für eine fernere Zukunft die vielleicht größte Leistung der schweren Nachkriegsjahre.

Ein Widerstand gegen die Übermacht der französischen Bajonette, Kanonen und Tanks ist natürlich nicht möglich. Die Franzosen besetzen die Städte, die Zechen, die Betriebe. Überall stehen ihre Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Sie richten sich häuslich ein. Sie beginnen zu regieren. Aber keine deutsche Hand leistet ihnen dabei Hilfe.

Die stumme Ablehnung, der unterdrückte, schweigende Haß, der überall den Franzosen entgegenschlägt, macht sie nervös. Ihre Anordnungen werden einfach übersehen. In den Kohlengruben rührt sich keine Faust mehr, sobald Militär in Erscheinung tritt. Die Beamten verweigern die Ausführung der Anordnungen französischer Behörden. Die Eisenbahner verlassen ihre Dienststellen, und in kürzester Zeit ist das ganze unendlich dichte

und komplizierte Netz der Verkehrsanlagen im Ruhrrevier ein einziges unentwirrbares Chaos, dem die französischen Offiziere und Soldaten hilflos gegenüberstehen.

Die Nervosität schlägt in Wut um. Man brutalisiert die Bevölkerung mit allen nur erdenklichen Mitteln. In wenigen Tagen füllen sich die Gefängnisse. Die Kriegsgerichte, die ohne jedes Recht mitten im Frieden über deutsche Bürger urteilen, verhängen Milliarden von Geldstrafen und Hunderte und Tausende von Jahren Gefängnis oder Zwangsarbeit.

Aber alles das prallt an der eisernen Geschlossenheit des Abwehrwillens der Bevölkerung ab. Die Gefängnisse drohen die Massen der Inhaftierten nicht mehr aufnehmen zu können. Da vertreibt man die pflichttreuen deutschen Beamten und Angestellten zu Zehntausenden aus ihrer Heimat. Französisches Militär nimmt sie fest und jagt sie über die Grenze ins unbesetzte Gebiet.

Mit unendlicher Mühe gelingt es allmählich den Franzosen, so etwas wie einen notdürftigen Eisenbahnverkehr auf den wichtigsten Hauptstrecken mit ihren Beamten und ein paar hundert gekauften Subjekten in Gang zu bringen. Wenige hundert Tonnen Kohle werden gelegentlich unter schwerer militärischer Bedeckung nach Frankreich abgefahren. Aber um dieser kümmerlichen Erfolge willen wird die Bevölkerung in einer Weise terrorisiert, die heute beinahe nicht mehr vorstellbar erscheint. Die Dokumente deutschen Leides und französischer Schande füllen viele dickleibige Aktenbände. Aber auch sie stellen nur ein paar Tropfen aus dem Meer des Elends dar, das in diesen ersten Monaten des Jahres 1923 über der deutschen Bevölkerung des Ruhrgebietes zusammenbrandete.

Aus Tausenden von ähnlichen Fällen sei hier nur einer so wiedergegeben, wie das trockene, nichts ausschmückende amtliche Protokoll deutscher Stellen ihn enthält. Kein noch so begabter Erzähler könnte mit Phantasie und Erfindungsgabe hier etwas hinzufügen.

Der Mißhandelte hat folgendes zu Protokoll gegeben und

die Wahrheit seiner Angaben an Eides Statt versichert: „Als ich am Montag, dem 5. März 1923, nach drei Uhr nachmittags meine Arbeitsstelle in Bochum aufsuchen wollte, wurde ich beim Verlassen des Bahnhofs, ungefähr hundert Meter von demselben entfernt, von einem französischen Offizier und einigen Soldaten angehalten und ohne jede Erklärung verhaftet. Ich bat den Offizier, mir den Grund meiner Verhaftung zu sagen, der mir als Antwort mit der Reitpeitsche durchs Gesicht schlug und meinen vorgezeigten Personalausweis zerriß. Hierdurch gereizt, ging ich einen Schritt zurück und erhob meinen Stock, um den Offizier über den Kopf zu hauen. Im selben Augenblick stürzte ein Soldat auf mich zu, der mir sein Bajonett auf die Brust setzte. Meinen erhobenen Stock benutzte ich dazu, dem Soldaten durch einen kräftigen Schlag auf seine Finger das Gewehr aus der Hand zu schlagen, das im weiten Bogen aufs Pflaster flog. Es hatte sich zusehends eine Menschenmenge angesammelt, die mir Mut zusprach und in laute Pfui-Rufe ausbrach, als sich jetzt mehrere Soldaten auf mich stürzten und mit den Gewehrkolben auf mich einschlugen. Ich fiel zu Boden und verlor die Besinnung. Ich kam wieder zu mir, als ich mit roher Gewalt hochgerissen wurde, und sah noch, daß verschiedene Personen aus der Menge durch Soldaten verhaftet wurden.



Die Hände wurden mir mit Riemen auf dem Rücken zusammengebunden, und durch Kolbenstöße und Peitschenhiebe angetrieben, wurde ich nun zur Oberrealschule gebracht. Im Flur der Oberrealschule hielt mich der Offizier, der den ganzen Weg mitgekommen war, nochmals an, schlug mir mit der Faust mehrmals ins Gesicht und spuckte mir dann auch noch ins Gesicht.

Einem Dolmetscher vorgeführt, der sich in einer Angrenzung des Flurs ein provisorisches Büro eingerichtet hatte, protestierte ich gegen meine Verhaftung und die wiederholten Grausamkeiten, denen ich ausgesetzt war. Ohne diese Fragen zu beantworten, beschuldigte mich nun der Dolmetscher, daß ich am selben Tage vormittags acht Uhr am Rathause französische Anschläge abgerissen hätte. Ich entgegnete ihm, daß dies nicht möglich sei, da ich durch Zeugen nachweisen könne, daß ich bereits um sieben Uhr dreißig vormittags auf meinem Büro gearbeitet hätte. Ich bat ihn, sich die Zeugen zu notieren, die ich ihm angeben wollte. Der Dolmetscher lehnte dies ab mit dem Bemerken, daß von einem französischen Kriegsgericht Zeugen in diesen Fällen nicht verhört würden. Hierauf sagte ich nun dem Dolmetscher, ich könne als Täter gar nicht in Frage kommen, da ich französische Anordnungen überhaupt nicht beachte. Im selben Augenblick erhielt ich durch den Dolmetscher eine Ohrfeige, daß ich durchs Zimmer taumelte. Auch die Schreiber beteiligten sich jetzt und schlugen auf mich mit Linealen, Löschern usw. ein. Zum Schluß bekam ich noch einen Tritt, daß ich die Treppe herunterflog und am Fuß der Treppe wieder bei den Soldaten landete, die mich zur Oberrealschule hingeschleppt hatten. Diese packten mich, versetzten mir einige Faust- und Gewehrkolbenschläge und führten mich die Treppe in den Keller hinunter.

Auf der Hälfte der Kellertreppe erhielt ich wiederum von einem französischen Soldaten einen Tritt ins Gesäß, daß ich kopfüber in den Keller stürzte und mit dem Kopf auf den Fliesenboden aufschlug. Hier unten packte mich wieder ein Soldat, wahrscheinlich der Wachthabende, am Arm, riß mich hoch und schleifte mich weiter in das Innere des Kellers.

Ich erblickte ungefähr fünfzehn Personen, die, halb bekleidet, mit zerrissenen und blutbeschmierten Anzügen, verbeulten Gesichtern, auf dem bloßen Steinfußboden herumlagen. Der Raum war etwa drei Quadratmeter groß und erhielt sein Licht durch ein kleines vergittertes Kellerfensterchen hoch oben an der Decke. Durch eine Handbewegung des Wachthabenden wurde ich auf-

gefordert, mich auszuziehen, und da es diesem zu langsam ging, stürzten er und die andern Soldaten auf mich zu, die mir dann buchstäblich die Kleider vom Leibe rissen. Meine Kleider wurden von den Soldaten nach Waffen durchsucht, die sie natürlich nicht fanden, da ich niemals eine Waffe bei mir trage. In Ermangelung der Waffen stahlen sie mir aus der Brieftasche siebentausend Mark. Meine Militär- und Privatpapiere nahmen sie ebenfalls aus der Brieftasche und verbrannten sie vor meinen Augen. Mein Trauring wurde mir vom Finger gezogen, und ein Soldat steckte ihn ein. Zu guter Letzt fanden sie auch noch mein Zigarrenetui, dessen Inhalt der Wachthabende brüderlich unter alle Soldaten verteilte. Ich selbst stand während dieser ganzen Beuteverteilung vollkommen nackend den Soldaten gegenüber. Der Wachthabende ergriff mich nun, führte mich in die entgegengesetzte Ecke des Kellers, in der sich ein Lattenverschlag befand, und ich mußte mich nun mit dem Gesicht zur Wand hinstellen. Die Soldaten zwangen mich, meine Arme zu erheben und banden mich dann mit Riemen in stehender Haltung mit gespreizten Armen und Beinen an dem Lattenverschlag fest. Die andern Gefangenen, die auf dem Boden herumlagen, hatten etwas die Köpfe erhoben, um zu sehen, welches neue Opfer in den Keller geschleppt würde. Als die Soldaten dies merkten, gingen sie von mir weg, da ich ja schon fest angebunden war, und stießen rücksichtslos mit den Kolben auf die Gefangenen ein und zwangen sie so, sich wieder lang hinzulegen. Ich hatte meinen Kopf gewendet, daß ich die Vorgänge, die sich im Keller abspielten, sehen konnte. Ich sah nun weiter, daß ein Offizier die Treppe herunterkam, auf mich zuging und mir mit der Reitpeitsche einen Hieb über den Rücken versetzte. Kurze Zeit darauf kamen zwei weitere Soldaten, anscheinend Offiziere, auch noch die Treppe herunter, gingen ebenfalls auf mich zu und versetzten mir drei Schläge mit der Reitpeitsche auf den Rücken. Nun konnte ich die einzelnen Schläge nicht mehr beobachten, sondern merkte nur noch, daß sich hinter meinem Rücken mehrere Franzosen aufhielten, die mit langen Peitschen, wahr-

scheinlich Drahtpeitschen, auf mich einschlugen. Nach ungefähr weiteren fünfzehn Schlägen wurde ich vor Schmerzen ohnmächtig und weiß nun nicht mehr, wie lange die Soldaten noch auf mich einschlugen.

Nach ungefähr einer Stunde kam ich wieder zu mir. Ich fand mich ausgestreckt im Keller liegen und war davon aufgewacht, daß ich keine Luft mehr bekam, denn, da ich mit dem Gesicht in einem Kehricht- und Abfallhaufen lag, hatte sich der Schmutz in den Atmungsorganen festgesetzt. Mein Rücken brannte wie Feuer. Wahrscheinlich bin ich auch noch geschlagen worden, als ich losgebunden war und auf den Kellerboden geschmissen wurde. Ich war immer noch vollkommen nackend. Ein französischer Soldat brachte mir ein Hemd, Hose, Weste und einen Schuh. Ich zog diese Sachen unter großen, fast unerträglichen Schmerzen an. Beim Überstreifen des Hemdes merkte ich, daß dieses vollkommen blutig war und auf dem Rücken festklebte.

Um meinen unerträglichen Durst zu stillen, flehte ich einen Posten um Wasser an. Dieser ergriff mich am Arm und schleppte mich zu einer in einer Kellerecke stehenden Tonne, die bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Ein Trinkgefäß wurde mir auf meine Bitten nicht ausgehändigt, so daß ich mich wie ein Stück Vieh über die Tonne beugen mußte, und wie ein Hund das Wasser, das übelriechend und vollkommen verschmutzt war, schlürfte. Ich schleppte mich wieder zurück, legte mich auf die Steinfliesen des Fußbodens und versuchte die wahnsinnigen Schmerzen auf dem Rücken, die sich bis auf die Waden ausdehnten, auszuhalten.

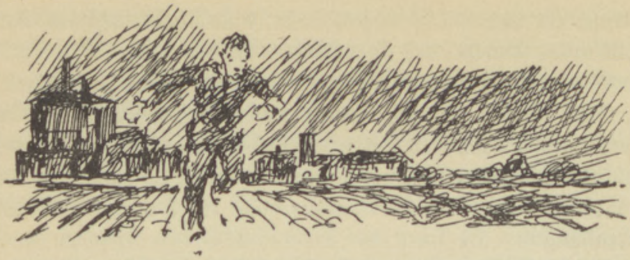
Die anderen Gefangenen lagen alle noch lang ausgestreckt, regungslos, ohne einen Ton zu sprechen, mit apathischen Gesichtern auf den Kellerfliesen. Nach einiger Zeit knüpfte ich mit einem neben mir liegenden älteren Herrn ein Gespräch an, das heißt, dieser Herr versuchte mich mit leiser Stimme zu trösten und zu beruhigen, da er mich dauernd vor Schmerzen stöhnen hörte. Dieser Herr, dessen Gesicht auch vollkommen zerschlagen und verbeult war, erzählte mir dann, daß er, wie auch die meisten

andern Gefangenen, schon drei Tage im Keller läge und ihm wie auch allen andern trotz flehentlichen Bittens keine Möglichkeit gegeben worden wäre, ihre Notdurft zu verrichten.

Der Posten stürzte, da er unsere leisen Worte gehört hatte, auf uns zu, stieß mir mit dem Kolben in die Wunden auf meinem Rücken, versetzte mir einen Fußtritt, mißhandelte auf die gleiche Weise den Herrn und zwang uns so, das Gespräch abzubrechen.

Dieser Posten wurde nach einiger Zeit abgelöst, und es zog ein neuer Soldat auf Posten. Der Mann sah so aus, als ob er vielleicht etwas weniger grausam sein könne. Ich bat ihn deshalb, zu mir zu kommen, und flehte ihn an, mich doch für einen Augenblick ins Freie zu lassen, da ich meine Notdurft verrichten müsse und in dem Dunst des Kellers zu ersticken fürchte. Der Posten erklärte, er müsse erst die Erlaubnis des Offiziers dazu haben, und entfernte sich. Nach einiger Zeit kam er wieder herunter in den Keller und teilte die Gefangenen in Ablösungen zu dreien ein. Ich befand mich in der ersten Gruppe und wurde so mit zwei andern auf den Hof geführt. Da ich vor Schmerzen nicht richtig gehen konnte, kroch ich auf allen vieren die Kellertreppe hoch und stellte mich mit den andern zu einer Buchsbaumhecke, die den Schulhof nach einer Straße hin abgrenzte. Die beiden andern Personen und ich verrichteten nun in der Hecke unsere Notdurft. Der Posten ging auf dem Schulhof auf und ab und schenkte uns hin und wieder einen Blick. Da bei der Visitation meiner Brieftasche von dem Wachthabenden das neue Westfalenlied gefunden war und er mir angedroht hatte: ‚Du deutsches Schwein, du wirst um sechs Uhr totgeschlagen', war in mir der Gedanke zum Entschluß gereift, koste es, was es wolle, aus dieser Hölle zu fliehen. Zufällig stieß unser Posten auf dem Schulhof auf einen andern Soldaten, mit dem er anfing, sich zu unterhalten, so daß seine Aufmerksamkeit auf uns noch mehr nachließ.

In diesem Moment sprang ich mit dem Mute der Verzweiflung und meine Schmerzen nicht achtend auf, schwang



mich über die dreiviertel Meter hohe Hecke und rannte, was ich nur konnte, auf die Steinhalden der nahe liegenden Zeche zu. Ich kam glücklich an der Halde an, hörte hinter mir erregte Rufe und Schreie, ließ mich aber dadurch nicht stören, sondern rannte die Halde entlang, kam auf eine große Wiese und dann wieder auf eine freie Straße. Ich lief die Straße entlang, hörte die Franzosen hinter mir her schießen und gelangte bis an die Eisenbahnstrecke Bochum—Langendreer und weiter nach Bochum hinein.

Ich habe mich von einem Arzt bei nächster Gelegenheit untersuchen lassen, der auf meinem Rücken, hinunter bis zu den Waden, zweiundsiebzig Peitschenhiebe feststellte. Die durchschnittliche Länge jedes Peitschenschlages betrug dreißig Zentimeter."

Die Haltung der Arbeiterschaft, der Beamten, der Kaufleute gegenüber dem französischen Terror ist in der ganzen Zeit der Ruhrbesetzung bewundernswert gewesen und geblieben. Immer brutaler wurden die Franzosen, aber ihre Brutalität war mit allmählich sich verstärkender Nervosität vermischt. So allein konnte es zu dem furchtbaren Blutbad kommen, das französische Soldaten am Karsonnabend des Jahres 1923 vor dem Hauptverwaltungsgebäude der Firma Krupp in Essen anrichteten.

Ein Spitzel hatte der französischen Verwaltungsbehörde verraten, daß in einer Autohalle auf dem Kruppschen Fabrikgelände noch Wagen standen, die der Beschlagnahmewut der Franzosen bisher entgangen waren. Am Karsonnabend morgens um sieben trifft ein französischer Leutnant mit zwölf Mann bei

Krupp ein und besetzt die Autohalle. Eine Abnahmekommission soll einige Zeit später folgen.

Das Eintreffen des französischen Militärs auf dem Fabrikgelände hat sich mit Windeseile unter den Arbeitern herumgesprochen. Sofort tritt der Arbeiterrat zusammen und beschließt, die Belegschaft zur Niederlegung der Arbeit aufzufordern, da man deutschen Arbeitern nicht zumuten könne, unter der Drohung französischer Bajonette ihre Arbeit zu verrichten.

Die Sirenen des Werkes geben Signal, und schnell strömen die Massen der Arbeiter auf dem Platz vor dem Hauptverwaltungsgebäude zusammen. Gegen neun Uhr sollte die französische Abnahmekommission kommen, bei der eine Deputation der Arbeiterschaft gegen die Beschlagnahme der Automobile, die zum Transport von Lohngeldern und andern wichtigen Zwecken gebraucht wurden, Protest erheben sollte. Als der Wagen mit der Kommission in die Altendorfer Straße einbiegt, sehen die Insassen bereits von weitem die Ansammlung der Arbeiter vor dem Hauptverwaltungsgebäude. Da der Mut anscheinend nicht die ausgeprägteste Eigenschaft der Herren von der Kommission ist, lassen sie kurzer Hand kehrt machen und fahren wieder ab.

Inzwischen sitzt der Leutnant mit seinen zwölf Mann immer noch in der Autohalle. Als er nach einiger Zeit nichts von der Abnahmekommission hört und sieht, wird der Offizier nervös. Die drohende Ruhe der Hunderte von Arbeitern scheint ihm ungeheuer gefährlich zu sein. Seine Leute, zum großen Teil junge Rekruten, sind noch ängstlicher, und schließlich verliert der Offizier völlig die Nerven. Obwohl aus der Masse der Arbeiter, die völlig unbewaffnet sind, nicht einmal Beschimpfungen gegen die Franzosen fallen, läßt der Offizier, ehe er mit seinen Leuten abrückt, eine Salve auf die Arbeiter abgeben.

Die Wirkung des völlig unvermuteten Feuerüberfalls ist entsetzlich. Vierzehn Todesopfer bleiben auf dem Platz.

Die Krönung dieses grausigen Blutbades bildet ein Prozeß vor dem französischen Kriegsgericht, in dem nicht etwa der kopflose Leutnant auf der Anklagebank sitzt, sondern in dem

Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, eine Reihe von Mitgliedern des Direktoriums der Kruppwerke, der Meister der Kruppschen Lehrlingswerkstatt und das Mitglied des Betriebsrates Franz Müller als Angeklagte vor den französischen Offizieren stehen. Dr. von Krupp und die anderen Angeklagten werden wegen Teilnahme oder Begünstigung eines Komplottes gegen die Sicherheit der französischen Besatzungstruppen zu langjährigen Gefängnisstrafen und unerhört hohen Geldbußen verurteilt. Das ist die „Sühne" für die Ermordung von vierzehn deutschen Arbeitern durch französisches Militär.

*

In diesem Kampf können die alten Freikorpsoffiziere, die Kämpfer aus dem Baltikum und aus Oberschlesien nicht abseits stehen. Da, wo es Widerstand zu leisten gilt gegen den verbrecherischen Terror der Franzosen, da gehören sie hin, mitten hinein ins besetzte Gebiet, mitten unter die leidende deutsche Bevölkerung. Wieder braucht man sie nicht zu rufen. Wieder sind sie da, genau wie in den vergangenen Jahren, obwohl sie wissen, daß niemand ihnen danken wird, daß die Regierung wie stets ihnen ablehnend gegenübersteht. Aber das alles ist gleichgültig. Die Leute von der oberschlesischen Sturmabteilung Heintz finden sich einer nach dem andern ein.

Die Zentrale des aktiven Widerstandes, der die passive Resistenz der Masse der Bevölkerung unterstützen soll, muß natürlich außerhalb des Zugriffsbereichs der Franzosen bleiben. In Elberfeld, hart an der Grenze des besetzten Ruhrgebietes, ist der Sammelpunkt, ist, wenn man so will, das Oberkommando des aktiven Ruhrwiderstandes. Von dort aus gehen die einzelnen kleinen Abteilungen zur Ausführung ihrer Sabotageaufträge ins Ruhrrevier.

Man weiß, welche Schwierigkeiten die Franzosen haben, das komplizierte Verkehrsnetz des Industriegebietes auch nur einigermaßen in Gang zu bringen. Hier gilt es anzusetzen. Die Franzosen müssen sehen, daß ihnen alle ihre Bemühungen, aus

dem Ruhrgebiet irgendwelche Wertobjekte herauszuholen, nichts nützen.

Hier und da fliegt eine Brücke in die Luft. An irgendeiner andern Stelle werden Weichen oder Bahngleise unbrauchbar gemacht. Es dauert gar nicht lange, bis die Franzosen merken, daß hier niemand anders als ihre alten verhaßten Feinde aus Oberschlesien am Werke sein können. Der ganze riesige Apparat der französischen Besatzungsbehörde wird aufgeboten, um der Sabotagetrupps habhaft zu werden. Aber diesen Männern ist nicht so leicht beizukommen. Sie haben Erfahrung und Übung darin, sich nicht fassen zu lassen. In den Nächten arbeiten sie, und je dunkler und stürmischer eine Nacht ist, um so lieber ist es ihnen. Sie fahren mit ihren kleinen Handkoffern mit Sprengstoff ins besetzte Gebiet. Von ihren Stützpunkten aus werden die Unternehmungen vorsichtig und systematisch vorbereitet. Es sind immer nur wenige, zwei, drei oder vier Mann, die ein solches lebensgefährliches Unternehmen beginnen und zur Durchführung bringen.

Wochenlang geht das gut. In Paris beginnt man allmählich böse zu werden, daß trotz aller Bemühungen es nicht möglich sein soll, die Sabotageakte, deren Zahl von Woche zu Woche wächst, endgültig zu unterbinden. Die verantwortlichen französischen Sicherheitsorgane ringen die Hände. Diesen Teufeln sind sie nicht gewachsen. Noch nicht einen einzigen hat man gefaßt. Aber wehe dem ersten, der den französischen Behörden in die Hände fällt.

Das wissen die, die diese Arbeit verrichten, ganz genau. Aber trotzdem sind sie Nacht für Nacht draußen. Tagelang vorher wird die Örtlichkeit für jede Aktion genau ausgekundschaftet. Wenn es so weit ist, muß man sich im Stockdunkeln mit verbundenen Augen zurechtfinden können.

Dann wird irgendwo in einem kleinen Schuppen die Sprengladung fertiggemacht, und dann kommen wieder Tage des angespannten, nervenzerrüttenden Wartens. Nicht in jeder Nacht kann man eine Sabotageunternehmung starten. Am

besten ist es, wenn es stürmt und regnet. Dann sind die französischen Posten und Patrouillen unaufmerksam, dann kommt man verhältnismäßig am sichersten an das Objekt der Zerstörung heran.

In solch einer stürmischen Nacht Mitte März schleicht Albert Leo Schlageter mit wenigen alten Kameraden quer durch die Felder auf die Eisenbahnlinie Duisburg—Düsseldorf zu. Diese wichtige Linie soll unter allen Umständen unterbrochen werden, weil es hier den Franzosen geglückt ist, einen einigermaßen regelmäßigen Abtransport von Ruhrkohle zuwege zu bringen.

Vorsichtig sichernd schiebt der kleine Trupp sich vorwärts. Die Strecke, die sie noch von der Eisenbahnlinie trennt, wäre am Tage in ein paar Minuten zurückzulegen. In dieser Nacht braucht man dazu Stunden. Immer wieder liegen die Männer in die Ackerfurchen gepreßt stocksteif da, wenn irgendein verdächtiges Geräusch aus der Ferne hörbar wird. Nicht daß sie sich nicht zutrauen würden, mit irgendeiner französischen Patrouille fertig zu werden. Leute, die mit der bloßen Faust den Annaberg gestürmt haben, fürchten sich nicht vor einem halbend Dutzend französischer Rekruten. Aber es gilt, unter allen Umständen Aufsehen zu vermeiden. Das ist wichtiger als irgendein momentaner Erfolg in einem Gelegenheitsgefecht.

Endlich hat der Trupp sich bis an die Geleise herangearbeitet. Aus zwei kleinen Handtaschen kommt Handwerkszeug hervor. Der Meißel, mit dem die Bohlen der Strecke gelockert werden sollen, wird vorsichtig mit einem Lappen umwickelt. Man darf die Hammerschläge, die notwendig sind, möglichst wenig hören. Endlich ist die Vorarbeit abgeschlossen. Sturm und Regen peitscht den Männern ins Gesicht, als sie jetzt die Sprengkörper herausholen und befestigen. Bis zum letzten Augenblick hat man sie in der schützenden Handtasche gelassen, damit sie nicht vorzeitig naß werden, damit nicht etwa die Zündschnur im Regen verlischt und dadurch die mühevolle und gefährliche Arbeit vieler Tage in der letzten Sekunde verdorben wird.

Mit dem Luntenfeuerzeug setzt Schlageter nun die Zünd-



schnur in Brand. Die Kameraden werden schon weggeschickt. Er selber bleibt noch liegen und beobachtet das langsame Glimmen der Schnur. Erst als beinahe die Ladung erreicht ist, läßt er sich vom Bahndamm herunterrollen. Er macht ein paar große Sprünge und wirft sich dann im Feld zu Boden.

Ein Feuerstrahl zuckt auf. Grell zerreißt der Knall der Detonation die Nacht.

Tief atmet Schlageter auf. Das ist geglückt. Morgen werden hier keine französischen Kohlenzüge mehr fahren.

Die französische Militärpolizei, die die Aufgabe hat, den Saboteuren das Handwerk zu legen, ist der Verzweiflung nahe. Die erfolgreichen Sabotageakte bleiben nicht ohne Rückwirkung auf Stimmung und Haltung der gesamten Bevölkerung. Wenn es möglich ist, daß ein paar beherzte Männer in dieser Form der Allmacht französischer Bajonette Trotz bieten, dann liegen die Grenzen dieser französischen Macht peinlich klar vor aller Augen.

Da ereignet sich jenes Unvorstellbare, das leider in Deutschland in diesen Jahren nach dem Kriege immer wieder sich zugetragen hat und das in der Leidensgeschichte des deutschen Volkes wohl das dunkelste und trübste Blatt bleiben wird: gegen schmutziges französisches Geld finden sich Menschen, die

sich Deutsche nennen, zum Verrat an ihren eigenen Kameraden bereit.

Durch Verrat gelingt es, zunächst Schlageter und ein paar Tage darauf auch mehrere seiner Kameraden in ihren Quartieren in Essen zu verhaften. Jetzt frohlocken die Franzosen. Jetzt haben sie endlich ein paar dieser gefährlichen Saboteure, jetzt können sie das langersehnte Exempel statuieren.

Schlageter und seine Kameraden werden vor das französische Kriegsgericht gestellt und verurteilt. Schlageter selbst wird wegen Spionage und Sabotage zum Tode verurteilt; seine mitangeklagten Kameraden erhalten entweder lebenslängliche Zwangsarbeit oder Zwangsarbeit von zehn bis zwanzig Jahren.

Keine Muskel zuckt im Gesicht Schlageters, als er das Todesurteil vernimmt. Wenn er sterben soll, so ist das Schicksal, das nicht durch Klagen geändert werden kann. Aber noch sind genügend Kameraden in Freiheit, die alles daransetzen werden, die ohne Bedenken ihr Leben wagen, um die Gefangenen aus den Klauen der französischen Justiz zu befreien.

Fieberhaft wird in der Elberfelder Zentrale die Befreiungsaktion vorbereitet. Der Führer der ganzen Truppe, der alte Oberschlesienkämpfer Heintz, ist mit den Vorarbeiten bereits beinahe fertig. Da erfolgt eine Denunziation, und Heintz wird von preußischer Polizei in Elberfeld verhaftet. Vergebens bemüht er sich, freizukommen, vergebens weist er darauf hin, daß Albert Leo Schlageter verloren ist, wenn man durch seine, Heintz' Verhaftung die bereits fertig vorbereitete Befreiungsaktion verhindere. Die Beamten zucken die Achseln. Sie haben ihre Anweisungen von oben. Es handelt sich hier um eine Organisation, die gegen das Gesetz zum Schutze der Republik verstößt. Sie können nichts machen.

Die Tage verrinnen. Immer noch sitzt der verzweifelte Heintz im Elberfelder Gerichtsgefängnis. Erst nach vier Wochen läßt man ihn laufen, ohne ihm irgendeinen Prozeß zu machen. Aber in der Zwischenzeit hat sich die Tragödie Schlageters vollendet.

In der Golzenheimer Heide vor den Toren Düsseldorfs hat Albert Leo Schlageter unter den Kugeln des französischen Exekutions-Pelotons sein Leben ausgehaucht.

Zehn Jahre später standen Hunderttausende im Gedenken an diesen deutschen Kämpfer in andächtigem Schweigen an seiner Richtstätte.

*

Der Ruhrkampf soll, nach dem Willen Poincarés und seines politischen Beauftragten im besetzten Rheinland, Tirard, den Zerfall Deutschlands und die Erfüllung der französischen Wünsche nach der Rheingrenze bringen und vollenden. Mit aller Macht werden deshalb im Laufe des Jahres 1923 von dem französischen Oberkommissar die separatistischen Verbrecher in den verschiedenen Teilen des Rheinlandes unterstützt. Die Dorten, Smeets, Matthes, Deckers, und wie sie alle heißen, haben ihre große Zeit. Der französische Franken rollt. Die Organisationen der Landesverräter vergrößern sich. Sie finden Zulauf von Zuchthäuslern, Zuhältern, gescheiterten Existenzen, Abenteurern und ein paar unklaren und wirren Phantasten.

Als im September 1923 der passive Widerstand an der Ruhr aufgegeben werden muß, glaubt Tirard, daß jetzt die Stunde zum Handeln gekommen sei. Jetzt muß es möglich sein, das Rheinland und die Rheinpfalz endgültig vom Körper des Deutschen Reiches loszureißen.

Aber unter den Aasgeiern deutscher Not herrscht Uneinigkeit. Einer gönnt dem andern die fettesten Brocken nicht. Und so kommt es Ende Oktober und Anfang November, ausgehend von Aachen, wo der Separatistenführer Leo Deckers am 22. Oktober unter dem Schutze belgischer Bajonette putscht, nur zu einer Reihe von einzelnen Putschen mehr lokaler Art. Immerhin wehen aber acht bis zehn Tage nach dem Losschlagen von Deckers in Aachen auf fast allen rheinischen Rathäusern die grünweißroten Verräterfahnen des Separatismus. Wenn auch unter Schwierigkeiten und Reibungen, so scheint doch Tirard seinem

Ziele diesmal nahe zu kommen. In Paris triumphiert man. Die systematische Unterstützungspolitik für die Separatisten, die seit dem Jahre 1919 betrieben worden ist, beginnt endlich ihre Früchte zu tragen. Die Millionen, die man dem separatistischen Gesindel Jahre hindurch in den unersättlichen Rachen gestoßen hat, fangen nun an, sich politisch zu verzinsen.

Aber wieder einmal ist die Rechnung Poincarés ohne das deutsche Volk gemacht worden. Es nützt nichts, in Kammerreden und Zeitungsartikeln zu erklären, daß die rheinische Bevölkerung ganz sichtlich den Wunsch habe, sich von der preußischen Gewaltherrschaft zu lösen. Das deutsche Volk im Rheinland und in der Pfalz beweist durch seine Taten, daß die Erklärungen der Pariser Politiker nichts anderes sind als schmutzige Lügen.

Die separatistischen Horden hausen unter dem Schutze der Franzosen in den Städten und Dörfern des Rheinlandes schlimmer, als selbst die Franzosen das je getan haben. In der belgischen Zone treiben sie es so arg, daß es sogar den Besatzungsbehörden zu viel wird und diese dazu übergehen, die verlotterten Trupps der sogenannten Rheinland-Armee aus ihrem Machtbereich zu den französischen Bundesbrüdern abzuschieben.

In der ersten Hälfte November treffen mehrere große Transporte dieser von den Belgiern mit sanfter Gewalt abgeschobenen Separatisten in den Rheinuferorten Linz, Rheinbreitbach und Honnef ein. Sie hausen dort genau so wie überall. Raubzüge in die Dörfer des Siebengebirges sind an der Tagesordnung. In den Städten werden die Kassen und Geschäfte geplündert. Die gepeinigte Bevölkerung sucht vergeblich Schutz bei den Besatzungsbehörden. Die Franzosen zucken ironisch die Achseln. Sie arbeiten nach dem bewährten Prinzip, daß sie zunächst einmal den separatistischen Horden freie Hand lassen und dann, wenn die Bevölkerung sich zur Wehr setzt, ihre Truppen einsetzen und erklären, daß an dem bestehenden Status quo nichts geändert werden dürfe.

Da packt die Bauern des Siebengebirges wütende Ver-

zweiflung. Wenn niemand ihnen hilft gegen die separatistische Pest, dann können sie sich nur noch auf Gott und ihre eigenen Fäuste verlassen.

*

Am Morgen des 15. November läuten in allen Dörfern und Gemeinden des Siebengebirges die Sturmglocken. In Oberpleis, in Asbach, in Neustadt, in Ägidienberg, Windhagen, Rederscheid, in Himberg, Hövel, Ittenbach, Rottbitze, und wie sie alle heißen. Überall kommen die Bauern zusammen und bilden Schutzwehren. Schwierig ist die Frage der Bewaffnung. Es gibt wohl ein paar Jagdflinten und ein paar alte Revolver. Aber die Mehrzahl der Bauern ist nur mit Knüppeln, Rungen oder Mistgabeln ausgerüstet.

Am Nachmittag finden sich die Führer der einzelnen Ortswehren in Himberg zu einer gemeinsamen Beratung zusammen. Man ist sich klar darüber, daß gehandelt werden müsse und daß ein Dorf das andere unter allen Umständen gegen die Separatisten zu unterstützen habe. Die einzelne Ortschaft kann sich nicht gegen die gut ausgerüsteten starken separatistischen Banden verteidigen. Die Oberführung der Bauernwehren übernimmt der Bergingenieur Hermann Schneider.

Inzwischen sind neue Meldungen aus den verschiedenen von den Separatisten besetzten Ortschaften eingetroffen. Sie besagen, daß die Hauptmacht der Landesverräter jetzt in Rheinbreitbach südlich von Honnef zusammengezogen ist. Schneider ordnet aus diesem Grunde eine Art von gewaltsamer Patrouille in Richtung auf Honnef an.

Mit Einbruch der Dämmerung führt er selbst von Himberg aus einen Trupp von etwa dreißig Selbstschutzleuten die Schmelzthalstraße nach Honnef zu. Seine Abteilung kommt bis ziemlich dicht an Honnef heran. Dort stößt sie auf überlegene Kräfte der Separatisten, so daß die Bauern, die sich in ein Gefecht mit dem weit stärkeren Gegner nicht einlassen können, bei Selhof vorläufig halten müssen.

Noch überlegt Schneider, ob er ein paar von seinen Leuten ohne Waffen nach Honnef hineinschicken soll, um die genaue Stärke des Feindes erkunden zu lassen, als auf der Straße aus dem Siebengebirge zwei Autos, ein Personen- und ein Lastwagen, mit abgeblendeten Lichtern in rascher Fahrt herankommen. Sie kommen aus derselben Richtung, aus der auch Schneider mit seinen Leuten vor etwa einer Stunde gekommen ist. Schneider kann sich nicht denken, daß ohne seinen Befehl die Himberger Bauern noch eine zweite Patrouille und sogar in Autos in Marsch gesetzt haben sollen. Die Insassen der beiden Wagen können also nur Separatisten sein.

Schnell verteilt Schneider seine Leute zu beiden Seiten der Straße im Graben. Als die Autos heran sind, springt Schneider vor und fordert sie zum Halten auf. Ein heftiges Gewehrfeuer aus dem Lastwagen ist die Antwort. Nun sind die Bauern nicht mehr zu halten. Aus ihren Jagdgewehren eröffnen sie ein regelrechtes Schützenfeuer, und ein paar Minuten lang scheint es, als ob schon hier ein regelrechtes Gefecht in Gang kommen werde. Aber die Separatisten denken gar nicht daran, sich einem ernsthaften Kampfe zu stellen. Unter dauerndem Feuern setzen sich die beiden Wagen wieder in Bewegung, und der voranfahrende Personenwagen entkommt. Auf dem Lastwagen dagegen ist anscheinend der Führer verwundet worden. Denn nach ein paar hundert Metern bleibt der Wagen stehen, und seine Insassen flüchten in den Wald. Als die Bauern herankommen, finden sie nur noch einen schwerverwundeten Separatisten neben dem Wagen auf der Straße liegen.

Als Schneider mit seinen Leuten nach Himberg zurückkommt, erzählen ihm die empörten Bauern, was sich in seiner Abwesenheit dort abgespielt hat. Die beiden Wagen waren eines der üblichen Raubkommandos der Separatisten. Sie sind anscheinend in der Zeit, in der Schneider mit seinen Leuten versucht hatte, abseits von der großen Straße nach Honnef hineinzukommen, von dort aus losgefahren, um in Himberg zu plündern. Die Ortswehr hatte die Eindringlinge hier auch

gestellt. Leider waren fast alle verfügbaren Gewehre bei der Patrouille Schneiders. So war die Lage der Himberger Bauern wenig angenehm. Als erster hatte sich der junge Peter Staffel, ein achtzehnjähriger Schmied aus Hühnerberg, dem voranfahrenden Personenwagen in den Weg gestellt und ihn zum Halten gezwungen. Mit dem Schmiedehammer in der Faust war er auf die bewaffneten Separatisten eingedrungen. Aber ehe noch die andern Bauern heran waren, hatte einer der Insassen des Wagens bereits den Revolver gezogen und Peter Staffel mit einem Schuß durch den Kopf niedergestreckt. Nun waren die Bauern nicht mehr zu halten gewesen. In wilder Wut versuchten sie, die beiden Wagen zu stürmen, und trotz der überlegenen Bewaffnung der Separatisten hatten diese mit ihren Autos schleunigst die Flucht ergriffen.

Aber Peter Staffel ist tot. Und die Bauern sind eisern entschlossen, ihren jungen Landsmann an dem separatistischen Gesindel zu rächen. Noch in der Nacht werden daher in allen Dörfern die Bauernwehren alarmiert, damit in der Frühe des nächsten Morgens alles bereitsteht, um den Rachezug nach Honnef zu unternehmen.

*

Im Hauptquartier der Separatisten in Honnef war man von den Ereignissen der letzten vierundzwanzig Stunden alles andere als erfreut. Der Verlust des Lastwagens mit der ganzen Beute des Raubzuges vom Nachmittag, dazu blutige Verluste, das war keine gute Tagesbilanz. Es schien so, als ob die Bauern des Siebengebirges sich nicht ohne Widerstand den Separatisten ergeben würden.

Mit viel Geschrei und Schnaps wurde deshalb ein genauer Feldzugsplan entworfen. Man durfte sich nicht mehr zersplittern. Man mußte alle Kräfte zusammenhalten und den schlecht bewaffneten Bauern zeigen, daß man noch Herr im Lande sei. Eine flüchtige Musterung der vorhandenen Truppenbestände ergab, daß etwa zwei- bis dreitausend Mann für eine

größere Aktion zur Verfügung standen. Sie sollten am nächsten Morgen eingesetzt werden, um die Ortschaften auf den Rheinhöhen in die Gewalt der Separatisten zu bringen. Solange das nicht gelungen war, konnte man sich weder in Honnef, noch in Rheinbreitbach, noch in den andern Rheinuferorten wirklich sicher fühlen.

Der Morgen des 16. November dämmert herauf. Von Honnef aus schieben sich die Kolonnen der Separatisten den Höhen des Siebengebirges zu. Die Stimmung ist verhältnismäßig gut. Die Führer sind der Meinung, daß die Aktion ohne allzu große Schwierigkeiten durchzuführen sei. Wenn die Bauern in den einzelnen Orten erst die Masse der Separatisten sehen, werden sie nicht mehr an Widerstand denken.

In der Höhe des Schellkopfes wird der erste Halt gemacht. Sicherungspatrouillen rechts und links der Straße gehen vor. Zunächst einmal will man mit den Himberger Bauern abrechnen. Nichts rührt sich auf den Höhenzügen. Der Anmarsch scheint überhaupt nicht bemerkt worden zu sein.

Aber oben auf den Höhen liegen seit Tagesanbruch bereits die Wachen der Bauernwehren. Längst ist die Ankunft der separatistischen Kolonnen bemerkt worden. Der Führer des linken Flügels der Abwehrfront ist der altgediente Förster Wiegard. Er hat seinen Leuten eingeschärft, unter keinen Umständen ohne Kommando zu schießen. Man soll den Feind ruhig erst herankommen lassen, bis man ihn sicher über Kimme und Korn zu fassen bekommt. Die Zahl der Gewehre ist viel zu gering, als daß man sich auf unsichere Experimente einlassen könnte.

Die Jagdgewehre in der Faust, die brennenden Augen nach Westen gerichtet, so liegen die Bauern in Deckung auf den Höhenzügen. Sie beißen die Zähne zusammen, und es zuckt ihnen in den Fingern, als sie sehen, wie sich die Separatisten unten auf der Straße langsam entwickeln, wie sie Schützenlinien bilden und in breiter Front gegen die Höhenzüge vorgehen. Aber immer wieder mahnt Wiegard zur Besonnenheit. Wenn es so

weit ist, muß jeder Schuß sitzen. Sonst ist es aus mit der Verteidigung der Heimatdörfer. Denn die Separatisten werden, wenn sie einmal auf Widerstand gestoßen sind, niemand mehr schonen. Die Gehöfte werden brennen. Die Erntevorräte werden vernichtet werden, und alles wird aus sein. Also muß man die Zähne zusammenbeißen und so lange warten, bis es Zweck hat zu schießen.

Immer näher schieben sich die Wellen der Separatisten heran. Jetzt sind die vordersten von ihnen nicht weiter als hundertfünfzig Meter von der Verteidigungslinie der Bauern entfernt. Zwischen den Bäumen gehen sie vor. Es ist ihnen anscheinend etwas unheimlich, daß alles gar so glatt geht. Vorsichtig sichernd blicken sie immer wieder nach allen Seiten.

Da endlich gibt Wiegard das verabredete Zeichen. Die erste Salve peitscht scharf durch den Wald. Die Wirkung ist glänzend. Die Separatisten sind völlig überrascht. Die meisten von ihnen fliehen sofort, und nur ein Teil wirft sich nieder und erwidert das Feuer. Unten auf der Straße, wo immer noch neue Kolonnen ankommen und sich zum Angriff auf die Höhen formieren, entsteht eine starke Verwirrung. Man sieht die aufgeregten Führer hin und her rennen und Befehle geben.

Jetzt, nachdem die ersten Kugeln aus dem Lauf heraus sind, sind die Bauern ganz ruhig. Wie auf dem Exerzierplatz liegen sie und feuern. Langsam, gut gezielt und überlegt. Die Verluste der Separatisten sind schon in diesem Stadium des Kampfes recht erheblich. Noch einmal versucht ein separatistischer Führer eine Horde seiner Leute zusammenzufassen und zum Angriff zu bewegen. Er schwingt so etwas wie einen Degen in der Luft und geht an der Spitze von etwa hundert Mann vor. Der Förster Wiegard sieht die Gefahr. Gelingt es diesem geschlossenen Trupp, in die verhältnismäßig schwache Verteidigungslinie der Bauern einzudringen, dann kann es übel werden. Vorsichtig geht er selber in Anschlag. Es kommt darauf an, ob die Kugel, die er jetzt losschickt, ihr Ziel findet. Ganz langsam und bedächtig zielt er. Er hat sich aufgerichtet, um besser sehen zu können.

Er achtet nicht auf die Kugeln, die neben ihm in die Bäume schlagen. Jetzt kniet er. Jetzt hat er sein Ziel. Und ganz, als ob es nichts anderes außer ihm und seinem Gewehr auf der Welt gäbe, visiert er ruhig und drückt ab.

Der Separatisten-„Offizier" macht einen großen Sprung und überschlägt sich. Die Kugel hat gesessen. Und nun ist der Haufen ohne Führung, und niemand mehr denkt an die Fortsetzung des Angriffs. Noch wird ein wenig aus dem Walde auf die Bauern geschossen. Aber die große Mehrzahl der Separatisten geht zurück und verschwindet nördlich der Schmelzthalstraße im Walde.

Der Angriff auf Himberg ist abgeschlagen.

*

Auch weiter im Norden liegen die Bauern auf den Höhenzügen auf der Wacht. Auf der Höhe des Hartenbruch, etwa anderthalb Kilometer westlich des Dorfes Hövel, liegt ein Posten von drei Mann. Ihr Führer ist der Jagdhüter Leonhard Kraus. Der Posten hat den Auftrag, sofort zurückzumelden, wenn er irgend etwas Verdächtiges bemerkt. Seit Mitternacht schon liegen die Bauern dort auf der Höhe, und nichts hat sich im Walde vor ihnen geregt. Da gegen halb neun Uhr scheint es so, als ob am westlichen Hange des Hartenbruch eine Bewegung entsteht. Der Jagdhüter Kraus geht mit seinen beiden Leuten vor, um festzustellen, was los ist. Er ist noch nicht bis an den Fuß der Anhöhe heruntergekommen, als er plötzlich Feuer erhält. Die Kugeln pfeifen den Bauern um die Ohren. Hinter den nächsten Bäumen werfen sie sich nieder und eröffnen ihrerseits das Feuer. Sie können nicht recht erkennen, wo der Gegner sitzt. Aber sie schießen dahin, wo sie glauben, daß die Kugeln, die neben ihnen in die Stämme schlagen, herkommen können. Plötzlich werden sie von links gefaßt. Aus einer Richtung, aus der sie es nicht erwartet hatten, dringt ein Haufen von ein paar hundert Separatisten auf sie ein, und ehe sie sich noch zur Wehr setzen können, sind sie überwältigt.

Der Weg der Separatisten in das Dorf Hövel ist frei.

Immer mehr Separatisten sammeln sich in der Gegend des Hartenbruch zum Vormarsch auf Hövel. Jetzt stoßen auch die ersten Trupps derjenigen separatistischen Kolonnen zu ihnen, die bereits die Abfuhr von Himberg hinter sich haben. Ein Haufen von vielleicht 1500 bis 2000 Separatisten ergießt sich über das unglückliche Dorf. Die ersten Gehöfte werden gestürmt und geplündert. Aber man ist vorsichtig geworden. Wo man in den Häusern noch auf irgendwelche Menschen stößt, nimmt man sie mit. Man bindet ihnen die Hände auf dem Rücken zusammen und treibt sie als Kugelfang auf der Dorfstraße vor sich her. Nun sollen die verfluchten Bauern schießen. Sie werden zunächst einmal ihre eigenen Leute treffen.

Mit Windeseile hat sich die Nachricht von dem Einbruch der Separatisten in Hövel in den andern Orten verbreitet. Von Süden her schickt der Förster Wiegard so viele von seinen Leuten, wie er irgend entbehren zu können glaubt. Aber auch von Norden her, aus Ittenbach und Oberpleis, kommt jetzt Unterstützung. Und langsam zieht sich um das bedrohte Dorf der Ring der Rache zusammen. Noch rauben und plündern die Separatisten das ganze Dorf Hövel aus. Noch glauben sie, Herren der Situation zu sein. Aber da knallen ihnen schon aus der Richtung von Aegidienberg her die ersten Schüsse entgegen. Der Sturm auf Hövel beginnt.

Im ersten Augenblick sind die Separatisten nur überrascht. Aber dann merken sie, daß ihre Lage anfängt gefährlich zu werden. Und nun versuchen sie das letzte. In das stärkste Feuer jagen sie die unglücklichen Geiseln, unter denen sich auch der am Hartenbruch gefangengenommene Jagdhüter Kraus befindet. Aber nicht genug damit. Als sie bemerken, daß die Geiseln sich niederwerfen, daß sie versuchen, irgendwie vor dem mörderischen Feuer Deckung zu finden, da schießen sie selbst auf die Wehrlosen. Eine Kugel trifft den fünfundsechzig Jahre alten Theodor Reinz in den Unterleib. Mitten auf der Dorfstraße bleibt der Unglückliche zunächst liegen.

Aber inzwischen sind die Bauern von Süden und von Norden herangekommen. Sie haben die ausgeplünderten Gehöfte gesehen. Sie sehen die Geiseln, und nun sind sie nicht mehr zu halten. Es ist gleichgültig, daß die Separatisten viel mehr Gewehre haben als sie selbst. Ohne Rücksicht auf das Feuer des Gesindels gehen die Bauern zum Angriff vor. Die Knüppel in ihren Fäusten werden zu furchtbaren Waffen. Ein grausamer Kampf



zwischen den Häusern des Dorfes Hövel beginnt. Noch versuchen die Separatisten sich zu wehren. Aber gegen die elementare Wut der gepeinigten Bauern kommen sie auf die Dauer nicht an. Sehr bald wenden sich die ersten zur Flucht. Aber fast alle Wege sind ihnen versperrt. Nur nach Westen, in der Richtung auf den Hartenbruch, gibt es noch eine Fluchtmöglichkeit.

Fast eine Stunde dauert der erbitterte Kampf in Hövel. Dann ist die Hauptmasse der Separatisten geflohen. Sie schleppen nach Möglichkeit ihre Verwundeten mit.

Nur in einzelnen Gehöften dauert der Kampf noch fort. Da, wo keine Möglichkeit zur Flucht war, wehren sich die Separatisten

mit dem Mute der Verzweiflung. Gehöft für Gehöft muß von den Bauern im Sturm genommen werden.

In diesem Kampf wird nicht viel Pardon gegeben. Wo die Bauern einen Separatisten treffen, hat er nicht mehr Zeit, sein Sterbegebet zu sprechen. Mit Knüppeln und Dreschflegeln schlagen die Bauern zu, und ihre Fäuste sind hart und arbeitsgewohnt. Furchtbar sind die Verluste der Separatisten. Als gegen Mittag das Dorf gänzlich gesäubert ist, werden die Toten zusammengetragen. Allein in dem Ortsteil Oberhövel sind im Nahkampf vierzehn Separatisten erschlagen worden. Wie viele außerhalb des Ortes auf der Flucht von den empörten Bauern noch niedergeschlagen worden sind, hat man nie ganz genau feststellen können.

Nur mit Mühe gelingt es den besonnenen Führern der Bauern, etwa fünfzig gefangene Separatisten zu retten. Sie werden im Laufe des Tages nach Osten ins unbesetzte Gebiet abgeschoben.

Das Bauerngericht im Siebengebirge ist zu Ende. Es war furchtbar, aber gerecht. Die Dörfer des Siebengebirges sind von Separatisten von diesem Tage an nicht mehr behelligt worden.

Am Tage nach der Schlacht von Hövel erschienen programmmäßig, wie das nicht anders zu erwarten war, französische Truppen in den Hauptkampforten. Sie stellten stundenlange Verhöre an. Aber sie bekamen nichts heraus. Die Bauern hätten sich eher die Zunge abgebissen, ehe sie einen Verrat geübt hätten. Und selbst die französischen Offiziere hatten wohl ein Gefühl dafür, daß sie hier kein sehr sauberes Geschäft zu versehen hatten. Sie kannten ihre separatistischen Bundesbrüder, und sie sahen die harten, aber offenen Gesichter der Bauern und wußten, wo Recht und wo Unrecht ist.

*

Obwohl es unter dem französischen Regime im ganzen besetzten Gebiet keine Zeitung gibt, die von dem furchtbaren Gericht im Siebengebirge Mitteilung machen darf, verbreitet

sich das Ereignis doch mit Windeseile. Selbst in die entlegenen Eifeldörfer des Bezirkes von Wittlich dringt die Kunde. Die Eifel- und Moselbauern haben in diesen Wochen nicht weniger zu leiden als ihre Landsleute im Siebengebirge.

Im Hotel „Zur Post" in Ürzig an der Mosel residiert seit ein paar Tagen ein früherer Weinhändler Scholtes, der sich jetzt stolz Landrat der rheinischen Regierung nennt. Schon am 18. November in der Nacht holen ein paar beherzte Ürziger Bürger den Landesverräter im Hemd aus dem Bett, verprügeln ihn furchtbar und schleppen ihn im Triumph durch den Ort. Kurz bevor der „Landrat" Scholtes in die Mosel geworfen werden soll, gelingt es ihm, zu entkommen. Im Krankenhaus von Bernkastl hat er noch wochenlang Gelegenheit, die Bilanz seiner unrühmlichen Landratstätigkeit zu ziehen.

Zwei Tage später finden sich ein Dutzend deutsche Männer aus der Eifel und den Moseldörfern im Hause des Weingutsbesitzers Berres in Ürzig zusammen. Sie beschließen, nun auch hier dem Separatistenspuk ein Ende zu bereiten.

Ähnlich wie im Siebengebirge wird in aller Eile die Organisation durchgeführt. Am Morgen des 22. November rücken über die Eifelhöhen und vom Moseltale her die Züge der Bauern gegen Wittlich heran. In der Besprechung in Ürzig ist festgelegt worden, wie viele Männer jeder einzelne Ort zu dem Zuge zu stellen hat. Am Morgen des 22. November stellt sich heraus, daß aus einzelnen Ortschaften dreimal so viel Bauern zur Stelle sind, als vorher angegeben worden ist.

Die Hauptkolonne der Eifelbauern sammelt sich unmittelbar bei Wittlich. Dort soll eigentlich das Eintreffen der Landsleute aus dem Moseltal erwartet werden. Aber die Moselbauern kommen nicht ganz bis nach Wittlich heran. Wieder einmal hat irgendein schmutziger Verräter sich gefunden, und der französische Kreisdelegierte hat seine marokkanischen Truppen den Moselbauern entgegengeschickt. Gegen Maschinengewehre und Bajonette können die nur mit Knüppeln bewaffneten Bauern nicht gut anrennen. Zähneknirschend machen sie halt.



Die Eifelbauern dagegen können unter der Führung von Peter Gessinger von der andern Seite her in Wittlich eindringen. Der erste Sturm gilt dem Wachtlokal der separatistischen Truppen. Die Landesverräter setzen sich zunächst kräftig zur Wehr. Aber gegen die Wut der Bauern sind sie machtlos. Schon sind die ersten in das Wachtlokal eingedrungen, da erscheinen auch hier die Marokkaner. Unter dem Schutz ihrer Bajonette versuchen die Separatisten einen Gegenangriff, bei dem unter den Schüssen des Gesindels der zwanzigjährige Philipp Klas aus Ober-Öffingen sein Leben aushaucht. Sein Bruder Peter Klas wird schwer verwundet.

Trotzdem bleibt der Bauernzug gegen Wittlich, an dem mindestens viertausend deutsche Männer teilgenommen haben, nicht ohne Wirkung. Der französische Kreisdelegierte, der bis dahin die Separatisten in jeder Weise unterstützt hat, wird vorsichtig und sieht sich veranlaßt, diese unrühmlichen Bundesgenossen Frankreichs nun doch lieber zu entwaffnen.

Wieder verbreitet sich die Nachricht von dem spontanen Aufstand der Eifelbauern wie ein Lauffeuer durch das gepeinigte Land. Überall erheben sich jetzt die Bürger und Bauern und machen mit den Separatisten kurzen Prozeß. In Düren kommt es am 24. November zu einem blutigen Gefecht, bei dem die

Separatisten zehn Tote und dreißig Schwerverletzte verlieren; die Verluste der Deutschen betragen sechs Tote.

Am 27. November gibt Matthes, der in dieser letzten traurigen Epoche der maßgebliche Führer der rheinischen Separatisten gewesen war, sein schmutziges Spiel verloren. In einem Brief an den französischen Oberkommissar Tirard legt er sein Amt als „Vorsitzender des Kabinetts der vorläufigen Rheinland-Regierung" nieder. Das ist die endgültige Bankrotterklärung.

Der Separatistenspuk im Rheinland ist vorbei.

*

Seit Tagen schon wohnt der Student Muthmann im Wittelsbacher Hof in Speyer. Im Fremdenbuch ist er eingetragen als Referendar Dr. Weiß. Wenn er schon unter falschem Namen in einer deutschen Stadt leben muß, dann will er wenigstens die kleine Genugtuung haben, daß er sich selber sozusagen einen Vorschuß auf die Zukunft ausstellt und als Referendar auftritt, der er ja eigentlich erst werden will.

Das Hotel Wittelsbacher Hof ist in den Abendstunden dieses Januar 1924 das Hauptquartier des Separatistenführers Heinz-Orbis und seiner Freunde. Im Speisesaal des Hotels pflegen sie abends zu sitzen, zu essen und gute Weine zu trinken. Geld spielt natürlich keine Rolle. Heinz-Orbis ist ja „Chef der Regierung der autonomen Pfalz".

Sein Gönner, der französische General de Metz, ist ein wenig vorsichtiger gewesen als seine Kollegen im Rheinland. Er hat seine Separatistenbanden nicht gleich losschlagen lassen, als es im Oktober im Rheinland losging. Dafür aber geht er jetzt mit ungeheurer Rigorosität vor. Die ganze Pfalz ist in den Händen der Separatisten. Die Abriegelung vom unbesetzten Gebiet wird brüderlich von bewaffneten Separatisten und französischem Militär aufs allerstrengste durchgeführt. Keine Mark deutsches Reichsgeld wird hereingelassen. Jeden Tag gibt es am Ufer des Rheins Schießereien, wenn die französisch-separatistischen Posten auf dem Strom etwas Verdächtiges bemerken. Und verdächtig

in ihrem Sinne ist so ziemlich jede Bewegung, die auf dem Wasser vor sich geht.

Selbstverständlich gibt es auch keinerlei reichsdeutsche Zeitungen im Hoheitsbereich der Herren de Metz und Heinz-Orbis. Die Bürgermeister und Amtsvorsteher in der Pfalz wissen überhaupt nicht mehr, wie es drüben in Bayern, im Reich zugeht. Dafür erscheinen bei ihnen die separatistischen Patrouillen und legen ihnen vorgedruckte Loyalitätserklärungen vor, die sie unterzeichnen sollen. Wer sich weigert, wird zunächst einmal gleich an Ort und Stelle verprügelt und dann in das Bezirksamt nach Speyer oder nach Pirmasens geschleppt und in Haft genommen. Diese Haft besteht darin, daß die Unglücklichen so lange geprügelt werden, bis sie unterschreiben. Die gesammelten Treuekundgebungen, die auf diese Weise zusammenkommen, schickt General de Metz nach Koblenz zur interalliierten Rheinland-Kommission. Sie dienen zum Beweise dafür, daß die Bevölkerung der Rheinpfalz die autonome, von Deutschland unabhängige Regierung will und unterstützt.

So geht das nun schon seit Mitte Dezember. In den ersten Januartagen hat General de Metz zum großen, endgültigen Schlage ausgeholt. Er veranlaßt Heinz-Orbis, ein paar gesetzartige Verordnungen herauszugeben. Die werden ebenfalls nach Koblenz geschickt, damit sie dort nach der Vorschrift der Rheinlandakte registriert werden können. Alle Verordnungen und Gesetze der deutschen Regierung unterliegen dieser Vorschrift. Zehn Tage nach der erfolgten Registrierung bei der Rheinland-Kommission erhalten sie Gültigkeit und Gesetzeskraft im besetzten Gebiet. Die Rechnung von Tirard und General de Metz geht nun dahin, daß durch die Registrierung von Verordnungen der Regierung Heinz-Orbis stillschweigend eine De-jure-Anerkennung der autonomen Pfalzregierung durch die interalliierte Rheinland-Kommission erfolgt.

Drüben im unbesetzten Gebiet gibt es noch Leute, die die Deutschen in der Pfalz in dieser furchtbaren Not nicht im Stiche lassen wollen. Sie wissen, daß die Bevölkerung unter der Knute

des Generals de Metz sich nicht rühren kann, daß ein Widerstand nur von außen her aufzuziehen ist. In der ganzen schrecklichen Zeit sind diese Männer, die von der sogenannten Pfalz-Zentrale in Heidelberg aus angesetzt und geleitet werden, schon tätig gewesen. Nacht für Nacht schwimmen beherzte Studenten und ehemalige Offiziere über den Strom. Sie schleichen sich nach Speyer hinein und bringen Geld und Nachrichten aus dem unbesetzten Gebiet.

Aber so, wie die Dinge Anfang Januar 1924 liegen, ist das nicht mehr genug. Wenn erst einmal die inoffizielle Anerkennung des pfälzischen Separatismus durch die Rheinland-Kommission erfolgt ist, dann ist es zu spät. Noch vor dem 12. Januar, an dem die Registrierungsfrist abläuft, muß unbedingt etwas geschehen, was die Welt auf die Vorgänge in der Pfalz aufmerksam macht. Eine größere bewaffnete Aktion läßt sich in der Kürze der Zeit nicht in Szene setzen. Sie würde auch Schwierigkeiten haben, weil man wohl einzelne mutige Männer unbemerkt über den Strom nach der Pfalz hineinschaffen kann; aber Hunderte und Tausende, wie das für eine große Aktion gegen die Separatisten notwendig wäre, kann man nicht hinüberbringen.

Also wird der Beschluß gefaßt, den Separatistenhäuptling Heinz-Orbis niederzuschießen, damit durch dieses Attentat die Welt aufhorcht. Man kann damit rechnen, daß dann zum mindesten die Engländer in der interalliierten Kommission hellhörig werden, und dann ist es vielleicht möglich, die Anerkennung der Separatisten durch die interalliierte Kommission aufzuhalten oder unmöglich zu machen.

Das ist der Plan, und zu seiner Vorbereitung und Durchführung wohnt Günter Muthmann jetzt im Wittelsbacher Hof in Speyer.

Muthmann hat alles genau ausgekundschaftet. Die Vorbereitungen sind am 8. Januar fertig. Er weiß, daß am Abend des 9. wieder Heinz-Orbis mit ein paar Freunden im Wittelsbacher Hof erscheinen wird. Das ist die beste Gelegenheit, auch

wenn das Attentat auf diese Weise in einem wahrscheinlich ziemlich besetzten Hotelspeisesaal ausgeführt werden muß.

Am 9. abends kurz nach acht Uhr betritt Günter Muthmann den Speiseraum. Er setzt sich an den Tisch, an dem er in den letzten Tagen gewöhnlich gesessen hat. Er hat sich diesen Tisch schon ausgesucht, weil er von seinem Platz aus sowohl die Eingangstür wie die Fenster wie auch den Stammtisch der Separatistenführer gut im Auge hat.

Heute abend muß es glücken. Muthmann bestellt sich wie gewöhnlich sein Essen und einen Schoppen Wein. Er würgt ein paar Bissen hinunter, um nicht aufzufallen. Mit dem Wein geht es schon besser. Der volle, kühle Pfalzwein beruhigt die erregten Nerven.

Ein wenig später kommen die Separatisten. Heinz-Orbis ist vergnügt und ungewöhnlich guter Laune. In seiner Begleitung sind vier oder fünf andere Separatistenführer. Sie sprechen laut. Sie haben es nicht nötig, die Stimmen zu senken. Sie sind ja die Herren in diesem Lande.

Verstohlen blickt Muthmann auf die Uhr. Zwischen acht und neun Uhr sollen die ausgesuchten Helfer für die Befreiungstat auf einem Kahn über den Strom kommen. Vier von ihnen sind dazu bestimmt, im Saal selbst unmittelbar beim Attentat mitzuwirken, die andern haben den Auftrag, draußen auf der Straße den Rückzug zu decken.

An diesem Abend kriecht der Uhrzeiger wie eine schlaganfällige Schnecke. Schließlich ist es neun. Jetzt müßten die Kameraden kommen. Aber sie kommen nicht.

Im Speisesaal haben sich inzwischen verhältnismäßig viele Leute eingefunden. Ein paar Reisende, ein paar Speyerer Bürger mit ihren Frauen. An einem Tisch in der Ecke wird laut und unbekümmert Französisch gesprochen. Dort sitzt in Zivil Oberst Richier, der Leiter des französischen Geheimdienstes. An einem andern Tisch sitzt ein merkwürdig interessiert aussehender einzelner Herr, der schon lange mit dem Essen fertig ist und immer noch einen neuen Schoppen Pfalzwein bestellt. Es ist,

wie sich erst später herausstellt, der englische Journalist Gedye, ehemals englischer Offizier in der Besatzungsarmee und jetzt Sonderkorrespondent der Londoner Times.

Die Nervosität Günter Muthmanns steigt von Minute zu Minute. Mit einem erschreckten Blick auf den vor ihm stehenden Aschenbecher stellt er fest, daß dort schon zehn oder zwölf halb gerauchte Zigaretten liegen. Er hat gar nicht gemerkt, daß er sich in der Nervosität des Wartens alle paar Minuten eine neue Zigarette angesteckt hat, die dann nach ein paar Zügen in den Aschenbecher geflogen ist.

Mechanisch steckt Muthmann die rechte Hand in die Rocktasche. Der Revolverlauf ist kühl, und von ihm fließt ein Strom der Ruhe auf den Erregten über.

Da endlich gegen halb zehn öffnet sich die Eingangstür, und herein kommen die vier Kameraden. Der Oberkellner eilt den neuen Gästen entgegen, um ihnen einen Tisch anzubieten. Einen Augenblick stehen sie wie suchend und überlegend in der Nähe der Tür. Sie haben ihren Kameraden Muthmann sofort gesehen.

Muthmann macht die verabredete Bewegung, mit der er den Kameraden den Tisch zeigt, an dem Heinz-Orbis sitzt.

Jetzt ist es so weit. Mit einem Ruck springt Muthmann auf. Matt blitzt in seiner Hand der brünierte Lauf der Pistole. Mit zwei großen Sätzen sind die Kameraden bis dicht an den Tisch der Separatisten herangesprungen. Klar und scharf tönt die Stimme Muthmanns:

„Alles Hände hoch und an die Wand! Niemand rührt sich! Es gilt nur den Separatisten!"

Und schon krachen die Schüsse. Heinz-Orbis stürzt, von zwei Kugeln in den Kopf getroffen, auf den Boden, zwei andere aus seiner Gesellschaft sind aufgesprungen und versuchen zu fliehen, als die Kugeln sie erreichen. Einen Tisch von ihrem ursprünglichen Platz entfernt bleiben sie in ihrem Blut liegen.

In den folgenden Sekunden spielen sich in dem Speisesaal des Hotels grotesk dramatische Szenen ab. Ein paar der Frauen

schreien gellend auf und fallen in Ohnmacht. Unter einem Tisch in der Ecke hockt mit angstgrauem Gesicht der französische Oberst Richier.

Auch draußen auf der Straße knallen jetzt Schüsse. Die Revolver noch immer in der Faust, ziehen sich die fünf jungen Deutschen langsam nach der Ausgangstür zurück. Ehe sie den Raum verlassen, wendet sich Muthmann noch einmal an die schreckerstarrten Hotelgäste:

„Wir bitten um Entschuldigung für den Schrecken, den wir Ihnen bereitet haben. Aber wir hatten kein anderes Mittel, mit den landesverräterischen Lumpen abzurechnen. Niemand von Ihnen wird etwas passieren. Allerdings muß das Hotel in der nächsten Viertelstunde ohne Beleuchtung bleiben. Während dieser Zeit darf niemand von Ihnen den Versuch machen, diesen Raum hier zu verlassen. Wer es tut, muß leider niedergeschossen werden. Es lebe Deutschland!"

In der Sekunde darauf erlischt im ganzen Hotel das elektrische Licht. Einer der Verschwörer hat draußen die Hauptsicherung herausgerissen.

Völlig erstarrt über die grauenhaften Vorgänge, die sich in Sekundenschnelle abgespielt haben, bleiben die Hotelgäste zurück. Tiefes Dunkel und eine schreckliche Stille ist um sie herum. Irgendwo aus dem Raum tönt das Stöhnen eines anscheinend schwerverwundeten Separatisten. Aber zunächst wagt niemand, dem Verletzten zu Hilfe zu kommen. Es ist kein Licht da, und wahrscheinlich stehen an der Tür noch zwei oder drei der Attentäter, um bei jeder Bewegung, die sie wahrnehmen, sofort zu feuern.

Schließlich, nach schrecklichen Minuten, die langsam wie Stunden dahinschleichen, reißt irgendein beherzter Mann ein Streichholz an. Da kommt Bewegung unter die Erstarrten. Noch einmal horchen sie gespannt nach draußen, aber nichts rührt sich mehr. Schließlich wird von draußen her das Licht wieder eingeschaltet. Jetzt erst läßt sich übersehen, was eigentlich tatsächlich geschehen ist. Um den Separatistentisch herum liegen

fünf Leichen. Von den Attentätern ist nicht das geringste mehr zu sehen.

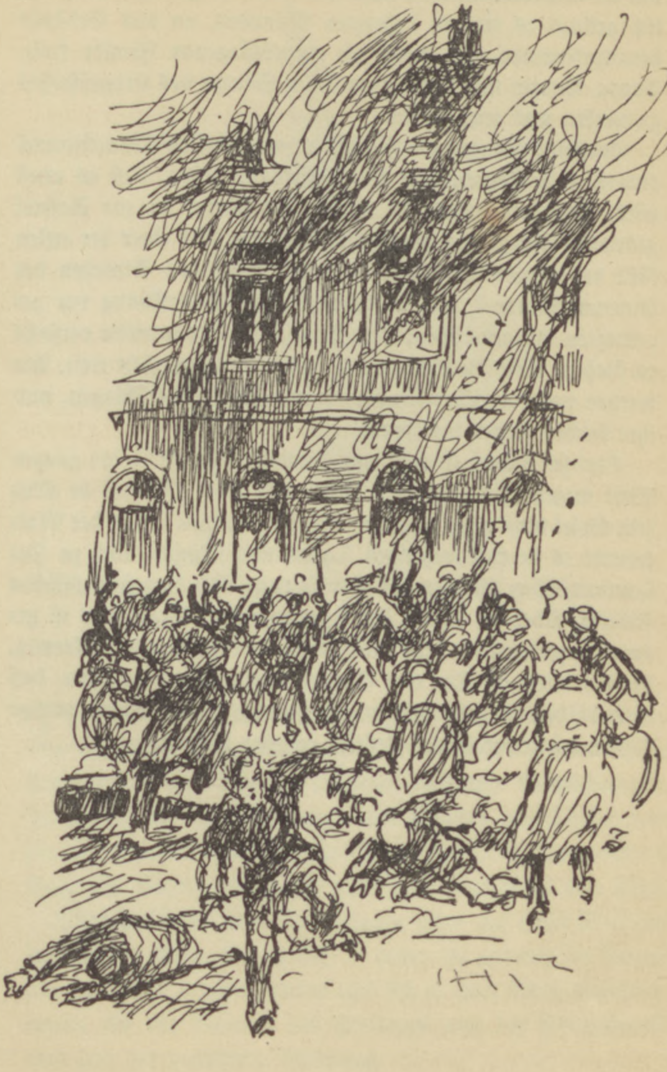
Leider ist draußen auf der Straße nicht alles so glatt gegangen wie drinnen im Saal. Durch die ersten Schüsse alarmiert, ist eine Separatistenpatrouille herbeigeeilt, die mit den Deckungsmannschaften vor dem Hotel in eine Schießerei geraten ist. Dabei sind auf deutscher Seite zwei Leute, Franz Hellinger und der Steuerassistent Wiesmann, gefallen; der ebenfalls zu der Deckungsabteilung gehörige Rechtsanwalt Jung ist verwundet worden. Die übrigen Attentäter mit Muthmann an der Spitze können ins unbesetzte Gebiet entkommen.

Die Wirkungen des Attentats zeigen sich sofort. England greift ein. Die beabsichtigte Anerkennung der Heinz-Orbis-Gesetze durch die Rheinland-Kommission unterbleibt, und die englische Regierung entsendet ihren Münchener Generalkonsul Clive in die Pfalz, um dort eine unparteiische Untersuchung der Verhältnisse vorzunehmen.

Auch auf die völlig deprimierte Bevölkerung der Rheinpfalz bleibt die Tat von Speyer nicht ohne Rückwirkung. Als trotz des englischen Eingreifens die französische Unterstützung der Separatisten in einzelnen Pfalzstädten noch immer fortgeführt wird, kommt es am 12. Februar in Pirmasens zu einem furchtbaren Volksgericht.

Dort herrscht mit besonderer Brutalität der separatistische Bezirkskommissar Schwaab. Am Nachmittag des 12. Februar ziehen ein paar hundert Bürger von Pirmasens zum Bezirksamt und verlangen den Abzug der Separatisten. Die Antwort ist eine scharfe Gewehrsalve aus den Fenstern des Bezirksamtes. Tote und verwundete Bürger von Pirmasens liegen auf dem Straßenpflaster.

Angesichts dieser brutalen Mordtat ergreift die übrigen eine wilde und verzweifelte Wut. Ein paar Minuten später schon läuten die Sturmglocken, und viele Hunderte von Bürgern gehen gegen das Bezirksamt vor. Ein paar von ihnen haben Jagdgewehre und schießen damit auf die Fenster des Amtes,



um die Separatisten nicht ungehindert feuern zu lassen. Schließlich gelingt es einigen beherzten Männern, an das Gebäude heranzukommen und durch die eingeschlagenen Fenster Holz, Pappe, Benzin und Petroleum in die Räume des Erdgeschosses zu werfen und anzuzünden.

Prasselnd schlagen die Flammen zum dunklen Abendhimmel empor. Die Separatisten im Bezirksamt sehen, daß es ernst wird. Trotzdem feuern sie weiter. Da stürmt die zur Raserei gebrachte Menge das brennende Gebäude. Als einer der ersten fällt der Bezirkskommissar Schwaab unter den Streichen der schweren Knüppel, die die hauptsächliche Bewaffnung der gepeinigten Bürger bilden. Eine Anzahl der Separatisten versucht zu fliehen. Aber die meisten von ihnen kommen nicht weit. Sie werden von der wütenden Menge mit Knüppeln erschlagen, und ihre Leichen fliegen ins Feuer.

Das furchtbare Gericht von Pirmasens erregt in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen. Noch gibt zwar General de Metz sein Spiel nicht ganz verloren, und in einzelnen Orten der Pfalz kommt es in den folgenden Tagen und Wochen noch zu Zusammenstößen zwischen der Bevölkerung und dem französischen Militär. Aber die Wucht des separatistischen Aufstandes ist gebrochen, zerschellt an dem Widerstand der deutschen Bevölkerung, die sich durch die Tat von Speyer davon überzeugt hatte, daß auch in den furchtbarsten und hoffnungslosesten Lagen mutige Männer durchgreifende Erfolge erzielen können.

* *
*



Nachwort

Den ersten wirren und wilden Jahren nach dem Kriege, in denen oft genug der Bestand des Reiches auf dem Spiele stand, folgte eine Periode äußerlich ruhigerer Entwicklungen. In den Zeiten der Konferenzen von Locarno und Thoiry war für die Männer aus dem Baltikum, aus O. S. und von der Ruhr im Vordergrunde des politischen Geschehens kein Platz.

Alles hat seine Zeit. Und beinahe alles auf dieser Welt hat irgendeinen Sinn. Die Jahre, in denen die anderen im Kampf um Deutschland vorn standen und sich in ihrer Weise einsetzten, waren für die Männer der Freikorps und der Grenzkämpfe eine Zeit der politischen Schulung.

Viele von diesen Männern sind im Laufe der Zeit zu politischen Kämpfern geworden, und manch einer ist dabei Wege gegangen, die ihn scheinbar von seinen alten Kameraden fortführten. Aber bei allen denen, die damals wirklich im Kampfe gestanden haben, gibt es einen Punkt, wo die Verschiedenheiten der politischen Meinung verwischt werden; verwischt nicht in dem Sinne, daß man sich ihrer nicht bewußt bliebe. Diese Männer wissen, aus der Erfahrung und dem Erlebnis ihrer Kämpferjahre, daß es etwas Höheres gibt als den Streit um politische Methoden. Und dieses Höchste, was sie für sich erkämpft haben, ist wahre Kameradschaft. Kameradschaft, die sich immer dann wieder die Hände reichen wird, wenn die Not des Vaterlandes den letzten Einsatz fordert.

* * *

Beachten Sie bitte
die folgenden Seiten:

Gunther Plüschow

Deutscher Seemann und Flieger

Das Lebensbild des „Fliegers von Tsingtau". Aus Tagebüchern, Aufzeichnungen, Berichten und Gesprächen zusammengestellt von seiner Frau, Isot Plüschow. Vorwort von Bruno Loerzer, dem Präsidenten des Deutschen Luftsportverbandes.

*

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin

13.6.40.			
1.11.40.			
20.5.			
12.1.			
19.3.			
24.4.			
23.12.			